ACTA FACULTATIS PHILOSOPHICAE
UNIVERSITATIS OSTRAVIENSIS
SBORNÍK PRACÍ OU ČÍSLO 233/2007

UNIVERSITAS OSTRAVIENSIS
Facultas Philosophica

STUDIA GERMANISTICA

ČÍSLO 2

ACTA FACULTATIS PHILOSOPHICAE
UNIVERSITATIS OSTRAVIENSIS
SBORNÍK PRACÍ OU ČÍSLO 233/2007

STUDIA GERMANISTICA

ČÍSLO 2

Recenzovali:

Prof. PhDr. Jiří Munzar, CSc.
Masarykova univerzita v Brně

Prof. Dr. Werner Wegstein
Bavorská univerzita Julia Maximiliána ve Würzburgu

Doc. PhDr. Pavla Zajícová, Ph.D.
Ostravská univerzita v Ostravě

Vědečtí redaktoři: Doc. et Priv.-Doz. PhDr. Lenka Vaňková, Dr.
Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Norbert Richard Wolf

Výkonná redakce: Mgr. Martin Mostýn

Vydala Ostravská univerzita v Ostravě, Filozofická fakulta jako sborník OU č. 233/2007

© Ostravská univerzita v Ostravě, Filozofická fakulta 2007

ISBN 978-80-7368-376-4

Inhalt

Vorwort 5

LITERATURWISSENSCHAFT:

Feministische Rezeption der österreichischen Schriftstellerin Ingeborg Bachmann
Eva HÖHN 7

Heinrich von Kleists Aufsatz ‚Über das Marionettentheater' und seine „Verrückung" in der Literaturgeschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts
Angelika KÜNNE 13

Kontakte des Fürsten Karl Alois Lichnowsky zu Johann Wolfgang Goethe
Iveta RUCKOVÁ 21

Die Schweizer Kurzgeschichte (Am Beispiel der Erzählungen von Erica Pedretti)
Irena ŠEBESTOVÁ 27

Lachen in der phantastischen Literatur. Am Beispiel des Frühwerks von Gustav Meyrink
Nikola ZEJKANOVÁ 37

Motiv der Kälte in Judith Hermanns Prosa
Naděžda ZEMANÍKOVÁ 43

SPRACHWISSENSCHAFT:

Vorüberlegungen zur kontrastiven deutsch-tschechischen Phraseologie
Eva HOFRICHTEROVÁ 49

Wie zeigt die Übersetzung Emotionen? Oder die „sakralen Interjektionen" als ein mögliches übersetzungstheoretisches und -praktisches Problem
Eva-Maria HRDINOVÁ 57

Zur syntaktischen Vollständigkeit und semantischen Variierbarkeit der dialogtypischen Teiläußerungen im Fremdsprachenunterricht
Viera CHEBENOVÁ 63

Sprachräume in Unterfranken
Almut KÖNIG, Sabine KRÄMER-NEUBERT,
Monika FRITZ-SCHEUPLEIN 69

Nominalstil als Mittel der Informationsverdichtung. Zum Ersatz der Nebensätze durch Nominalphrasen in Kurznachrichten
Martin MOSTÝN 73

Österreichisches in österreichischer Gegenwartsliteratur? Eine sprachliche Analyse am Beispiel von Marlene Streeruwitz
Silvia NEUMAYER EL-BAKRI 83

Die heutige Tagespresse und ihre Textsorten. Teil I
Gabriela RYKALOVÁ 93

Metaphern als Mittel der Textkohärenz
Johannes SCHWITALLA 107

Überlegungen zur deutschen Konjugation
Norbert Richard WOLF 123

BayDat – die bayerische Dialektdatenbank: Abschlussbericht
Ralf ZIMMERMANN 133

REZENSIONEN:

Lenka Vodrážková-Pokorná: Die Prager Germanistik nach 1882. Mit besonderer Berücksichtigung des Lebenswerkes der bis 1900 an die Universität berufenen Persönlichkeiten
Libuše SPÁČILOVÁ 139

Was ist die Grammatik der gesprochenen Sprache?
Aus Anlass von Johannes Schwitalla: Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung
und
Reinhard Fiehler: Gesprochene Sprache. In: Duden. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch, S. 1175-1256.
Lenka VAŇKOVÁ 143

Vorwort

Der zweite Band der ‚Studia germanistica' setzt die schon im ersten Band deklarierte Ausrichtung dieser Reihe fort: Sie soll nicht nur die Forschungstätigkeit des Lehrstuhls für Germanistik an der Universität Ostrava dokumentieren, sondern auch das Bild von seiner Zusammenarbeit mit einheimischen germanistischen Instituten sowie von seinen vielseitigen internationalen Beziehungen geben.

Das Spektrum dieser Kontakte ist sehr breit: In diesem Band stellen ihre Beiträge Kollegen von den Universitäten in Erfurt und in Würzburg vor, die schon zu den traditionellen Partnern der Ostrauer Germanistik gehören. Als Zeugnis der Kooperation mit der Slowakei erweisen sich Beiträge der Kolleginnen von den Universitäten in Nitra und Banská Bystrica.

Die veröffentlichten Beiträge zeigen, dass die Wissenschaft international ist. Wir sind überzeugt, dass sie auch nur international funktionieren kann, dass die Ostrauer und auswärtigen Germanisten wechselseitig profitieren und voneinander lernen können.

Der vorliegende Band gibt die wissenschaftliche Diskussion wieder, die auf dem Gebiet der Literaturwissenschaft und der Sprachwissenschaft verläuft. Neu wurde hier Raum für Rezensionen vorbehalten: Diese sollten in der Zukunft zum festen Bestandteil der Ostrauer ‚Studia germanistica' werden.

Im Juni 2007

Lenka Vaňková Norber Richard Wolf

Feministische Rezeption der österreichischen Schriftstellerin Ingeborg Bachmann

Eva HÖHN

Die durch die feministische Bewegung eingeleitete Rezeption des Werks von Ingeborg Bachmann ist für die gesamte postume Rezeption der Autorin von Bedeutung. Dank ihr ist die weitere Forschung ihres Werkes erneuert worden, wobei immer neue Tatsachen (verbunden vor allem mit der Trilogie ‚Todesarten' aber auch anderen Werken der Schriftstellerin) enthüllt werden. Die intensive Aufmerksamkeit bezeugt über die immer größere Bedeutung Bachmanns für die zeitgenössische Literatur.

Die feministische Bewegung etablierte sich aus der Linke des Jahres 1968, die die weiblichen Initiativen wie die Gründung der Frauenzentren und Gruppen der Selbsterkenntnis mit sich brachte und so zu einer sozialen Transformation beitrug. Die Aufmerksamkeit der Frauen rückte auf die mit ihrer Existenz verbundenen Probleme. Im Zusammenhang mit den über die Unterdrückung der Frauen verbundenen Fragen, rückte die These des Patriarchats in den Vordergrund, der in der Antike die matriarchal organisierten Gesellschaften verdrängt hatte. Von zentraler Bedeutung wurde die These über die Dominanz des Mannes und der Repression des Femininen.

Mit diesem Kulturkontext ist auch die durch die Gesamtausgabe des Werkes der Autorin im Jahr 1978 eingeleitete Rezeption verbunden. Die die weibliche Existenz betreffenden Romane der Trilogie ‚Todesarten' sind Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre zu einem großen Erfolg gelangt. Das weibliche Publikum hat die Franza-Geschichte als auch die der Ich-Figur des ‚Malina' Romans mit ihrem eigenen Leben verbunden. Dank dessen wurden diese Texte „*auf die Geschichten über die Liebe, das Leiden und der Frau als Opfer des Mannes reduziert*" (Weigel 1983: 3).

Bei der Aktualisierung der persönlichen Problematik ist die Gefahr ihre Dogmatisierung geworden. Immer mehr wurden mit dem Feminismus radikale Analysen über die Unterdrückung der Frau durch den ihren Körper kontrollierenden Mann und der Frau als sein Opfer verbunden. Das größte Übel wurde der Mann.

> *„German feminists' general suspicion of Marxism and other „male" theories hindered the development of an analysis that could have located their privat sufferings in the context of its specific determinants within a larger social framework"* (Lennox 1992: 4).

So wurde auch der Roman ‚Malina' ein literarischer Beweis der männlichen Herrschaft über die Frau und ihrer zentralen Bedeutung im Leben der Frau. Ellen Summerfield in ihrem Artikel ‚Verzicht auf den Mann. Zu Ingeborg Bachmanns Erzählungen Simultan. Die Frau als Heldin und Autorin' interpretiert in diesem Kontext die weiblichen Gestalten aus dem Zyklus ‚Simultan' als moderne Frauen, die ihre Unabhängigkeit vom Mann erreicht haben.

Das Stigma des Patriarchats überdauerte in Bachmanns Rezeption bis zu den späten 80er Jahren. Die Errungenschaft der nächsten Jahre war die Ablehnung der These über die Frauen als Opfer und der Dominanz der Männer in der symbolischen Ordnung. Eine Übergangsphase leitete die Ingeborg Bachmann-Rezeption durch Christa Wolf. Wolfs Aufmerksamkeit gehört nicht mehr der Frau als Opfer, sondern ihr Ziel ist es zu zeigen, dass das verdrängte ‚Andere' in der Geschichte seinen Platz hatte, wodurch Wolf auf seine Begründung auch heutzutage hinweisen möchte.

> *„Ich behaupte, dass jede Frau, die sich in diesem Jahrhundert und in unserem Kulturkreis in die vom männlichen Selbstverständnis geprägten Institutionen gewagt hat – »die Literatur«, »die Ästhetik« sind solche Institutionen – den Selbstvernichtungswunsch kennenlernen mußte. In ihrem Roman »Malina« lässt Ingeborg Bachmann die Frau am Ende in der Wand verschwinden und den Mann, Malina; der ein Stück von ihr ist, gelassen aussprechen, was der Fall ist: Hier ist keine Frau: Es war Mord, heißt der letzte Satz"* (Wolf 2000: 189).

Etwa in der Mitte dieses Jahrzehntes kommt es zur Applikation der poststrukturalistischen Analysen auf Bachmanns Werk und dadurch auch zur Entstehung neuer plausibler Antworten hauptsächlich angesichts von ‚Todesarten'. Im Zentrum der Untersuchung steht nicht mehr das Postulat der Frau als Opfer, sondern die These der Frau als Objekt in der Beziehung zum Mann und zur Welt. Dank dieser Forschung gelangten die ‚Todesarten' Mitte der 80er Jahre zu einer literarischen Neubewertung.

„Die Liebesgeschichte bzw. neurotische Krankengeschichte" wird „ad acta" gelegt, stellt S. Weigel 1984 fest (Weigel 1984: 5). Bachmanns Schaffen wurde zum Zeugnis der problematischen Existenz des (weiblichen) Subjekts, dessen Weg zur eigenen Unabhängigkeit und freien Entfaltung problematisiert wird. Bachmanns Frauen sind als Produkte der Zeit zu begreifen, sie verstehen nicht, dass sie sich den Männern selbst ausliefern, wodurch für sie auch die Liebe nur Leiden bringt. Beatrix in der Erzählung ‚Probleme, Probleme' hat außer dem Schlaf und Schönheitssalon kein anderes Interesse. Miranda aus ‚Ihr glücklichen Augen' weigert sich, eine Brille zu tragen, damit sie die Gesellschaft nicht schärfer sehen kann.

Wenn Margaret Eifler im Jahr 1979 über den Roman ‚Malina' feststellt, dass er ein Beispiel eines „*absoluten Endes in der Beziehung zwischen dem Mann und der Frau ist*" (Eifler 1979: 379) wechselte die Forschung in den 80er Jahren zu den realistischeren, weibliche Erfahrung repräsentierten Texten. Diese Analysen betonten die Differenzierung der Frau und die Interpretierungen von ‚Todesarten' führten zum Zusammenschluss, dass sowohl das ‚Franza-Fragment' als auch ‚Malina' Beschreibungen der Vernichtung des „Anderen" im Menschen, des weiblichen Ichs im Prozess der Normalisierung sind. Wenn die Gesellschaft diesen Prozess akzeptiert, bedeuten Bachmanns Texte im Gegenteil die Anklage sowohl der Gesellschaft als auch der Liquidierung der Menschlichkeit.

Manches zeugt davon, dass Bachmanns ‚Todesarten' sogar eine Konkretisierung der Thesen der poststrukturalistischen Forschung ist. Im Artikel ‚Die andere Bachmann' von 1984 stellt Sigrid Weigel fest: „*Die sprachliterarischen Konsequenzen, die Bachmann daraus zieht und in ihren „Todesarten"-Zyklus einbringt, lesen sich heute wie vorweggenommene Konkretisierungen poststrukturalistischer Thesen*" (Weigel 1984: 6). Weigel setzt außerdem voraus, dass Bachmann die Studien von Jacques Lacan bekannt sein durften. Weigel nimmt an, dass – obwohl Lacans Schriften deutsch erst 1973 erschienen sind – wurden seine Vorlesungen früher bekannt (wie z.B. ‚Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache' in Rom 1953).

Unter dem Einfluss des Poststrukturalismus und darauf folgenden psychoanalytisch motivierten Untersuchungen wurden schon die meisten Beiträge der Bachmann gewidmeten Bände ‚text und kritik' (1984) und ‚Modern Austrian Literature' (1985) geschrieben.

Als erste hat Bachmann in Deutschland auf der poststrukturalistischen Basis als auch der Dekonstruktion Sigrid Weigel analysiert. Im Text „‘Ein Ende mit der Schrift. Ein anderer Anfang‘: Zur Entwicklung von Ingeborg Bachmanns Schreibweise“ postuliert Weigel auf dieser Grundlage die literaturästhetischen Intentionen von ‚Todesarten'. In Anlehnung an das Kapitel ‚Schreibweise des Romans' aus dem Werk ‚Am Nullpunkt der Literatur' von Roland Barthes stellt Weigel fest, dass das Ziel Bachmanns prosaischen Werks die Zerstörung des Ichs und das Schaffen eines neuen Ichs ist. Dieses sei nur im Roman möglich, wobei sich Weigel auf die dritte ‚Frankfurter Vorlesung' der Autorin beruft. Bachmann und Barthes sind sich laut Weigel darin einig, dass die Möglichkeit der Überprüfung verschiedener Ich-Profile nur die Prosa bietet. Bachmanns Schaffen stellt dann einen Übergang zwischen der Realität und der Utopie dar, wofür sich laut Barthes die ganze moderne Literatur bemüht. Bachmanns Methode besteht in einer destruktiv-konstruktiven Methode, die durch die Zerstörung und Bildung der neuen Figuren, Fabeln, zeitlichen und räumlichen Dimensionen gekennzeichnet ist. Weigel nennt diese Schreibweise eine **literarische Dekonstruktion**. Bachmanns Prosa ist dann eine literarische Utopie und daher ist auch Bachmanns so oft zitierter Satz zu interpretieren: „*Die erste Veränderung, die das Ich erfahren hat, ist, dass es sich nicht mehr in der Geschichte aufhält, sondern dass sich neuerdings die Geschichte im Ich aufhält*“ (Bachmann 1989: 54).

> *„Die Zerstörung und Neuschaffung von Figuren, Fabel, Zeit- und Ortsdimension, von Erzählperspektive und – kontinuum ermöglicht eine umfassende Dekonstruktion von ästhetischen, moralischen und psychischen Bedeutungen. (...) Diese Schreibweise der literarischen Dekonstruktion, die dem »Todesarten« - Zyklus seinen eigenen, in der deutschsprachigen Literatur so ungewohnten Charakter verleiht, wird in den »Frankfurter Vorlesungen« vorbereitet, (...)“* (Weigel 1984: 65).

Für die beste Realisierung dieser Methode hält Weigel das Fragment ‚Der Fall Franza'. Durch Franzas Ausbürgerung aus der Kultur und ihrer Bemühung um die Rückkehr wird die Dekonstruktion sichtbar. Zentral ist dabei das Thema der Sprache und der Schrift. (Wie es auch Jacques Derrida in der ‚Grammatologie' macht, der in der Beziehung zur Sprache/Schrift ähnliche kultur-kritische Position wie der Poststrukturalismus vertritt.)[1]

Poststrukturalistisch motiviert sind (inzwischen schon bekannte) Dissertationen von Ortrud Gutjahr ‚Fragmente unwiderstehlicher Liebe' als auch Saskia Schottelius ‚Das imaginäre Ich'.

Schottelius appliziert Lacans Theorie des Imaginären und des Symbolischen auf die Ich-Figur des Romans ‚Malina'. Der Roman ist dank dieser Forschung das Zeugnis über die Problematik der Konstitution des Subjekts. Die Versuche der Ich-Figur sich selbst bewusst zu werden, enden laut Schottelius nur imaginär. In der Beziehung zu den Anderen erlebt die Ich-Figur sich selbst nur als Produkt der Erwartung der Anderen. Mit Ivans Welt kann sie sich nicht identifizieren, sie nimmt sie als fremd wahr.

[1] Weigel betont dabei, dass obwohl die ‚Grammatologie‘ erst nach dem Verfassen vom ‚Franza-Fragment‘ im Jahr 1967 erschienen ist, konnte Bachmann einige früher publizierte Arbeiten kennen (wie z.B. ‚Freud und der Schauplatz der Schrift‘ in Tel Quel im Jahr 1966).

> *„Alle Versuche, die eigene Spaltung zu überwinden, enden nur imaginär. Das Ich erblickt sich in einer (...) festgelegten Rolle, die es auf eine glänzende Oberflächlichkeit reduziert. Eigene Harmonie erreicht die Ich-Figur nur durch den wiederholten Anblick des Spiegelbildes“* (Schottelius 1990: 21).

Darüber, dass sich die Ich-Figur als das Objekt nicht als das Subjekt konstituiert, zeugen manche Szenen aus dem ersten Kapitel ‚Glücklich mit Ivan'. Die Ich-Figur kann sich mit Ivans Welt nicht identifizieren, sie nimmt sie als fremd, von sich getrennt wahr. Desto größer ist dann ihre Sehnsucht nach der eigenen Gesamtheit. Alle Versuche der Ich-Figur, die eigene Spaltung zu überwinden, sind nur imaginäre Projektionen. Dass die erreichte Gesamtheit betrügerisch ist, wird auch dadurch demonstriert, wenn sich die Ich-Figur aus der Perspektive der Anderen schminkt und kleidet. Den Freund Ivan erwartet sie z.B. im Hauskleid. Es führt zu wiederholenden Versuchen der Selbstentfremdung. Die Ich-Figur wird auf die Oberflächlichkeit und im Voraus festgelegte Rolle reduziert. Sie wird zum Lacans *moi*, also Objekt der Erfahrung und Erwartung von Anderen. Nach Schottelius ist dann auch die im Roman eingeschobene ‚Legende über die Prinzessin von Kagran' ein Wunsch nach der Zeit, in der die Frau die vernichtende Erfahrung der Selbsterniedrigung im Kontakt mit der äußeren Welt nicht erleben muss.

Der sich im Roman mehrmals wiederholende Eintritt in den Spiegel, hinter die Bildfläche, ist nur ein scheinbarer Ausweg, eine imaginäre Realisierung. Durch die Bildung der imaginären Identität ist die Beziehung der Ich-Figur zu der Welt determiniert. Die Beziehung zu Ivan ist dann nur ein Versuch, durch den Anderen zu der eigenen Identität zu gelangen.

Die feministische Forschung setzt in den 90er Jahren bis heutzutage weiter fort. Monika Albrecht widmet (im Artikel ‚Sire, this village is yours', Albrecht 2004) im Rahmen der postkolonialen Debatte zu den ‚Todesarten' ihre Aufmerksamkeit Franzas unerwiderter Liebe zu einem englischen Besatzungsoffizier. Franza verhält sich so, wie es ihr gesellschaftlich diktiert wurde. Nach der Ankunft der Alliierten nach dem II. Weltkrieg sollen diese von den Einheimischen freundschaftlich begrüßt werden und ihnen ihre Unterwerfung zeigen. Franza kopiert die Konvention. Sie unterliegt der Liebe, was im Laufe des Fragments zu mehreren Todesarten führt. Das Verhaltensmuster funktioniert

> *„als Inbesitznahme jungfräulichen Territoriums auf der Seite der (männlichen) Eroberer und auf der (sehr oft 'weiblich' konnotierten) Ureinwohner als freiwillige (auch sexuelle) Unterwerfung unter die überwältigende Macht der weißen Ankömmlinge“* (Albrecht 2004: 164).

Die misslungene Geschlechterproblematik der ‚Todesarten' interpretiert Sara Lennox am Hintergrund der historischen Entwicklung nach 1945. Die psychosozialen Dramen der Frauen verbindet sie mit der Restaurationszeit in Deutschland und Österreich, die auch die konservative Stellung der Frau übernommen hat. Die Frau erhielt das Privilegium, zu Hause zu bleiben und für die Kinder zu sorgen, wodurch ihre soziale Stellung als Hausfrau reduziert wurde. Im Artikel ‚Gender, Kalter Krieg und Ingeborg Bachmann' weist Lennox darauf hin, dass die Ungargasse im Roman ‚Malina' als bezeichnendes soziales Umfeld der Ich-Figur erscheint, deren Leben sich in der Privatsphäre abspielt. In der Wohnung in der Ungarngasse trifft sie ihren Freund Ivan im Hauskleid. Ihre Grenzen sind festgelegt. Das Leben beschränkt sich ausschließlich auf die Fragen des Privaten.

Lennox stellt ebenfalls fest, dass der Titel des zweiten Kapitels ‚Der dritte Mann' des Romans ‚Malina' dem kulturellen Kontext der Amerikanisierung der westlichen

Besatzungszone in der Nachkriegszeit entstammt, da sein Titel von einem gleichnamigen, die Entstehung des kapitalistischen Marktes darstellenden Film der Nachkriegszeit durch die Autorin übernommen worden ist. In ‚Gender, Kalter Krieg und Ingeborg Bachmann' wird zudem darauf aufmerksam gemacht, was durch die Herausgabe der kritischen Bachmann-Edition deutlich wurde: der Roman ‚Malina' sollte ursprünglich einen deutlicheren historisch-kritischen Akzent setzen. In der Erstausgabe nicht enthaltene Teile – ‚Besichtigung einer alten Stadt', ‚Michael Frank'-Episode und die ‚Flower power'-Episode weisen unübersehbar zeitkritische Züge auf. ‚Besichtigung einer alten Stadt' – eine Stadtführung durch das historische Zentrum Wiens, die sich nach dem Geschmack des amerikanisierten Wiens abspielt. Dabei wird die österreichische Geschichte aus der Stadtführung herausgelassen, wobei der Reisebegleiter die Operetten, Melange und Walzer, also die der Konsumkultur entsprechenden Kitschs, betont. Die zweite Episode handelt von Michael Frank und dem Fortdauern seines Bewusstseins im Nationalsozialismus. Frank ist ein Verehrer des Führers. Die dritte ‚flower power'-Passage, thematisiert das aggressive Verhalten der Jugend als Vertiefung der kulturellen Krise des 20. Jhs. Die Jugendlichen Wiens zerstören hier die Blumen und demolieren die Telefonzellen.

Ein eindeutig politischer Rahmen am Hintergrund des Aufbaus des Assuan Staudammes wurde dem ‚Franza-Fragment' (ebenfalls von Lennox) schon 1984 verliehen (Lennox 1984).

Die individuelle Geschichte spielt am Horizont der Zeitgeschehnisse und es ist heute nicht mehr möglich, das Werk auch ohne Berücksichtigung der gesellschaftlich-kritischen Dimension zu interpretieren.

Franzas Tod im Nil im dritten Kapitel ‚Die ägyptische Finsternis' ist vor dem Hintergrund des Aufbaus des Assuaner Staudammes im Süden Ägyptens interpretiert. Am 14. Mai, am Tag der Eröffnung des Staudammes, wird Franza im Nil lebendig begraben. Wie Undine hofft sie, dass sie zurück ins Wasser zurückkehren wird, um schwimmen zu können, aber der Eingang ins Wasser ist mit Schlangen und Quallen versperrt. Franza ertrinkt im Nilsumpf. Vor der repräsiven Aufklärung findet Franza auch in Nordafrika keine Rettung. Die Möglichkeit der Befreiung projiziert Bachmann als Utopie. Der Weg nach Wadi Halfa, der Stadt im Sudan, die dem Bau des Assuaner Staudammes geopfert wurde, wird für Franza eine positive Erfahrung. „*Ich fahre nach Wadi Halfa. Daran kann ich mich klammern. Denn es wird untergehen*" (Bachmann 1993: 477). Beim Abendessen erlebt Franza eine positive Erfahrung, sie trinkt mit Arabern aus einem Krug und findet den Weg zum Wasser.

Dank der postrukturalistisch motivierten feministischen Forschung wurden die ‚Todesarten' und (auch andere prosaische Texte der Autorin aus der früheren und späteren Schaffensphase) zum Beitrag über die problematische Existenz des (weiblichen) Subjekts in der Phase der Restauration nach dem Zweiten Weltkrieg. Die psychoanalytischen Modelle boten einen idealen Zugang zur Rekonstruktion der Geschichte des Subjekts.

Die Analysen von Sara Lennox und die darauf folgende Diskussion aus der postkolonialen Sicht (in dreibändigen Sammelband der literatur- und kulturwissenschaftlichen Essays ‚Über die Zeit schreiben', geleitet von Monika Albrecht und Dirk Göttsche) verleihen den ‚Todesarten' wiederum eine literatur-historische Perspektive. Die ‚Todesarten' sind dadurch gemeinsam mit der Problematik des Subjekts zu einem bedeutenden literarischen Beitrag der Restaurationszeit nach dem Zweiten Weltkrieg zuzurechnen.

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur:

BACHMANNOVÁ, Ingeborg (1986): *Odročený čas*. Bratislava.

BACHMANN, Ingeborg (1989): *Frankfurter Vorlesungen*. München, Zürich.

BACHMANN, Ingeborg (1993): *Der Fall Franza*. München, Zürich.

Sekundärliteratur:

ALBRECHT, Monika (2004): Sire, this village is yours. In: *Über die Zeit schreiben* 3. Würzburg.

BARTHES, Roland (1985): *Am Nullpunkt der Literatur*. Frankfurt am Main.

EIFLER, Margaret (1979): Ingeborg Bachmann: Malina. In: *Modern Austrian Literature 12*, 3/4 S. 373-390.

GÜRTLER, Christa (1983): *Schreiben Frauen anders?* Untersuchungen zu Ingeborg Bachmann und Barbara Frischmuth. Stuttgart.

LENNOX, Sara (1984): Geschlecht, Rasse und Geschichte in „Der Fall Franza". In: *text+kritik*. Ingeborg Bachmann. München.

LENNOX, Sara (1992): *The feminist Reception of Ingeborg Bachmann*. Women in German Yearbook 8.

LENNOX, Sara (2004): Gender, Kalter Krieg und Ingeborg Bachmann. In: *Über die Zeit schreiben 3*. Würzburg.

SCHOTTELIUS, Saskia (1990): *Das imaginäre Ich*. Subjekt und Identität in Ingeborg Bachmanns Roman „Malina" und Jacques Lacans Sprachtheorie. Frankfurt a.M./Bern/ New York/ Paris.

SUMMERFIELD, Ellen (1979): *„Verzicht auf den Mann: Zu Ingeborg Bachmanns Erzählungen 'Simultan'."* Die Frau als Heldin und Autorin: Neue kritische Ansätze zur deutschen Literatur. Bern.

WEIGEL, Sigrid (1984): „'Ein Ende mit der Schrift. Ein anderer Anfang': Zur Entwicklung von Ingeborg Bachmanns Schreibweise". In: *text+kritik*. Ingeborg Bachmann. München.

WEIGEL, Sigrid (1984): Die andere Ingeborg Bachmann. In: *text+kritik*. Ingeborg Bachmann. München.

WEIGEL, Sigrid (1983): *Was folgt auf das Schweigen?* Zu ihrem 10. Todestag am 17. Oktober Frankfurter Rundschau 15. Oktober.

WOLF, Christa (1979): Die zumutbare Wahrheit. Prosa der Ingeborg Bachmann. In: *Kein objektives Urteil nur ein Lebendiges*. Texte zum Werk von Ingeborg Bachmann. München 1989.

WOLF, Christa (2000): Ein Brief über Eindeutigkeit und Mehrdeutigkeit. In: *Kassandra*. Voraussetzungen einer Erzählung. München.

Heinrich von Kleists Aufsatz ‚Über das Marionettentheater' und seine „Verrückung" in der Literaturgeschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts

Angelika KÜNNE

Paul de Man schreibt in seinem Aufsatz *Aesthetic Formalization: Kleist's ‚Über das Marionettentheater'* (de Man 1984: 263ff.), das *Marionettentheater* gehöre zu Texten, die vielfach interpretiert und analysiert wurden, gleichwohl aber „*curiously unread and enigmatic*" (de Man 1984: 266) blieben. Auf den Punkt gebracht würde diese Aussage zu der Paradoxie hinleiten, dass der Text zwar oft „gelesen" wurde, trotzdem aber „seltsamerweise" gewissermaßen „ungelesen" blieb. Der Text handelt nicht von Jemandem oder Etwas, was sich qua Lektüre erschöpfend erschließen ließe, vielmehr präsentiert er sich in seiner Konstruiertheit als Text; als Textur, die aus einer Vielzahl von Zeichen besteht, welche sich „*selbst desartikulieren*" (vgl. de Man 1984: 267, meine Übersetzung AK). Paul de Mans dekonstruktive Lesart führt zu einer Rhetorik des Lesens „*reaching beyond the canonical principles of literary history which still serve, [...] as the starting point of their own displacement*", wie es im Vorwort von ‚Allegories of Reading' heißt (de Man 1979).

Die Absage de Mans an eine Literaturgeschichte als kohärentes und stabiles System durch seine rhetorische Lektüre wirft als Folge die Frage nach der grundsätzlichen Bedingung der Möglichkeit von Literaturgeschichtsschreibung, bzw. der literaturhistorischen Verortung von Texten auf. Die Konsequenzen einer Diskussion, die das Problem Literaturgeschichtsschreibung in die Trias der sie konstituierenden Begriffe Literatur, Geschichte und Text(konzept) zerlegt, betreffen dann nicht mehr allein das Gebiet literaturgeschichtlichen Arbeitens, sondern berühren auch Diskurse, in denen Fragen von Kanonisierung problematisiert werden, sowie Berührungsmomente von Geschichte/Geschichtswissenschaft und Literatur verhandelt werden.

Das Verhältnis von Literatur, Geschichte und Text(ualität) soll im Folgenden unter dem Gesichtspunkt des „displacement" – verstanden als Verschiebung – von Literaturgeschichte untersucht, und unter Bezugnahme auf ausgewählte Literaturgeschichten des 20. Jahrhunderts am Beispiel von Heinrich von Kleists Aufsatz ‚Über das Marionettentheater' diskutiert werden.

Paul de Mans Grundlage für die Analyse des ‚Marionettentheaters' sowie sein durchgehender Bezugspunkt ist die Darstellung von Grazie, Anmut und Schönheit, wie sie sich in den Briefen Friedrich Schillers an Gottfried Körner zeigt (vgl. de Man 1984: 263f.). Der Anspruch auf eine derartige Methodik ist naheliegend, wenn man sich den sprachlichen Besonderheiten Kleists zuwendet, die ohne Zweifel Parallelen zu Friedrich Schiller erlauben. Die Anmut der Marionetten, wie sie im ‚Marionettentheater'

herausgestellt wird, liegt mit darin begründet, dass die Marionetten sich „antigrav“ verhalten, d.h. nicht dem Gesetz der Schwerkraft unterworfen sind:

> *Zudem, sprach er, haben diese Puppen den Vorteil, dass sie antigrav sind. Von der Trägheit der Materie, dieser dem Tanze entgegenstrebensten aller Eigenschaften, wissen sie nichts: weil die Kraft, die sie in die Lüfte erhebt, größer ist, als jene, die sie an die Erde fesselt* (Kleist 1990: 559).

Bei Friedrich Schiller heißt es in seinem am 23. Februar 1793 an Gottfried Körner verfassten Brief unter dem Titel ‚Freiheit in der Erscheinung ist eins mit der Schönheit' (Schiller 1955: 215ff.):

> *Ein Vogel im Flug ist die glücklichste Darstellung des durch die Form bezwungenen Stoffes, der durch die Kraft überwundenen Schwere. Es ist nicht unwichtig zu bemerken, daß die Fähigkeit, über die Schwere zu siegen, oft zum Symbol der Freiheit gebraucht wird* (Schiller 1955: 220).

Die im ‚Marionettentheater' als schwerelos dargestellte Marionette kann als Analogon zu Schillers – ebenfalls über die Begabung der Überwindung der Schwerkraft verfügenden – Vogel beschrieben werden, dessen Fähigkeit einen Prozess nach sich zieht, der zur Überwindung der Schwerkraft als „Symbol der Freiheit“ führt.

Noch deutlicher werden die möglichen Parallelen zwischen Schillers Ausführungen über Anmut und Grazie zu denen des ‚Marionettentheaters' an der Stelle in seinem Aufsatz ‚Über Anmut und Würde', die besagt, dass „*Grazie hingegen [...] jederzeit Natur, das ist, unwillkürlich sein (wenigstens so scheinen) [muss], und das Subjekt selbst nie so aussehen [darf], als wenn es um seine Anmut wüßte*“ (Schiller 1955: 257). Der dornausziehende Jüngling im ‚Marionettentheater' verliert seine Fähigkeit um Anmut und Grazie eben in dem Moment, wo er sich dieser bewusst wird und sie zu forcieren versucht. Seine Anstrengungen, anmutig zu sein, sind nicht mehr unwillkürlich-natürlich, sondern vielmehr intendiert und enden damit, dass er zu einer lächerlichen Figur wird, die grazil sein möchte, es in dieser Bemühung aber gar nicht sein kann. Das kurze Zitat zeigt aber auch, dass sich für Schillers Darstellung Anmut und Bewusstsein bzw. Bewusstheit nicht gegenseitig ausschließen, denn die Grazie ist nicht ausschließlich unbewusst zu erreichen, sie fordert eher scheinbare Willkür. Im ‚Marionettentheater' hingegen ist mit der Bewusstwerdung um die Fähigkeiten von Grazie und Anmut deren zwangsläufiger Verlust verbunden.

Die Möglichkeit der Beziehung zwischen Schillers ästhetischen Betrachtungen zu Anmut und Grazie und Kleists ‚Marionettentheater' scheint demzufolge auf der Ebene der Darstellungsweise gerechtfertigt. Es bleibt aber die Problematik, dass die Analogie beide Texte auf einen (philosophischen) Schwerpunkt festlegt und Kleists ‚Über das Marionettentheater' in der Bemühung, eine „Schillerorientierung“ aufrechtzuerhalten einer Funktionalisierung unterworfen wird; mit der Konsequenz, dass die Selbstbezüglichkeit des Textes und seine eigene, autonome Strukturiertheit, die ja Paul de Mans Lektüre dominiert, vollends unterlaufen wird. Dieser Gestus erweist sich als konstitutiv für die Literaturgeschichtsschreibung und soll im Folgenden an ausgewählten Beispielen beschrieben werden.

So wird die Parallelität zwischen dem Aufsatz ‚Über das Marionettentheater' und der klassischen Ästhetik in der Literaturgeschichte von Erika und Ernst Borries derart entwickelt, dass zum einen die Person Heinrich von Kleists zentral thematisiert wird und zum anderen ein Abgrenzungsverhältnis zur Klassik etabliert wird:

„Schönheit und Anmut bedeuten für Kleist vor allem Wahrheit des Ausdrucks", und er unterscheidet sich „darin [...] von den Klassikern und ihrem sittlich-moralisch definierten Schönheitsbegriff" (Borries 1997: 151).

Auch in Hans-Dietrich Dahnkes *Geschichte der deutschen Literatur* (1978) findet sich ein Verweis auf die Gegensätzlichkeit der Positionen zu Anmut und Grazie bei Schiller und Kleist:

> *In wachem Zustand weiß Käthchen [Heinrich von Kleists ‚Das Käthchen von Heilbronn', meine Anm. AK] nichts von dem, was sie im Traume ausgesagt hat. Das ist die Basis ihrer Grazie, ihrer Anmut, die sich für Kleist im Gegensatz zu Schiller nur aus der völligen Unbewußtheit ergeben kann. ‚Wir sehen', heißt es in dem für Kleists Auffassungen entscheidend wichtigen Aufsatz ‚Über das Marionettentheater' (1810), ‚daß in dem Maße, als, in der organischen Welt, die Reflexion dunkler und schwächer wird, die Grazie darin immer strahlender und herrschender hervortritt'* (Dahnke 1978: 545).

Die Bezugnahme auf Friedrich Schiller, bzw. die klassische Auffassung von Anmut und Grazie spielt demzufolge nicht nur bei Paul de Man als Ausgangspunkt eine Rolle, sondern lässt sich auch in der Literaturgeschichtsschreibung beobachten. Allerdings wird die Thematisierung der Person Heinrich von Kleists bei de Man in keiner Weise konstitutiv für seine Argumentation, wenngleich dieses Faktum für die Literaturgeschichte durchaus von Bedeutung ist.

Es soll an dieser Stelle zusätzlich auf einen weiteren Zusammenhang hingewiesen werden, der sich im oben genannten Zitat widerspiegelt: So findet sich die in der Rezeption des ‚Marionettentheaters' häufig vertretene These, der Aufsatz würde als Schlüsseltext für Kleists Gesamtwerk fungieren (vgl. dazu Hellmann in Sembdner 1967: 17-32, Böckmann in Sembdner 1967: 32-54, Fricke 1929: 150f., Müller-Seidel 1961: 28), auch in der Literaturgeschichtsschreibung wieder.

Ein gängiges Modell der Konzeption von Literaturgeschichte ist der Versuch, Werke eines Autors chronologisch und/oder ideologisch zu verbinden, mit dem Ziel, ein möglichst kohärentes System zu entwickeln. So auch die Literaturgeschichte des bereits zitierten Hans-Dietrich Dahnke. Er bringt Kleists Drama ‚Das Käthchen von Heilbronn' in einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem ‚Marionettentheater', indem er die Begriffe von Anmut und Grazie zunächst auf das *Käthchen* bezieht und davon ausgehend das ‚Marionettentheater' in die Argumentation einführt. Außerdem zeigt sich in der Aussage, der Aufsatz sei „*für Kleists Auffassung entscheidend wichtig*" (Dahnke 1978: 545) die Bedeutung, die dem ‚Marionettentheater' hier – in Bezug auf das Gesamtwerk Kleists – zugemessen wird.

Auch Horst Albert Glasers Literaturgeschichte (1980) mit sozialgeschichtlichem Schwerpunkt legt Bezugspunkte zwischen dem ‚Marionettentheater' und Kleists Dramatik nahe, jedoch bestehen diese bei ihm nicht zwischen ‚Marionettentheater' und dem ‚Käthchen von Heilbronn', sondern zwischen dem ‚Marionettentheater' und Kleists ‚Penthesilea': „*Penthesilea wird zur Furie gerade in jenem Zustand der „absence", wo sie dem Aufsatz übers Marionettentheater zufolge eigentlich ihre Grazie hätte finden müssen*" (Glaser 1980: 305). Hier wird der angesprochene Aspekt derart zugespitzt, dass das ‚Marionettentheater' nahezu als Muster für die Texte Kleists gelesen wird, nach dem sich quasi alle anderen ausrichten. Überwiegend scheint es Konsens zu sein, das ‚Marionettentheater' als theoretischen Vergleichstext besonders für Kleists dramatische Werke anzuerkennen, wenn auch von Fall zu Fall für verschiedene Dramen. So beziehen z.B. die von Ehrhard Bahr herausgegebene Literaturgeschichte und jene von Gunter E.

Grimm und Frank Rainer Max das ‚Marionettentheater' erklärend auf das Drama ‚Prinz Friedrich von Homburg' (vgl. Bahr (Hg.) 1998: 323, Grimm/Max 1989: 170).

An dieser Stelle werden Schnittpunkte zwischen Literaturgeschichte und Forschungsliteratur deutlich sowie die für die Literaturgeschichtsschreibung konstitutive Trias von Literaturbegriff, Textkonzept und Geschichtsauffassung in ihrer Relevanz einmal mehr ersichtlich. Offensichtlich geworden ist überdies das enge Verhältnis von Literatur zu Literatur, wie auch von Literatur zu Literatur **über** Literatur, welches sich über die Konstruktion von Literaturgeschichte etablieren kann.

Da es sich bei der Betrachtung von Literaturgeschichte und Literaturgeschichtsschreibung jedoch nicht um Forschungsliteratur im eigentlichen Sinn handelt, muss noch eine weitere Relation zur Sprache kommen. Demzufolge kann es nicht allein um die eigentliche Darstellung eines Textes in der spezifischen Literaturgeschichte gehen, sondern es muss auch danach gefragt werden, wie diese sich in das Gesamtkonzept der jeweiligen Literaturgeschichte einfügt. So gibt es ohne Zweifel Konvergenzlinien zwischen der Behandlungsweise des *Marionettentheaters* in den verschiedenen Literaturgeschichten. Dabei konnte aber auch gezeigt werden, dass es sich jeweils um voneinander verschiedene Konzepte von Literaturgeschichtsschreibung handelt, die je unterschiedliche Schwerpunktsetzungen verfolgen. Insofern ist die Problematik von Literaturgeschichte zu Literaturgeschichte differenziert zu betrachten, und die Frage nach den Relationen der Texte zueinander um den Aspekt des Verhältnisses von Literatur und Geschichte zu erweitern. Hierfür bietet sich der Blick in zwei Literaturgeschichten an, die im Abstand von etwa 20 Jahren entstanden sind und jeweils differente theoretische Schwerpunkte wählen, sowie voneinander zu unterscheidende wissenschaftliche Ausgangspunkte festlegen. Ich beziehe mich nachfolgend auf die von Emil Ermatinger herausgegebene Literaturgeschichte ‚Deutsche Dichter 1750-1900. Eine Geistesgeschichte in Lebensbildern' und auf Gerhard Schulz' ‚Die deutsche Literatur zwischen Französischer Revolution und Restauration'.

Ermatinger wählt – an dieser Stelle ist allein ein Blick auf den Titel der Geschichte aufschlussreich – einen Zugang zur Literaturgeschichtsschreibung, der sich auf geistesgeschichtliche Zusammenhänge stützt. Sein Werk ist in vier Hauptteile gegliedert: ‚Die Aufklärung', ‚Goethe', ‚Der deutsche Idealismus' und ‚Der Realismus' (vgl. Ermatinger 1961). Schwerpunkt sind hier demzufolge die ästhetischen, weltanschaulichen und politischen Zusammenhänge, die ein Epochenbild prägen, wobei ganz im Sinne des Begriffes der „Goethezeit" Johann Wolfgang von Goethe ein vollständiges Kapitel gewidmet wird. Vor dem Hintergrund des geistesgeschichtlichen Modells werden die einzelnen Autoren kategorisch eingeordnet und ihre Biographie narrativ mit ihrem Werk verflochten. Dabei scheint weniger im Vordergrund zu stehen, welche literarische Bedeutung die Texte haben, sondern vielmehr wie sich ein kohärentes System, welches Autor, Werk und geistige Strömung vereint, etablieren lässt. Im Zuge dessen steht der Gestus dieser Geschichte ganz im Zeichen der Werke, die es skizziert und erscheint beinahe selbst wie ein poetischer Text. Besonders augenfällig ist die Motivation, eine sehr enge Verbindung von Autorpersönlichkeit und Text herzustellen, sowie den Charakter des jeweiligen Schriftstellers an Hand seiner Texte und dem (vermeintlichen) „Geist" seiner Zeit zu rekonstruieren.

Eine andere Herangehensweise zeigt sich in der zweiten, bereits angesprochenen Geschichte von Gerhard Schulz, welche keine „Lebensbilder" thematisiert, sondern eher geschichtsphilosophisch orientiert ist. Auch hier deuten sowohl Titel, als auch strukturaler Aufbau der Geschichte eindeutig die Schwerpunktsetzung an. Zwar finden sich durchaus Aspekte der Geistesgeschichte, aber darüber hinaus werden verstärkt

sozialgeschichtliche Fakten einbezogen und die Philosophiegeschichte in den jeweiligen Kontext miteingebunden. Einem einleitenden Grundlagenteil, der wichtige historische Begebenheiten und philosophische Entwicklungen als theoretische Bedingungen für die Literatur herausstellt, folgt ein zweiter Hauptteil, welcher die Literatur konkret problematisiert. Die Einordnung erfolgt dabei nicht chronologisch-biographisch, sondern kategorisiert nach literarischen Gattungsspezifika. Diese Gliederung ist jedoch nur eine erste Orientierung und keineswegs stringent umgesetzt, denn auch hier ist die Bemühung zu erkennen, ein zusammenhängendes Modell von Literatur, Philosophie und Geschichte zu entwickeln. So liest Gerhard Schulz Kleists ‚Über das Marionettentheater' im philosophischen Kontext der literarischen Epoche:

> *Die beiden großen Traditionen europäischen Denkens treffen sich darin: die klassische mit dem Bilde vom einstigen und künftigen Goldenen Zeitalter verbindet sich mit der christlichen vom verlorenen und wiederzufindenden Paradies und einem neuen Gottesreich. [...].*
>
> *Und Heinrich von Kleist hat 1810 dann in seinem Aufsatz ‚Über das Marionettentheater' Ausstoßung aus dem Paradies und die Suche nach einer Rückkehr dorthin zur Parabel seiner gesamten Kunst- und Lebensanstrengungen gemacht* (Schulz 2000: 185f.).

Zudem manifestiert sich auch hier wieder die vielbesprochene Darstellung des *Marionettentheaters* als Repräsentativwerk für Heinrich von Kleists Denken und Schaffen (vgl. ebd.).

Vergleicht man nun die verschiedenen Konzepte von Literaturgeschichtsschreibung, wie ich sie am Beispiel Glasers, Schulz', Ermatingers und Dahnkes problematisiert habe, fällt auf, wie sehr alle Ansätze – so sehr sie sich konzeptuell und inhaltlich auch unterscheiden – versuchen, ein zusammenhängendes und abgeschlossenes Bild von Literaturgeschichte darzustellen, welches bestrebt ist, ein möglichst geschlossenes Bild des historischen Prozesses darzustellen. Zwar sind die wissenschaftlichen Perspektiven unterschiedlich, aber der Anspruch auf Kohärenz ist überall erkennbar.

In der Beschäftigung mit Literaturgeschichte bzw. Literaturgeschichtsschreibung mit der Absicht, Heinrich von Kleists ‚Marionettentheater' in diesem Zusammenhang zu thematisieren, fällt auf, dass dieser Text in dem Großteil der Werke wenig Beachtung findet. Diese Erkenntnis deckt sich mit der Tatsache, dass auch in der Forschung erst lange nach seiner Veröffentlichung Kommentare entstanden. Stößt man auf Hinweise, die das ‚Marionettentheater' explizit anführen, ließen sich etwa folgende drei Grundtendenzen herausarbeiten: Auf der einen Seite wird der Text als Repräsentant für Kleists Gesamtwerk, besonders seiner Dramatik gelesen (Dahnke und Glaser) auf der anderen Seite gibt es Darstellungen, die das ‚Marionettentheater' mit der historischen Autorpersönlichkeit Heinrich von Kleist in Verbindung bringen und damit ein hermeneutisch konnotiertes Verfahren praktizieren (Ermatinger, z.T. Schulz). Eine dritte Richtung stellt diese Relation nicht ganz so ausdrücklich heraus, verfällt aber dessen ungeachtet dem Gestus, den Text erklären zu wollen (Borries) und zu endgültigen (Be)-deutungsergebnissen zu kommen. Die Fragwürdigkeiten, die sich bei der Interpretation von literarischen Texten vor biographischen, sozial- oder geistesgeschichtlichen, sowie anderen faktenorientierten Kontexten ergeben, werden in den hier besprochenen Literaturgeschichten weitgehend ausgeblendet. Somit flammen die Probleme, die Paul de Man in Bezug auf Kleists ‚Marionettentheater' und damit verbunden die Schwierigkeiten einer endgültig akzeptablen Interpretation nur ansatzweise darin auf, das ‚Marionettentheater' als einen irgendwie „erklärungsbedürftigen" – dennoch aber bemerkenswerten –

Text einzuordnen. Die Auseinandersetzung folgt dann auf methodisch jeweils unterschiedliche Art und Weise, kann der „Rätselhaftigkeit“ des Textes dennoch nicht Herr werden, erhebt aber auch diesen Anspruch gar nicht.

Blickt man weiterhin auf das Gesamtkonzept der Literaturgeschichtsschreibung bzw. die verschiedenen Bemühungen, die dazu unternommen worden sind, stellt man schlussendlich fest, dass sie sehr schnell an die Grenzen jedweder Empirie stoßen. Häufig deuten die Vorwörter an, wie sich die vorliegende Literaturgeschichte verstanden haben will und nach welchen Gesichtspunkten Literatur historisch eingeordnet wurde. Das letzte Kriterium ist dabei dann vielfach nicht mehr ein Objektivität beanspruchendes Argument, sondern individuelle und subjektive Präferenz:

> *Aus der Fülle der literarischen Zeugnisse repräsentative Beispiele für diese Einzeldarstellungen auszuwählen, war nicht immer einfach [...] gelegentlich entschieden einfach persönliche Vorlieben* (Borries 1997: 5).

> *Eine vollständige, also sämtliche möglichen Perspektiven umfassende und sie zusammenführende Geschichte literarischer Kunstwerke kann es nicht geben. Zum einen verfügt jeder Geschichtsschreiber nur über seinen eigenen, begrenzten Blickwinkel, zum anderen aber ist auch die Literatur als Produkt einzelner Menschen nur mittelbar durch die vielen angedeuteten Fäden den geschichtlichen Abläufen verbunden* (Schulz 2000: XII).

Mit Blick auf die eigentlich nüchterne Erkenntnis der eigenen Begrenztheit und der damit verbundenen Beschränkung literaturgeschichtlicher Unternehmen bleibt die Frage, welche Bedeutung der Literaturgeschichtsschreibung im literaturwissenschaftlichen Diskurs zukommen kann.

Analysiert man unter den genannten Aspekten nun noch einmal den Begriff ‚Literaturgeschichtsschreibung’, welcher die Aspekte Literatur, Geschichte und Text vereinigt, scheint sich ein Gewinn abzuzeichnen: Denn mit dem Bewusstsein um das Unfertige, Unabgeschlossene kann Literaturgeschichte ein bedeutsames, wenngleich heuristisches Instrument literaturwissenschaftlichen Arbeitens sein. Jedoch ist dafür ein reflektierter Umgang mit ihr ebenso Vorraussetzung wie die sorgfältige Lektüre des Textes selber. Mit jedem neuen Rezeptionsversuch gerät der literarische Text in einen neuen Kontext, ebenso wie die Lektüre von Literaturgeschichte ständig wechselnden Zusammenhängen ausgesetzt ist. Ziel kann es daher nicht sein, eine (wie auch immer geartete) Texterklärung vorzufinden oder einen Zugang zum eigentlichen Text zu erhalten, der einen Allgemeingültigkeitanspruch vertritt, sondern eine Dimension von der Vielschichtigkeit und Produktivität des literarischen Textes zu erhalten.

Paul de Mans Vorschlag einer Literaturgeschichte als „*starting point of their own displacement*” kann in diesem Zusammenhang verstanden werden: “Displacement” als Verschiebung, Verrückung, Ablösung oder sogar Ersetzung gelesen findet Eingang in die beschriebene Bewegung des literaturgeschichtlichen Diskurses. Der Bemühung, literarische Texte nach bestimmten Kriterien zu kategorisieren und sie in ein möglichst kohärentes System zu transportieren, ist die Verschiebung bereits inhärent. Literaturgeschichtsschreibung heißt, Literatur und Historie im Medium der Schrift zu verbinden, womit immer auch der Effekt einhergeht, selbst Literatur zu produzieren.

Kleist ‚Über das Marionettentheater’ scheint sich dieser Bewegung durch seine ‚Rätselhaftigkeit’ entziehen zu wollen, erweist sich darin aber als Konstituente von de Mans These. Der Text selbst versperrt sich den Weg in das System von Literaturgeschichte; lässt sich darauf lediglich in Verbindung mit anderen Texten Kleist ein. Die ‚Verschiebung’ von Literaturgeschichte, die in ihrer eigentlichen Aufhebung gipfeln

kann, lässt sich in diesem Sinne als das Verfahren beschreiben, welches die Konvergenzlinien von Geschichte und Literatur brüchig werden lässt und das Ordnungsprozedere jedweder Literaturgeschichte unterläuft. Jedoch verliert die Literaturgeschichte vor dieser Prämisse nicht ihre Relevanz, sondern wird vielmehr selbst zu einem Glied des intertextuellen Gefüges, welches kein starres System mehr verlangt, sondern die Dynamik des Lektüreprozesses fördert.

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur:

Von KLEIST, Heinrich (1990): Erzählungen. Anekdoten. Gedichte. Schriften. In: MÜLLER-SALGET, Klaus/BARTH, Ilse-Marie u.a. (Hg.): *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe.* Bd. 3. Frankfurt/M.

Von KLEIST, Heinrich (1965): *Berliner Abendblätter*. (Hrsg. von Heinrich von Kleist mit einem Nachwort und Quellenregister von Helmut Sembdner). Darmstadt.

SCHILLER, Friedrich (1955): *Gesammelte Werke in acht Bänden.* ABUSECH, Alexander (Hg.): Achter Band: Philosophische Schriften. Berlin.

Sekundärliteratur:

BAHR, Erhard (Hg.) unter Mitarb. von BÄUML, Franz H. (1998): *Geschichte der deutschen Literatur: Kontinuität und Veränderung; vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Bd. 2. *Von der Aufklärung bis zum Vormärz*. 2. Auflage. Tübingen.

Von BORRIES, Erika und Ernst (1997): *Deutsche Literaturgeschichte Band 4.* Zwischen Klassik und Romantik: Hölderlin, Kleist, Jean Paul. 2. Auflage. München.

Von BORRIES, Erika und Ernst (1997): *Deutsche Literaturgeschichte Band 5.* Romantik. München.

DAHNKE, Hans-Dietrich [u.a.] (1978): Geschichte der deutschen Literatur 1789-1830. In: THALHEIM, Hans-Günther u.a. (Hg.): *Geschichte der deutschen Literatur*. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 7. Bd. Berlin.

ERMATINGER, Emil (1961): *Deutsche Dichter 1750-1900.* Eine Geistesgeschichte in Lebensbildern, 2. Auflage. Frankfurt am Main.

FRICKE, Gerhard (1929): *Gefühl und Schicksal bei Heinrich von Kleist.* Studien über den inneren Vorgang im Leben und Schaffen des Dichters. Berlin.

GLASER, Horst Albert (Hg.) (1980): *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte,* Bd. 5: Zwischen Revolution und Restauration: Klassik, Romantik – 1786-1815. Reinbek bei Hamburg.

GRIMM, Gunter E./MAX, Frank Rainer (Hg.) (1989): *Deutsche Dichter Band 5.* Romantik, Biedermeier und Vormärz. Stuttgart.

De MAN, Paul (1979): *Allegories of Reading.* Figural language in Rousseau, Nietzsche, Rilke, and Proust. New Haven.

De MAN, Paul (1984): *The Rhetoric of Romanticism*. Columbia University Press.

MÜLLER-SEIDEL, Walter (1961): *Versehen und Erkennen.* Eine Studie über Heinrich von Kleist. Köln.

MÜLLER-SEIDEL, Walter (Hg.) (1967): *Heinrich von Kleist.* Aufsätze und Essays. Darmstadt.

SCHULZ, Gerhard (2000): Die deutsche Literatur zwischen Französischer Revolution und Restauration. Erster Teil: Das Zeitalter der Französischen Revolution 1789-1806. In: DE BOOr, Helmut und NEWALD, Richard (Hg.): *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Band VII / 1). 2. Auflage. München.

SEMBDNER, Helmut (Hg.) (1967): *Kleists Aufsatz über das Marionettentheater.* Studien und Interpretationen. Berlin.

Kontakte des Fürsten Karl Alois Lichnowsky zu Johann Wolfgang Goethe

Iveta RUCKOVÁ

I. Der Fürst Karl Alois Lichnowsky. Mäzen und Freund berühmter Künstler

Die Kontakte des Fürsten Karl Alois Lichnowsky (23. 6. 1761 Wien – 15. 4. 1814 Wien) zu Johann Wolfgang Goethe sind mit der kulturellen Tätigkeit dieses Adligen am kaiserlichen Hof in Wien unter Franz II. verknüpft. Die Beziehung Karl Alois Lichnowskys zur Kunst eröffnet das künstlerische Mosaik der Familiengeschichte der Lichnowskys, das die kulturelle Atmosphäre des 18. und Anfang des 19. Jh. näher bringt. Die Studie über diese Thematik trägt nicht nur zur Vorstellung der kulturellen Betätigung Karl Alois Lichnowskys bei, sondern weist auch auf die in einigen nacheinander folgenden Generationen des Adelshauses Lichnowsky nachweisbare kulturelle Kontinuität hin. Die Geschichte der Adelsfamilie Lichnowsky ist so durch die Kontakte zu Ludwig van Beethoven, Franz Liszt, Rainer Maria Rilke, Hugo von Hofmannsthal, Max Liebermann, August Scholtis etc. gekrönt. Die Darlegung der Korrespondenz und Skizzierung der persönlichen Treffen des Fürsten Karl Alois Lichnowsky mit Johann Wolfgang Goethe markiert sowohl die kulturelle Geschichte dieses Adelsgeschlechtes, als auch bringt sie Goethes Beziehung zu Böhmen und zum Wien der napoleonischen Zeit näher. Neben der Kontakte Karl Alois Lichnowskys zu Goethe werden einige seiner weiteren Kontakte angedeutet, die das kulturelle Engagement dieses Fürsten belegen.

Bereits zur Zeit seines Studiums in Göttingen 1778 lernte der Fürst Karl Alois Lichnowsky Adam Georg Forster kennen, mit dem er vor allem im Sommer 1784 verkehrte (vgl. Forster 1973). Seit 1778 war Lichnowsky mit Joseph Franz Haydn (vgl. Pohl 1927: 73, 126) befreundet, 1794-1814 unterhielt er Kontakte mit Ludwig van Beethoven (vgl. Schindler 1840, Schindler 1860, Ries 1938, Boženek 1971, Urbánek 1973: 6 etc.) und 1789 taucht sein Name in der Korrespondenz Wolfgang Amadeus Mozarts (vgl. Mozart 1991) auf. Karl Alois Lichnowsky sowie sein Bruder der Graf Moritz Lichnowsky gehörten zu Schülern Mozarts und waren kompositorisch tätig (vgl. Lichnowsky 1993).

Nach dem Tode seines Vaters Jan Karl Lichnowsky 1778 belebte der Fürst Karl Alois Lichnowsky die in Grätz bei Troppau unter Karl Wolfgang Tomagnini-Nefzern gepflegte musikalische Traditon wieder. Zu dieser Zeit wurden auf dem genannten Schloss zahlreiche Konzerte veranstaltet und die Lichnowskys standen wahrscheinlich mit den Schlossorchestern aus der Umgebung[1] in Kontakt (vgl. Racek 1973: 6). In der

[1] Es hat sich vor allem um die Schlossorchester in Roßwald (Slezské Rudoltice), Gotschdorf (Hošťálkovy), Geppersdorf (Linhartovy), Weißwasser (Bílá Voda) etc. gehandelt (vgl. Racek 1973: 6).

zweiten Hälfte des 18. Jh. dürfte der Komponist und der Johannesberger Kappelmeister Carl Ditters von Dittersdorf das Schloss der Lichnowskys besucht haben (vgl. Racek 1973: 6).

Der Fürst Lichnowsky weilte jedoch sowohl auf seinen schlesischen Gütern, als auch im Wiener Palais dieser Adelsfamilie. Er unterhielt in der Donaumetropole Kontakte zu zeitgenössischen Komponisten und hielt sein eigenes Streichquartett. Von diesem Orchester wurden einige Kompositionen Beethovens uraufgeführt, auf deren Proben oft Joseph Franz Haydn anwesend war. Der Fürst Karl Alois Lichnowsky verkehrte wahrscheinlich auch mit den mährischen, in Wien lebenden Komponisten František Krommer-Kramář und Antonín Vranický, die er finanziell unterstützte (vgl. Racek 1973: 6).

Die künstlerischen Kontakte des Fürsten Karl Alois Lichnowsky bereichern die literatur- und musikbezogene Geschichte des Adelshauses Lichnowsky sowie Literatur und Musik der deutschsprachigen Länder.

II. Der Fürst Karl Alois Lichnowsky und Johann Wolfgang Goethe

Die Kontakte zwischen Lichnowsky und Goethe umfassen die Zeitspanne 1810-1812 (vgl. ZAO, RAUSL II: Inventarnr. 9, Kartonnr. 4, Sauer 1902: 1-21), in der der Fürst Lichnowsky am Wiener Hof als Arbiter elegantiarum tätig war (vgl. Urzidil 1962: 151). Diese Studie zielt auf die Darlegung Goethes Beziehung zu Lichnowsky sowie auf die Skizzierung seiner Beziehung zum Wiener kaiserlichen Hof ab.

Obwohl der Fürst Lichnowsky Goethe bereits am 4. Juni 1810 in Karlsbad kennen gelernt hat (Sauer 1902: 315), haben sich die Kontakte erst nach der Ankunft der österreichischen Kaiserin in diesem Kurort vertieft. Goethe verfasste anlässlich der Ankunft Maria Ludovicas das kennzeichnend betitelte Gedicht *Der Kaiserin Ankunft* und wurde am 6. Juni 1810 in den Sächsischen Saal zum gegenseitigen Vorstellen eingeladen. Johannes Urzidil schildert diese Begebenheit mit den folgenden Worten:

> *„Dann auch präsentierte man den Dichter des Begrüßungspoems sowie des ´Tasso´, und die geborene Prinzessin von Este lächelte huldreich. Sie war reisemüde, aber es kam doch zu einem Gespräch, fast zu einer Unterhaltung“* (Urzidil 1962: 165).

Auf Anregung der Karlsbader Bürgerschaft schrieb Goethe das Gedicht ‚Der Kaiserin Becher', das der Kaiserin bei ihrem ersten Brunnenbesuch am 10. Juni 1810 übergeben wurde (Urzidil 1962: 165; Castle/Pechowitz 1949: 90). Der Fürst Lichnowsky hat sich mit dem Dichter in der Zeit vom 5. bis 25. Juli 1810 einige Male[2] getroffen und am 24. Juli 1810 hat er bei Lichnowsky seine Gedichte vorgelesen (Sauer 1902: 315).

Der Fürst Lichnowsky richtete seinen ersten Brief an Goethe während des Teplitzer Aufenthaltes Maria Ludovicas am 28. Juni 1810, nachdem Goethe alle seine Gedichte für die Kaiserin hatte drucken lassen. Lichnowsky schrieb in seinem Brief an Goethe über die Übergabe dieser Gedichte der Kaiserin sowie über die von Maria Ludovica ausgedrückte Hochschätzung der Abschiedsrede Goethes Folgendes:

> *„Des Ehrenvollen Auftrags S[ei]ner Majestät Ihre Gedichte zu überreichen habe ich mich gegen des Obristhofmeisters Exzell. entledigt, und aus dem Munde S[eine]r M[ajes]tät*

[2] In Gesellschaft des Dichters befand sich Lichnowsky auch am 7., 10., 13., 15., 24. und 25. Juli 1810 (Sauer 1902: 315).

selbst ihre Bewunderung über den Abschied vernommen" (vgl. ZAO, RAUSL II: Inventarnr. 9, Kartonnr. 4, Sauer 1902: 1).

Goethe erwähnt die der Kaiserin gewidmete Kleine Sammlung auch in seinem Brief an den Fürsten Lichnowsky vom 7. Juli 1810 und schätzt sein Karlsbader Treffen mit Maria Ludovica.

Der Brief Lichnowskys an Goethe vom 29. Juli 1810 wurde durch den Herzog Karl August nach Weimar geschickt. Nach dem Karlsbader Treffen mit Goethe stand die deutschsprachige Literatur im Zentrum der Aufmerksamkeit Maria Ludovicas. Aus diesem Grund beauftragte sie Lichnowsky, eine Handbibliothek der neuesten deutschen Literatur am Wiener Hof zu errichten. Im Brief des Fürsten Lichnowsky an Goethe vom 29. Juli 1810 tauchen in diesem Zusammenhang diese Worte auf:

„[...] so würden Sie mir sehr verbunden, wenn Sie mir hierinn eine kleine Auswahl träfen, und mir ein Verzeichnis derjenigen zu schicken, die ihrem innern Gehalte nach in eine solche Sammlung zu kommen, verdienen. [...] Herr Dr. Riemer wird gewiß die Gefälligkeit haben dazu zu helfen, und mir dann dieß kritische Verzeichnis bald, wenn es sein kann über Prag, Brünn nach Troppau adressieren" (vgl. ZAO, RAUSL II: Inventarnr. 9, Kartonnr. 4, Sauer 1902: 5).

Laut dem Tagebuch Goethes hat der Autor ebenfalls am 17. August 1810 einen Brief an den Fürsten Lichnowsky nach Troppau gerichtet, der jedoch nicht erhalten blieb (vgl. Urzidil 1962: 165).

Dem Brief des Fürsten Lichnowsky an Goethe aus der Zeit nach dem 20. August 1810 sind Informationen über die auf dem Herrschaftsgut der Lichnowskys in Grätz bei Troppau kulminierenden Schulden zu entnehmen.[3] Die schlechte finanzielle Situation auf diesem Herrschaftsgut ist einerseits in den politischen Verhältnissen des damaligen Österreichs zu sehen (vgl. ZAO, RAUSL II: Inventarnr. 9, Kartonnr. 4, Sauer 1902: 11), andererseits dürfte sie laut den Archivalien über das Schloss Grätz bei Troppau mit dem am 26. Februar 1796 im hinteren Trakt des Gebäudes ausgebrochenen Brand zusammenhängen.[4]

Goethe antwortet auf die Briefe des Fürsten Lichnowsky am 16. Oktober 1810 aus Weimar. Er erwähnt seinen unruhigen Aufenthalt in Teplitz, der mit der Vielfalt der hier angeknüpften Kontakte zusammenhing. Im Haus „Das goldene Schiff", in dem Goethe ebenfalls bei seinen späteren Teplitzer Aufenthalten wohnte, lebte zu dieser Zeit Louis Bonaparte, mit dem sich der Dichter fast täglich traf (vgl. ZAO, RAUSL II: Inventarnr. 9, Kartonnr. 4, Sauer 1902: 11). Darüber hinaus gehörten zu den Ehrengästen dieses Kurorts Friedrich Wilhelm II., die Czernins, die Waldsteins etc. Neben den Informationen über den Teplitzer Aufenthalt Goethes kommen im Brief zugleich die Worte über die Errichtung der Bibliothek der neuesten deutschen Literatur am Wiener Hof vor:

[3] Lichnowsky hat in diesem Zusammenhang Goethe gefragt, ob er selbst die Weimarer Herzöge um finanzielle Hilfe bitten könnte (vgl ZAO, RAUSL II: Inventarnr. 9, Kartonnr. 4, Sauer 1902: 6). Auf diese Bitte hat Goethe in seinem Brief an Karl Alois Lichnowsky vom 16. Oktober 1810 negativ geantwortet. Vgl.: Der Brief Karl Alois Lichnowskys an Goethe vom 16. Oktober 1810 (vgl ZAO, RAUSL II: Inventarnr. 9, Kartonnr. 4, Sauer 1902: 11).

[4] Laut dem im Landesarchiv Troppau aufbewahrten Protokoll vom 29. Februar 1796 über den Brand des Schlosses Grätz bei Troppau ist der ganze zweite Stock abgebrannt, wobei im ersten Stock des westlichen und des östlichen Flügels die erste Hälfte der Höhe aller Zimmer zerstört wurde. Teilweise beschädigt wurden ebenfalls das Mobiliar und die aus 15 000 Bänden bestehende Familienbibliothek (vgl. ZAO, RAUSL, Sig: B XII 18).

„Nun sende ich aber ein Verzeichnis der vorzüglichen deutschen Dichter mit den dazu gefügten Preisen ihrer Werte. Es wäre freilich wünschenswert, daß die Original Ausgaben in einer so edlen Bibliothek aufgestellt würden“ (vgl. ZAO, RAUSL II: Inventarnr. 9, Kartonnr. 4, Sauer 1902: 11).

Im Brief Lichnowskys an Goethe vom 3. Dezember 1810 sind Angaben über eine Dose zu finden,[5] die dem Dichter von der Kaiserin geschenkt und vom Grafen Grüne und dem Fürsten Esterházy wahrscheinlich am 18. Februar 1811 (vgl. ZAO, RAUSL II: Inventarnr. 9, Kartonnr. 4, Sauer 1902: 15) übergeben wurde. Über das zugesandte Verzeichnis der deutschen Literatur schreibt der Fürst Lichnowsky Folgendes: *„Für das mir zugeschickte Bücherverzeichnis danke ich Ihnen, ich hätte gewünscht, daß solches auch die prosaische für eine gebildete Dame geeignete Lektüre umfasst hätte“* (vgl. ZAO, RAUSL II: Inventarnr. 9, Kartonnr. 4, Sauer 1902: 13).

Im Brief spiegelt sich das Vorhaben Goethes wider, einen auf Geschichte der deutschen Poesie orientierten Katalog zu verfassen:

„Die Idee eines raisonnierenden Catalogs mit der Geschichte der deutschen Poesie in der neuen Epoche wäre ein großer Gewinn für unsere Literatur von dem Manne, der hierzu am meisten dazu geeignet ist, an der Spitze der Nationaldichter steht, und unsere Dichtung um so vieles wieder vorwärts gebracht hat“ (vgl. ZAO, RAUSL II: Inventarnr. 9, Kartonnr. 4, Sauer 1902: 13).

Die Danksagungen für die geschenkte Dose vermittelt der Brief Goethes an Lichnowsky vom 19. Februar 1811, in dem der Dichter zugleich die Hochschätzung seiner Kontakte zur Kaiserin zum Ausdruck gebracht hat:

„Nun preise ich mein Glück des vorigen Jahres doppelt und dreyfach, und bin den guten Karlsbadern auf´s neue verbunden, die mich im Jubel ihrer Anhänglichkeit an ihre große Monarchin zu einem Schritte vermochten, den ich selbst nicht würde gewagt haben, und der sich für mich so folgereich erzeigte“ (vgl. ZAO, RAUSL II: Inventarnr. 9, Kartonnr. 4, Sauer 1902: 18).

In der Zeit vom 7. Juli bis 8. August 1812 weilte Maria Ludovica in Teplitz (Castle/Pechowitz 1949: 99). Goethe hat im Zusammenhang mit dem Karlsbader Aufenthalt des kaiserlichen Ehepaars sowie ihrer Stieftochter Marie Luise drei Begrüßungsgedichte verfasst. Die Monarchin strich jedoch ihren Karlsbader Aufenthalt vom Programm und fuhr direkt nach Teplitz (vgl. Urzidil 1962: 147). Die Gedichte Goethes übernahmen der Kaiser Franz II. und Marie Luise und das Gedicht für die Kaiserin wurde nach Teplitz geschickt. Am 8. Juli 1812 erhielt Goethe eine persönliche Einladung Maria Ludovicas nach Teplitz und wurde mit dem Vorlesen aus seinem Schaffen sowie aus anderen Werken der deutschsprachigen Literatur beauftragt (vgl. Urzidil 1962: 147). Seine ersten Tage in diesem Kurort bringt Goethe im Brief an seine Gattin Christiane von Goethe vom 19. Juli 1812 auf die folgende Weise näher:

„Es würde sehr anmäßlich aussehen, wenn ich schriftlich erzählen wollte, mit wieviel Gnade und Auszeichnung man mich hier beglückt, das soll also aufs mündliche verspart sein. Durchl. Herzog ist wohl und munter, Fürst Lichnowsky immer der Alte“ (Goethe 1927: 135).

[5] In diesem Brief wurden auch zwei andere Dosen erwähnt, die den Vorstellungen Maria Ludovicas nicht entsprachen. Diese Dose wurde vom Fürsten Lichnowsky dem österreichischen Gesandten Grafen Zichy übergeben, der sie drei Wochen später bei dem Fürsten Esterházy hinterließ (vgl. ZAO, RAUSL II: Inventarnr. 9, Kartonnr. 4, Sauer 1902: 12-14).

Vom Interesse der Kaiserin für das Schaffen des Dichters zeugt auch der Brief Lichnowskys an Goethe vom 8. Juli 1812, laut dem sie jedoch den ersten Band seiner Biografie noch nicht gelesen hat. (vgl. ZAO, RAUSL II: Inventarnr. 9, Kartonnr. 4, Sauer 1902: 12-14). Goethe traf sich mit Maria Ludovica während seines Teplitzer Aufenthaltes fast täglich, oder er sandte ihr schriftliche Botschaften durch ihre Hofdame O´Donell bzw. durch den Fürsten Lichnowsky. Maria Ludovica richtete keine einzige Zeile an Goethe und verbot ihm sogar, sie in seinen Werken auftreten zu lassen (vgl. Urzidil 1962: 148). Die fast regelmäßigen Zusammenkünfte wurden nicht nur mit Lektüre der deutschsprachigen Literatur verknüpft, sondern Goethe war im Laufe dieses Aufenthaltes auch einige Male zum Mittagsessen eingeladen (vgl. ZAO, RAUSL II: Inventarnr. 9, Kartonnr. 4, Sauer 1902: 20, Castle/Pechowitz 1949: 99). Der Dichter hat Maria Ludovica vor allem aus ‚Iphigenie auf Tauris' ‚Torquatto Tasso' und ‚Pandora' vorgelesen.

In der Zeitspanne vom 14. Juli bis 9. August 1812 hat sich der Autor mit dem Fürsten Lichnowsky einige Male getroffen. Am 20. Juli wurden Lichnowsky und Goethe zum Vorlesen für die Kaiserin in den Gartentempel eingeladen. Das nächste Treffen fand am 28. Juli in der Gesellschaft der Gräfin O´ Donel statt. Am 7. August 1812 hat Lichnowsky mit Goethe über seinen Sohn Eduard Lichnowsky gesprochen, den Goethe einen Tag später kennen gelernt hat (vgl. Sauer 1902: 317).

Obwohl die persönlichen und schriftlichen Kontakte des Fürsten Lichnowsky mit Goethe nach dem Aufenthalt in Teplitz 1812 nicht fortgesetzt wurden, trug Karl Alois Lichnowsky in der Zeitspanne 1810-1812 zur Aufnahme und Unterhaltung der Kontakte Goethes mit dem Wiener Hof bei. Der Fürst Lichnowsky und Goethe machten Maria Ludovica mit einigen Werken der deutschsprachigen Literatur bekannt. Darüber hinaus war das kulturelle Engagement Karl Alois Lichnowskys mit der Errichtung der auf die neueste deutschsprachige Literatur orientierten Bibliothek am kaiserlichen Hof in Wien verbunden, deren Büchersammlung von Goethe vorgeschlagen wurde.

Die Kontakte des Fürsten Lichnowsky zu Goethe repräsentieren nicht nur die kulturelle Familiengeschichte der Lichnowskys, sondern ihre Darlegung skizziert auch die Aufenthalte Goethes in Böhmen und seine Beziehung zum Wiener Hof der napoleonischen Zeit.

Archivalien:

Zemský archiv v Opavě/Landesarchiv Troppu (im Text und weiter nur ZAO), Rodinný archiv a ústřední správa Lichnowských/ Familienarchiv und zentrale Verwaltung der Lichnowskys (im Text und weiter nur RAUSL I), Sig: B XII 18
ZAO, RAUSL II: Inventarnr. 9, Kartonnr. 4

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur:

FORSTER, Adam Georg (1973): *Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe*. Bd. 12, Bd. 14. Berlin.

GOETHE, Johann Wolfgang (1927): *Briefe und Tagebücher*. Bd. II. Leipzig.

MOZART, Wolfgang Amadeus (1991): *Mozart-Briefe*. Bd. III. Frankfurt am Main.

Sekundärliteratur:

BOŽENEK, Karel (1971): Slezská hudební centra v 18. století. In: *Opus musicum,* Nr. 3,. Praha, S. 137-141.

BRAUNBEHRENS, Volkmar (1986): *Mozart in Wien*. München.

CASTLE, Eduard/PECHOWITZ, Hilda (Hg.) (1949): *Goethe und Österreich*. Wien.

FRIMMEL, Theodor (1903): *Ludwig van Beethoven*. Berlin.

JAHN, Otto (1859): *W. A. Mozart*. Bd. III. Leipzig.

LICHNOWSKY, Leonore (1993): Aus der Geschichte unserer Familie. In: STACHELIN, Martin: (Hg.): *Das Beethoven-Bildnis des Isidor Neugaß und die Familie Lichnowsky*. Bonn.

RACEK, Jan (1973): Z hudební minulosti zámku Hradce u Opavy. Příspěvek k hudebním dějinám Slezska. In: *Časopis Slezského muzea*, B, Nr. 22, Opava 1-21.

RIES, Franz (1938): *Biographische Notizen über Ludwig van Beethoven*. Koblenz.

SAUER, August (Hg.) (1902): *Goethe und Österreich*. Bd. I. Weimar.

SCHINDLER, Anton (1840): *Ludwig van Beethoven*. Münster.

SCHINDLER, Anton (1860): *Beethoven-Biographie*. Münster.

URBÁNEK, Otto (1932): L. van Beethoven na Hradci r. 1806. In: *Svobodná republika XII*, Nr. 7, Ostrava, S. 6.

URZIDIL, Johannes (1962): *Goethe in Böhmen*. Stuttgart 1962.

Die Schweizer Kurzgeschichte
(Am Beispiel der Erzählungen von Erica Pedretti)

Irena ŠEBESTOVÁ

In der Zeitetappe nach dem Zweiten Weltkrieg kann man in der Schweizer deutschsprachigen Literatur den Roman als die noch immer dominierende Erzählform betrachten. Mit dem Eintritt der „jüngeren Schriftstellergeneration“ [1] in die literarische Szene setzt sich in den sechziger Jahren die Gattung Kurzprosa durch.

> *Die Gruppe der Autoren, die nach Frisch und Dürrenmatt an die literarische Öffentlichkeit trat, wurde zunächst als die „jüngere“ Generation bezeichnet und später, als abermals jüngere Autoren nachdrängten, als mittlere Generation.*[2]

Man könnte fast von einer Euphorie der kurzen Formen sprechen. Auch wenn das Aufkommen der Kurzprosa im weitesten Sinn sicher ein Phänomen der modernen Literatur immer noch bleibt, erreichte diese Form doch in der Deutschschweizer Literatur eine besondere Ausprägung. Ihre Entwicklung ist hier mit einer eigenen, aber auf keinen Fall geschlossenen Tradition verbunden,[3] die sich im ungleich starken Maß von den Gattungen Roman und Lyrik unterscheidet.

Die Veröffentlichung des Bandes ‚Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen’ (1964) von Peter Bichsel bedeutete für die Kurzprosa einen deutlichen Durchbruch innerhalb der deutschsprachigen Literatur in der Schweiz und sie hat noch bis in die Gegenwart große Bedeutung:

> *„Die Kurzprosa, in ihrer ganzen Variationsbreite, nicht nur à la Bichsel, sondern z.B. als surrealistische Erzählung, mit Einsprengsel aus dem Bereich des Absurden, oder als europäische Mutation der amerikanischen short story, mit stark reportagehaftem Einschlag, angelehnt sogar ans Novellenhafte, oder auch unter völligem Verzicht auf die Fabel – sie spielt tatsächlich in der deutschschweizerischen Literatur der sechziger Jahre eine dominierende Rolle“* (Pulver 1974: 290).

Im Zusammenhang mit diesen Sätzen bestätigt sich bis heute, dass der Begriff „Kurzgeschichte“ nicht nur alle Texte von Peter Bichsel einschließt, sonder hier auch verschiedene Formen der Kurzprosa zusammengefasst werden, wenn z.B. von Prosa-

---

[1] Die jüngere Generation bildet die während oder kurz nach dem 2. Weltkrieg geborene Autorengeneration, die mit ihrer literarischen Produktion gegen 1960 an die Öffentlichkeit trat und gegen 1970 ihre erfolgreichsten Werke produzierte: Peter Bichsel, Hans Boesch, Herbert Meier, Walter Matthias Diggelmann, Jörg Steiner, Paul Nizon, Otto F. Walter. Wenig später folgten die Debüts von Adolf Muschg, Beat Brechbühl, Walter Vogt.

[2] Fünfzig Jahre danach: zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus, S. 171.

[3] Die Tradition der Kurzprosa führt zurück in die Teile der früheren Literatur, die Randgebiete also, vor allem zu Robert Walser.

skizze, Prosatext oder Kurzgeschichte die Rede ist. Die Vielfalt und das Nichtspezifizierbare wichtiger Texte ist gerade Merkmal der gegenwärtigen Literatur, und spiegelt sich in den Werken vieler Autoren wie z.B. Kurt Marti, Heinrich Wiesner, Christoph Geiser, Silvio Blatter oder Jürg Federpiel wider. Dieser steht in seinen Anfängen stark unter dem Einfluss der amerikanischen „short story". Es ist unverkennbar schon in seinem ersten Buch ‚Orangen und Tode' (1961). An einer Stelle seines New York Tagebuchs hebt er hervor:

> *„Die Short Story, neben dem Musical (dessen literarische Qualitäten außerordentlich sind) die unverwechselbare Form der amerikanischen Literatur, ist Brennpunkt im Alltag ohne Helden, Brennpunkt im Ungrau des Täglichen, das den Helden ausschließt. Sie ist die Ballade unserer Jahre …"* (Federspiel 1961: 105).

Der „novellenhafte" Charakter mancher Erzähltexte, den Pulver in dem oben angeführten Zitat erwähnt, muss einer heterogenen Modifikation untergeordnet werden. In diesem Rahmen steht im Mittelpunkt der Geschichten nicht eine wenig glaubwürdige Begebenheit, sondern ganz alltägliche Ereignisse. Mittels der Kurzprosa bietet sich eine Möglichkeit an, das Fragmentarische der bruchstückhaft erfahrenen Wirklichkeit darzustellen. Die Autoren reagieren auf die Alltags-Beobachtungen mit einer eigenen Sprache und beschreiten im Formulieren eigener Erfahrungen gleichzeitig neue literarische Wege. Sie verstehen oft ihr Schreiben als das Anschreiben der „wirklichen Wirklichkeit", was nicht immer ein mühe- und problemloser Prozess ist.

Peter Bichsel beschreibt seinen schöpferischen Schreibprozess in den Frankfurter Poetik – Vorlesungen (1982):

> *„Während ich Geschichte erzähle, beschäftige ich mich nicht mit der Wahrheit, sondern mit Möglichkeiten der Wahrheit. Solange es noch Geschichten gibt, so lange gibt es noch Möglichkeiten. Deshalb basiert die Frage an den Geschichtenerzähler, ob seine Geschichte wahr sei, auf zwei Irrtümern.*
>
> *Der erste Irrtum: es gibt keine Geschichte, die nicht Wahrheit enthalten würde, und es gibt im Prinzip keine Erfindungen. Die menschliche Fantasie ist begrenzt durch all das, was es gibt. In der Technik nennt man das Naturgesetze; für den Geschichtenerzähler mag ich es nicht benennen.*
>
> *Der zweite Irrtum: Sprache kann nie wiedergeben, was eigentlich ist, sie kann Realität nur beschreiben. Die Personenbeschreibung eines Augenzeugen zum Beispiel ist nicht etwa deshalb ungenau, weil er kein gewandter Schriftsteller ist. Der Augenzeuge kann ein noch so guter Beobachter sein, er wird mit Sprache den Täter optisch nicht fixieren können. Wichtig für den Bericht des Augenzeugen ist ja nicht nur das, was er gesehen hat. Genau so wichtig sind seine zusätzlichen Erfahrungen: seine Beschreibung ist von allem abhängig, womit er die Person des Täters vergleichen kann"* (Bichsel 1982: 11).

Die Kurzprosawerke weisen in der Stoffauswahl und Formgebung gewisse Analogien auf. Die inhaltlichen und ästhetischen Besonderheiten der Werke lassen bei aller Verschiedenheit ihres individuellen Ausdrucks eine gemeinsame Plattform erkennen, wobei sich zwischen Einzelautoren verschiedene Konstellationen ergeben.

Für die Texte des Schweizer Schriftstellers Christoph Geiser, die den Prosaband ‚Hier steht alles unter Denkmalschutz' (1972) bilden, ist die Verwendung alltäglicher Stoffe typisch. Die Texte sind in Kürze realisierte Bilder von Oberflächenbeschaffenheiten einer eitlen sprach- und zeitlosen Realität. Sie zeigen die entzauberte Wirklichkeit des Alltags und stellen klare Gesellschaftsdiagnose dar.

Die ‚Lapidaren Geschichten' (1967) von Heinrich Wiesner sind synthetische Spiegelungen der Realität und der Autor will allein durch das Thema den Ernst der Zeitprobleme signalisieren, was ihm in wesentlichem Maß gelingt. Er entwickelt und teilt klar seine Gedanken mit, um mit konkreter gesellschaftlicher Zielsetzung die bösen Mächte zu entlarven und das Bewusstsein des Lesers auf die behandelten Fragen zu richten.

Die Beschreibungen automatischer Arbeitsvorgänge und technischer Details fallen sofort als Hauptthema des Buches von Silvio Blatter ‚Schaltfehler' (1972) auf. Mit der Hilfe der rigorosen Darbietungsselektivität wird der Leser über die kleinsten Einzelheiten im ganzen Text informiert. Wiederholt tauchen die menschlichen Momente wie Müdigkeit, Urlaubsträume, Verdienstträume auf, die zur Arbeitswelt in einer Fabrik gehören. Er schreibt Fabrikrealitäten mit ihren Schattenseiten und ohne Verzierung auf.

Der Erzählvorgang in den Prosatexten ‚Wohnen zeitaus. Geschichten zwischen Dorf und Stadt' (1965) von Kurt Marti skizziert konkrete Bezugnahmen auf die Wirklichkeit. Er registriert alltägliche Episoden, Einzelaspekte der Dinge, er gibt zeit- und ortsgebundene Hinweise. Einzelne Geschichten schlagen zugleich um in eine allegorische, sich mit Sinn für den archetypischen Ursprung des Ichs vollziehende Studie.

Zu Hermann Burgers kreativem Handwerk gehören psychologische, jeweils einem Situations- und Verhaltenszusammenhang entnommene Inhalte, Ängste, krankhafte Spannungen, jegliche Wunschvorstellungen genauso wie Symbole bürgerlicher Denk- und Lebensart. Das alles können wir im Buch ‚Bork' (1970) finden, wo diese Themen von Burger zum Erlebnis der Eitelkeit, des Fassadenhaften verarbeitet werden und als ein absurder Bereich, als pathologisch infantile Lebensansprüche enthüllt werden.

Auch für die Kurzgeschichten aller hier erwähnten Autoren gelten die Worte von Marcel Reich-Ranicki.

> *„Überdies stellen die Erzähler von Kurzgeschichten an die Phantasie, die Aufmerksamkeit und die Intelligenz ihres Publikums hohe Anforderungen: Wie die Autoren mit wenigen Worten eine ganze Welt zeigen wollen, so sind die Leser gezwungen, sich mit nur wenigen Anhaltspunkten und Andeutungen für jenes Bild zu begnügen, das sie sich selbst machen müssen. Daher beansprucht die Kurzgeschichte ebenso vom Autor wie vom Leser die höchste Konzentration […] Wer […] in einer Kurzgeschichte einen Absatz oder auch nur einen einzigen Satz nicht wahrnimmt, riskiert, dass sie ihm unverständlich bleibt"* (Reich-Ranicki 1978: 6).

Die Gründe, die zur Erklärung der Bevorzugung kleinerer Prosaformen führen können, sind nicht einfach aufzustellen. Sehr oft wird in diesem Zusammenhang Enge und Kleinräumigkeit des Landes, kantonale und regionale Zersplitterung, die Unsicherheit im Gebrauch der Schriftsprache, vorgeführt. „*Vielleicht hat diese Form auch mit der typisch schweizerischen Tendenz des „Sichverkleiners" zu tun"* (Kondrič 2002: 52). Alle bedeutenden und verkannten Schriftsteller hätten nach Pulver Tendenz des Sichverkleiners und sich Versteckens[4] gemein, das noch heute eine Art Grundmotiv der Deutschschweizer Literatur darstelle, *„nicht gefährlich in vielen Fällen, aber fruchtbar als Voraussetzung des subtilen Wahrnehmens kleinster Regungen"* (Pulver 1982: 103-120).

Paradigmatisch erweist sich in diesem Kontext die Antwort Urs Widmers auf die Frage, warum Schweizer Autoren, auch er selbst die Kurzform bevorzugen.

[4] Vgl. mit Nizon Paul: Diskurs in der Enge (1970), Peter Bichsel: Des Schweizers Schweiz (1969).

„Ich glaube ein Grund könnte auch unsere bäuerische Herkunft sein. Es gibt wenig Großstädtisches bei uns, dadurch gibt es auch wenig diese Große Geste der Grosstadt. Es gibt eine im Grunde genommen nur kleine und nicht so wichtige, mindestens in Kulturdingen wichtige Bourgeoisie und es gibt, zwar aus falschen Gründen, eine sehr starke soziale Kontrolle und es gibt den Dialekt. Ich glaube all das führt dazu, dass man sich vor großen Gesten hütet. Wir haben kein großes Talent zum Pathos und ich liebe Pathos.“[5]

An den sich viel versprechend entwickelnden Erfolg und damit auch an wachsendes Interesse an der Kurzgeschichte knüpften später auch die anderen Autoren, unter anderem Paul Nizon und Erica Pedretti an.

Paul Nizon ‚Im Hause enden die Geschichten' (1971) schafft in der Literatur gewissermaßen ein eigenes Leben noch mal, er schafft es neu, erst eigentlich als Wirklichkeit. Seine Subjektivität ermöglicht ihm einerseits die Gestaltung der Welt, aber anderseits verstellt sie sich ihm auch gelegentlich.

Die Erzählwerke von Erica Pedretti entsprechen dem höchsten formalen Anspruch, aber in keiner Weise sind sie formalistisch.

Erica Pedretti sammelte die Erzählungen, die zwischen den Jahren 1978 und 1982 unabhängig voneinander entstanden in dem beziehungsreichen Band ‚Sonnenaufgänge Sonnenuntergänge' (1984). Schon mit dem Titel deutet Pedretti die Richtung ihres Erzählens an, die aus dem gewohnten Alltagslicht auszubrechen versucht. Die Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge sind die Krisenzeiten, die unerwartete Umbrüche markieren, verdrängte Gedanken freisetzen und geheimnisvolle Bilder inszenieren, die der helle Tag nur selten hervorrufen kann. Dem Szenario entsprechend bestimmen raffinierte Motive den Handlungsverlauf einzelner Erzählungen des Bandes. Ob es sich um Aufbrüche handelt, die nicht stattfinden und nicht gelingen, (‚Nachdenken, was man tun könnte'), oder Reisen und auch Spaziergänge, die nicht in die beabsichtigte oder gewünschte Richtung führen, sondern zum Beispiel an einen Ort stillen Grauens, zu einem in der Gefangenschaft des Aquariums sterbenden Wels (‚Dunkel auf hellem Grund').

Das Erzählen ist für Erica Pedretti kein Vermittlungsprozess, in dem man alles, was sich in der realen oder in der phantastischen Welt abspielt, treu festhalten muss. Es bezieht sich zwar auf die alltäglichen Ereignisse, sinnlich wahrgenommen, mit psychologischem Untertext hervorgehoben und im soziologischen Milieu eingefasst, aber trotzdem entspricht es den erwarteten Vorstellungen von dieser Gattung nicht. Das Erzählen beherrschen vor allem Erfahrungen, Gefühle, Gedanken, die in der Sprache aufbewahrt sind. Sie können aber aus dieser Sprache rückwärts evoziert werden, und damit die Erfahrungen, die Gefühle, die Gedanken verraten, welche der Autorin eigen sind und die sie in ihrer unverwechselbaren Weise schildert. Diese Schilderung sagt etwas über die künstlerische Wahrnehmung von Erika Pedretti aus. Durch ihre Art des Schreibens weist sie die bewundernswerte Fähigkeit nach, jedes Detail, das zur Vorstellungsbildung von der Beziehung des Menschen zur umliegenden Welt beiträgt, einzufangen. Wenn bei Erica Pedretti tatsächlich ein Fall auftaucht, eine Begebenheit ins Auge gefasst wird, wie in der Erzählung „Am Tatort“, dann schreibt sie:

„Wie ich an einer Geschichte sitze, was bedeutet, daß ich die eine Begebenheit aufschreibe und mich dabei an die andere, ohne sie zu schreiben, erinnere, sehr lebhaft plötzlich, fast farbig erinnere, was, da ich ja eine wirkliche Begebenheit meine und, sieh da, davon zu

[5] Widmer, Gespräch mit Urs Widmer.

reden oder zu schreiben beginne, grausig ist, denn die Farbe ist in diesem Fall rot, blutrot, womit bereits viel, vielleicht schon zuviel gesagt, zuviel vorweggenommen ist, so daß ich hier abbrechen könnte, eine Möglichkeit, die mir ohnedies immer am nächsten liegt" (Pedretti 1984: 111).

In diesem Fall ist die Farbe der Erinnerung wichtiger als der Handlungsablauf. Fertiggewoben aus den Wörtern und verborgen im Geflecht der Sätze, ist sie wichtiger als die Abbildung der Tatsachen oder die Deduktion der Sinnbilder. Diese literarischen Vorgänge verlangen von dem Leser hinreichende Geduld und setzen große Bereitschaft für das Erzählen voraus. Der muss zwar zwischen den Zeilen lesen, aber bei dem aufmerksamen Lesen kann man den Faden der Erzählung nicht verlieren. *„Warum denn etwas schreiben, was ich verschweigen und vergessen möchte? Das habe ich früher bereits einmal, vielleicht mehrmals gesagt. Und nicht nur ich"* (Pedretti 1984: 88).

Beim Schreiben der Erzählungen schöpft die Schriftstellerin aus den eigenen Erfahrungen, sie bemüht sich aber – so scheint es wenigstens beim Lesen der Erzählungen – sich von ihren Verwirrungen zu befreien. Sich von allem, was sie wahrnimmt, loszuschreiben, das ist das Verbindungselement der Erzählungen von Erica Pedretti. Das ist das Bindemittel für die Texte, die voneinander unabhängig entstanden. Trotzdem bilden die Erzählungen keine zufällige Sammlung; dies ist der Beweis der unverwechselbaren Schreibweise, einer unverschlossenen aber trotzdem kompakten Gesamtheit.

Obwohl die Autorin aus den eigenen Erfahrungen schöpft, bevorzugt sie keine gesamte Konzeption einer selbstzentrierten Denkweise. Das Ich, das die Geschichten erzählt, und von dem erzählt wird, ist das Ich ohne ein konkretes Gesicht oder eine konkrete Biographie. Die Erzählerin mit ihren Erfahrungen ist der einzige verlässliche Empfänger der Wahrnehmungen. Ein Spiegel, vielleicht mit eigenen Empfindungen ein bisschen vernebelt, in dem sich auch die anderen Gesichter, Landschaften, Farben und in immer einer anderen aber doch so gleichen Ähnlichkeit der Tod widerspiegelt. Der Tod als Unfall und Selbstmord, als drohendes Gespenst in Gesprächen über Krankheit, versteckt in Schneemassen und leise pochend in der untergründigen Frage: *„Wie viele Sonnenuntergänge noch?"* (Pedretti 1984: 116).

In den einzelnen Erzählungen ist nur eine flüchtige Wirklichkeit angedeutet, mehr überwiegen die optischen Eindrücke. Die leichte Absurdität verstört den Leser nicht, sondern ist Teil jener inneren, jedoch aber konkreten Realität.

Die Figuren aus dem Erzählungsband sind mit leicht clownesken Zügen ausgestattet. Der Leser muss über sie lächeln, genauso wie man in guten Lebensmomenten über sich selbst lächelt: in den scheinbar unwichtigen Augenblicken des Lebens, wenn man sich von einer Tätigkeit in den Bann gezogen und eingenommen sieht, von der Sehnsucht vorwärts getrieben und zugleich von der Vernunft zurück gebremst. Aber so eine Zusammenfassung wäre doch zu vereinfacht und vergröbert, sogar auf unzulässige Weise. Denn diese Texte leben nicht in ihren Gestalten, sondern in der Sprache. Sie leben in den langen, vorwärts drängenden Sätzen. Sie sind insgesamt Varianten einer und derselben Haltung, die sich bewegt aber auch hemmt. Dann nur gelegentlich, ab und zu, bekommen einige Erinnerungen und Visionen das Aussehen eines Gesichts oder eines Namens. Da wird ein Herr Masut angesprochen, dort wird einem Fräulein Morris für guten Rat gedankt und inzwischen wird einem Tannbach seine Vorliebe für *„vielleicht"* (Pedretti 1984: 37) und *„sag - was - du - willst"* (ebd., S. 37) angedeutet.

Der erste, ursprünglich dem Mimen Peter Wyssbrod[6] gewidmete Text *„Depart"* ist von einer seiner Szenen inspiriert. Er ist in einem einzigen, rhythmisch und locker

[6] Wyssbrod, Peter, Maler, Grafiker, Mime. 10.1.1938. In: Künstlerverzeichnis der Schweiz 1980–1990.

über sechs Seiten fließenden Satz entworfen. Die Aufmerksamkeit ist auf die Figur eines Mannes gerichtet, der sich mit sehr viel Gepäck, auf dem Bahnsteig zur Abreise bereitmacht, wohl nach einem großen Ziel. Den Zug verpasst er aber natürlich nicht nur, sondern er versäumt ihn auch.

> *„Dort kommt einer, woher? Woher er will, soll er nur kommen mit all seinem Zeug und sich aufstellen, warten, dort stehn, oder hin und hergehn oder von einem Fuß auf den anderen das Gewicht vertreten und dabei warten, während ich zuschaue, wie er nach links schaut, nach rechts schaut, schaue wie einer wartet wie es scheint, geduldig, so wie ich warte was er jetzt wohl tun wird, was würde ich in seiner Situation, wenn ich also er wäre, so geduldig wäre, jetzt tun?“* (Pedretti 1984: 7)

Und doch ist diese clownesk wirkende Figur nicht nur als Abbild oder Karikatur des typischen Zögerers oder Umstandskrämers zu verstehen. Was wäre der Mann ohne sein geheimnisvolles Gepäck, das ihn belastet, ihn scheitern lässt, ihm aber auch Gewicht gibt? Der Gedankenstrom überschwemmt gewaltig diesen einen Augenblickseindruck, eine Vorstellungswelt nicht mehr abschätzbarer Ausmaße öffnet sich plötzlich, der Bahnsteig wird zum Beginn von Sehnsüchten, Ideen und Gefühlen, Hoffnungen und Ängsten.

Der Reisende ist immer wieder mit seiner Unmenge Gepäck beschäftigt, immer neu mit unaufhörlichem Ordnen seiner Gepäckstücke beschäftigt. In seinem chaotischen Warten kann er auf keinen Fall beobachten, was um ihn herum vorgeht, ja eigentlich nur für ihn herum vorgeht, nur für ihn hier und jetzt inszeniert wird:

> *„die Vögel und Barbara zwitschern vergeblich, keiner sieht ihre Augenaufschläge, Flügelschläge vollführen ihre Hände und Arme, graziös und vergeblich spaziert sie auf und ab und blinzelt in der strahlenden Sonne oder sie blitzt ihm, der nichts merkt, zu, und über den Himmel jagen sich, als wären es kleine übermütige Kinder, weiße Wolken“* (Pedretti 1984: 10).

Immer neue und neue Wortströme stürzen über den Leser hinweg, und wenn er schon nach dem ersten Absatz nicht aufhört, ist er gezwungen, zunächst widerwillig weiter zu lesen. Er ist allenfalls neugierig, wohin die Handlung führen soll und was hier als ein Nichts an Beobachtung, als eine Alltags-Winzigkeit dargestellt ist. Die Handlung führt zu gar keiner Auseinandersetzung. Nur der am Gleis des Bahnhofs stehende, wartende und sich richtende Mann wird zum Anlass, zur Entzündung unglaubwürdiger Vorstellungen.

Am Anfang der letzten Erzählung „Wie viele Sonnenuntergänge noch“ behauptet die Ich Erzählerin, dass sie, genauso wie viele andere Dichter es tun, eine Naturansicht vom engadinschen Winter mit Schneefall vermitteln wollte. Die Geschichte erinnert zwar an eine Schneekatastrophe, aber mit dem vollen, leicht ironischen Eingeständnis, dass sie eigentlich eben das nicht könne:

> *„Soeben wollte ich, wie das alle, nicht nur junge Dichter tun, die Natur beschreiben, und um die Tönungen von Weiß den Schneefall und was er fast verdeckt, genau zu treffen, schaute ich (und hierin zeigte ich mehr Kühnheit als die meisten) auf das Ding selbst, welches die von Schneewolken verhangene Hochgebirgslandschaft vor dem Fenster war.*
>
> *Danach konnte ich selbstverständlich nicht weiterschreiben. Legte das Notizheft weg und las im „Orlando“ weiter. Weiß in der Natur ist etwas anderes als Weiß in der Literatur* (Pedretti 1984: 116).

Die Reflexionen über die Farbe Weiß verdeutlichen wiederum einiges über den Unterschied zwischen Leben und Schreiben. Die Beschreibungen der Tönungen von weißer Farbe gelingen scheinbar nicht. Die geäußerten Gedanken über die nicht zu erfassende Farbe beinhalten aber mehr Deutlichkeit als eine in sich geschlossene Schilderung. Sie sagen nicht nur etwas über die Möglichkeit des Abbildens aus, sondern auch über das Motiv selber, die Weiße Farbe der Landschaft.

In der Erzählung entwickelt sich sogar einmal ein wenig Handlung, die einige autobiographische Elemente aufweist. Die Ich-Erzählerin fährt im Winter mit dem Zug ins Engadin, ihren früheren Wohnort. Nach zwei, drei Jahren kehrt sie wieder in die bekannten Orte zurück und erkennt wiederholt die ihr vertraulich bekannten Objekte, die gerade jetzt, während der Zugreise, für die Anderen nicht zu sehen sind. Nur in ihren Gedanken heben sich die sichtbaren Dinge auf und jede Erinnerung, mit Vergangenheit verbunden, gewinnt an einem konkreten aktuellen Aussehen. Dann kann die Ich-Erzählerin, am Ufer des Bielersees sitzend, wo die voll von Schnee verschüttete Geschichte entsteht, die wuchtig blühenden Blumenkistchen voll von Begonien und Petunien, die ein Bahnhofdach im Engadin verzieren, sehen: *„…das sah ich, ja. Nein, das wusste ich. Das hätte ich sehen können, wäre nicht Winter, nicht Weihnachten gewesen“* (Pedretti 1984: 118).

Außer der einzelnen Abschweifungen stößt die Erzählerin während der Reise an nichts Interessantes. Schneetreiben und Lawinengefahr lassen nur schwer eine interessante Geschichte entstehen. Aber zum Glück erscheint auch in dieser Erzählung eine Frau Gerster, aus dem Roman „Veränderung“ schon bekannt, und zwar gleichzeitig in drei Verkörperungen: der Frau Wenck, der Frau des früheren Postboten, der Frau Rechner, der ehemaligen Nachbarin, und der Schwiegermutter. Und alle die drei Schicksalsgöttinnen standen bei der Entstehung ihrer alten bekannten Geschichten, die im Kopf der Ich-Erzählerin wieder klingen, entbinden sich stereotyp wie ein Filmband, bis sie, angesichts der erzählten und realen Lawinengefahr, verträumt *„gedankenlos schwerelos wie der Schnee“* (Pedretti 1984: 141) wie eine variierte Eliette an der Gefahr vorbeigeht und *„reglos und zufrieden (stehenbleibt)“* (Pedretti 1984: 142). Der Erzählerin selber bleibt die bekannte Rolle der stumm Zuhörenden und der fleißig Notierenden, die ihr schon vertraulich bekannt ist. Sie schreibt die Zustände in deren stetigem Wechsel, in deren Unabgeschlossenheit, in deren Vermengung von Erinnerung, Erwartung, momentaner Umgebung auf Unsicherheit und Hemmungen als Impuls des Schreibverhaltens Alle Geschichten, die sich zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang abspielen, sind in ihrem Wesen Nachdenken darüber, was gelingen oder nachfolgen könnte. Die Gedanken lenkt immer eine strenge und klare Sprache in die richtigen Bahnen. Wenn diese Gedanken der Textentwicklung zu große Freiheit leisten, erscheint beinahe ein Ich, das den Menschen und Erscheinungen ein bisschen entgegensteht, das immer lauscht, staunt, erkennt, aber dem Überlegenen fremd ist. Und das offene Ende lässt immer genügend Raum für Ausdehnung schwierig vorstellbarer Möglichkeiten. Die einzelnen Abschnitte der Tagesnotizen entwickeln sich zu unerwarteten Traum- oder Katastrophenbildern. Jede Erzählung, von der Sprachreflexion wesentlich beeinflusst und geprägt, ist stets mehr Prozess als Ergebnis. Die Reflexion verfolgt nicht erstgeplant eine formalästhetische Überlegung, sondern geht elegant in eine Diskussion von Kompositionsfragen über. Das Erzählen ist dann eine kontinuierliche Sprachbewegung, in der jeder Satz seine unvertretene unersetzbare Stelle einnimmt und eine Folge von anderen Sätzen in Gang bringen kann. Diese Sprachbewegung fesseln keine zielgerichteten Vorgänge oder keine bestimmenden Beschränkungen. Hier befindet sich genügend Raum, in dem es im rhythmischen Wechsel möglich ist, den

Gedanken Zaum nachzulassen genauso wie einen flüchtigen Augenblick zu zögern, und so in einer unerschöpflichen Menge an Feinheiten und Anflügen zu versinken. Die einzelnen Wörter werden nicht willkürlich oder eigenwillig zu Sätzen zusammengesetzt, sondern sie bilden die Sätze, von denen ein Bereich beziehungsweise ein Redeumfeld ausgesprochen wird. Das Fließen der Sätze bezeugt keine eindeutige Entstehung der Texte, es reflektiert das künstlerische Suchen, in dem die Schriftstellerin zu fragen, zu zweifeln, zu modifizieren gezwungen wird. Die klaren Linien der Vorsätze divergieren immer in die Erinnerungen, die festen Konzeptionen der Rationalität zersplittern in das Unbewusste.

Beim Lesen aller wenig glaubwürdigen Geschichten, die in einem Band gesammelt werden, kann man sich unterschiedliche mehr oder weniger phantasievolle Bilder ansehen. Dabei kann man Hirschenröhren hören, Stand- und Spielbeinvariationen lernen, neue Gurkensalatrezepte entdecken, Schaufensterpuppen bewundern, einen Elefantenteich beobachten, das Wort „FREI“ in „JURA LIBRE“ erkennen oder von Henri Rousseaus „Schlafender Zigeunerin“ bezaubert werden. In den Texten finden wir auch mehr oder weniger eine musikalische Struktur, die in diesen Texten reflektiert wird und so noch einmal die Absichtslosigkeit dieser Erzählkunst unterstreicht.

Die Erzählweise, die Erica Pedretti für die einzelnen Sammlungsgeschichten ausgewählt hat, verlangt von ihr dauernde Balancehaltung und stetes Verhindern eines Sturzes in den Abgrund der Langweile. Aus der erzählten Handlung erfährt der Leser keine Schauergeschichten, Ereignisse oder gar Aufregungen. Wesentlich mehr wird er unmittelbar in die Bewegung der Erzählsprache hineingezogen. Er wird beim Lesen gezwungen etwa zu denken, konkret „Nachdenken, was man jetzt tun könnte“, er stellt fest, was es heißt, „über Dittersdorf (zu) fliegen“ oder einen „Mitbringseltext“ als Geschenk zu bekommen. Er erfährt, was man alles „auf dem Weg zu Melchior“ erleben kann.

In ihrem Erzählen irrt die Schriftstellerin von Idee zu Idee herum und genießt die Möglichkeit der freien Wahl.

> *„Immerhin fühle ich mich noch frei genug, diese Geschichte offen zu lassen, ich kann in den verschiedensten Richtungen weiterfahren. So als säße ich in einem Boot, vielleicht auf dem Meer, doch, ich weiß, wie das ist, und ließe mich, noch ungewiss, wohin ich mich wenden wollte, von den Wellen schaukeln, einige Meter weit wegtragen, auf und ab und wieder zurück zum Ausgangpunkt, eine angenehme, leicht einschläfernde Bewegung, die mich auch kaum weiterbringen würde, zumindest nicht, solange die See ruhig, die Wellen so harmlos und sanft wären“* (Pedretti 1984: 60).

Man könnte, unter diesen Umständen, die Beeinträchtigung der Bewegungsfreiheit und eine ambivalente Beziehung zur Unruhe als eins der zentralen Themen des Erzählbandes betrachten. Im Erzählband erscheint das Schreiben als eine Hoffnung, dass die Schriftstellerin die Beunruhigungen ihres Lebens in der Kunstform beruhigen könnte, allerdings mit dem Ergebnis immer wieder neuer Versteinerungen. Wenn die Erfahrungen „der Fremden in der Fremde“, die über sich nie mehr verfügen können, immer nur für Augenblicke der Freude über das Gelingen der Kunst aufgehoben werden sollen, wird das Weiterschreiben für Erica Pedretti zur nichtwegzudenkenden Notwendigkeit.

Die Schriftstellerin will sich ihrer realen Existenz bewusst werden, um endlich bei sich selber anzugelangen. Diese Existenz ist für sie eben eine Kette von Momenten, *„von verschiedenartigsten Bildern, hübschen, glatten, tröstlichen und blassen, anregenden, bunten, noch ganz frischen“* (Pedretti 1984: 107), denen die angehängten Etiketten mit

Namen und Geburtsort nicht entsprechen. Sie schreibt also in ihren Texten gegen eine solche falsche Beurteilung, wobei der geschriebene Text vorübergehend zur Erklärung des chaotischen Bildermosaiks beitragen soll. „*Aus den verfolgten Beziehungen der notierten Bilder untereinender ließe sich vielleicht einmal ein Verlauf, gar ein Plan erkennen, meint die Autorin"* (Von Matt 1998: 161).

Das Buch „Sonnenaufgänge Sonnenuntergänge“ ist keine eindeutige Lektüre. Sie verlangt von dem Leser ein starkes Gefühl für Textentwicklung, selbst auch wenn man Erica Pedrettis Umgang mit der Sprache in Erwägung zieht. Man kann sich ihrer Wirkung auf die Entwicklung der Phantasie nicht entziehen. Obwohl es sich um eine schmale Sammlung von Prosastücken handelt, kann man sie keinesfalls als ein Zwischenwerk hinnehmen. Es stellt eher einen weiteren Schritt auf dem Weg in der literarischen Produktion der Autorin dar. Die großangelegte Romanform entspricht nicht ganz den literarischen Arbeitsbestrebungen der Autorin. Mehr entspricht ihrer schriftstellerischen Natur die unauffällige Veröffentlichung ihrer Texte in verschiedenen, nicht immer „Top-Ten“ Periodika, wie es sich auch im Fall der Texte im Sammelbuch „Sonnenaufgänge Sonnenuntergänge“ zeigt.

> *„Sie kann anscheinend nur schreiben, wenn sie weiß, dass es sie nicht verpflichtet – dass sie nicht den Reißer des Jahres zu bieten hat oder gar den Roman, von dem die Fama geht, dass das Lesepublikum seit Jahren auf ihn warte. Würde sich diese Schriftstellerin solchen Erwartungen fügen, könnte sie schlichtweg nicht schreiben oder griffe dann zurück – wie vor allem in letzten Jahren – auf andere Gestaltungsmöglichkeiten, konkretisierte ihre Ängste und Erwartungen als kompakte flügelartige Mobile oder Skulpturen“* (Von Matt 1998: 157).

Literaturverzeichnis:

DURZAK, Manfred (1980): *Die deutsche Kurzgeschichte der Gegenwart: Autorenporträts, Werkstattgespräche, Interpretationen.* Stuttgart.

IEHL, Dominque/HOMBOURG, Horst (Hg.) (1990): *Von der Novelle zur Kurzgeschichte.* (Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte; Bd. 27). Frankfurt a. M., Bern, Paris.

LAPPE, Thomas (1991): *Die Aufzeichnung: Typologie einer literarischen Kurzform im 20. Jahrhundert.* Aachen.

LOCHER, Elmar (Hg.) (2001): *Die kleinen Formen in der Moderne.* Innsbruck, Wien, München.

MIELCZAREK, Zygmund (1985): *Kurze Prosaformen in der deutschsprachigen Schweizer Literatur der sechziger und siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts.* Katowice.

REICH-RANICKI, Marcel (1978): Keine Zeit für Kurzgeschichten. In: *Kulturbrief/Inter Nationes*. H. 2. S. 6.

WEIGEL, Sigrid/ERDLE, Birgit (Hg.) (1996): *Fünfzig Jahre danach: zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus.* Zürich.

WIDMER, Urs (1995): Gespräch mit Urs Widmer. Interview von Vesna Kondrič Horvat. Zitiert nach dem Tonbandprotokoll. Veröffentlicht in slowenischer Übersetzung. In: *Razgledi. 14.4.1995*.

Lachen in der phantastischen Literatur. Am Beispiel des Frühwerks von Gustav Meyrink

Nikola ZEJKANOVÁ

In seiner Abhandlung ‚Theorie der phantastischen Literatur' (2001) macht Uwe Durst auf einen Bereich aufmerksam, der in den Theorien der phantastischen Literatur bisher vernachlässigt wurde. Als Unterscheidungsmerkmal dieser Werke betrachtet er das Vermengen der phantastischen Literatur und des Lachens.[1] Als ein einziges Beispiel führt er Gogols Erzählung ‚Die Nase' an, anhand der er das Wesen dieser Texte veranschaulicht. Die Funktion des Lachens in der phantastischen Literatur besteht nach Durst v. a. darin, dass es die Inkohärenz zwischen der dargestellten empirischen Wirklichkeit und der dargestellten Welt des Übernatürlichen überbrückt.

> *„Statt die Kohärenz der erzählten Welt in Frage zu stellen, fügen sich die widersprüchlichen Weltgesetze auf einer höheren Stufe, der Stufe des Gelächters, zu neuer Homogenität zusammen"* (Durst 2001: 321).

Der Leser nehme dann die dargestellte Welt des Übernatürlichen unbefragt hin, denn das Lachen fordere ihn dazu auf, „*die dargestellte realitätssystematische Situation nicht ernst zu nehmen*" (Durst 2001: 316). Es ist einleuchtend, dass Durst hier v. a. die wirkungsästhetische Deutung hervorhebt, und dadurch die Interpretation wesentlich einschränkt.

Die Tatsache, dass die Verbindung der phantastischen Literatur und des Lachens in der deutschsprachigen Literatur einen wichtigen Stellenwert besitzt, belegen manche Werke der eruierten Autoren der phantastischen Literatur wie Gustav Meyrink, Alfred Kubin, Hans Heinz Ewers, Karl Hans Strobl oder Hans Watzlik. So ist diese eigenartige Mischung z.B. für das Frühwerk Gustav Meyrinks kennzeichnend. Seine frühe Kurzprosa hebt sich von seinen späteren Romanen v. a. durch die Neigung zum Humor und zur Ironie ab. Die Eigenart der frühen Erzählungen, die in den Bänden ‚Der heiße Soldat und andere Geschichten' (1903), ‚Das Wachsfigurenkabinett' (1907) und ‚Des deutschen Spießers Wunderhorn' (1913) erschienen, beruht infolgedessen auf der Verschmelzung der Gattung der Schauergeschichte oder der okkultistischen Geschichte und des Humors.

[1] Die Bezeichnung „phantastische Literatur" wird in diesem Beitrag im weiteren Sinne verstanden und als Hilfsbegriff verwendet. Die Begriffsbestimmung folgt der „maximalistischen Definition", die die phantastische Literatur mit der Darstellung des Wunderbaren gleichsetzt.

Die Erzählungen des Erzählbandes ‚Des deutschen Spießers Wunderhorn', in dem u. a. auch die in den ersten zwei Bänden enthaltenen Erzählungen wiedererschienen sind, sollen in erster Linie den „deutschen Spießer" provozieren - daher auch der Titel, der bekanntlich eine Anspielung auf die romantische Volksliedersammlung ‚Des deutschen Knaben Wunderhorn' ist. Durch die Darstellung des Sieges einer ungreifbaren, übernatürlichen Welt über den Alltag necken Meyrinks Erzählungen den positivistisch orientierten Bürger, der an dem Alltag und an der empirischen Wirklichkeit hängt.

Ein typisches Beispiel ist die Erzählung ‚Der Saturnring' (Meyrink 1913: 88-99), die zunächst dem Schema der okkultistischen Geschichte folgt. Zu den Akteuren der Erzählung gehören der Meister der „violetten Magie" und seine Jünger. Die zweifelnden Jünger suchen einen gewissen Dr. Mohini auf, der wissenschaftlich bekräftigen soll, ob sich der Meister wirklich in einem anderen Geisteszustand befinde oder ob er irrsinnig sei. Von den Jüngern begleitet, sieht daher Dr. Mohini im Verborgenen den Bemühungen des Meisters zu, der durch Beschwörung des Typhon eine entflohene Seele aus dem Weltall zurück gewinnen will. Dabei kommt es wirklich zum Einbruch der okkulten Kräfte:

> *„Dann plötzlich ein tappendes, schlammiges Klatschen quer durch das Zimmer wie von einem nassen, unsichtbaren Geschöpf, das sich in kurzen hastigen Sprüngen vorüberschnellt. Violett schimmernde Handflächen erscheinen auf dem Fußboden (...) Fahle schelmengleiche Wesen – die hirnlosen, grauenhaften Überbleibsel der Toten – haben sich von den Wänden gelöst und gleiten umher, ohne Sinn, ohne Ziel, halbbewusst, mit den taumelnden, schlenkernden Bewegungen idiotischer Krüppel, blasen unter geheimnisvoll blödsinnigem Lächeln die Backen auf – (...)"* (Meyrink 1913: 93).

Die Welt des Übernatürlichen bewirkt den Tod von Dr. Mohini, der während der Beschwörung tot zu Boden niederstürzt. Offenbar stirbt er nicht einen natürlichen Tod, denn er wird mit dem Gesicht im Nacken und mit weit aufgebrochenem Mund gefunden. Unmittelbar darauf gipfelt die Beschwörung, indem sich der Meister ein Opfermesser in die Brust stößt. Bis zu diesem Augenblick handelt es sich also offenbar um eine okkultistische Geschichte, die nicht von dem herkömmlichen Schema der Gattung abweicht.

Erst der Bericht des hinscheidenden Meisters, der seinen Jüngern die vorangegangenen Ereignisse erläutet, bringt in diese okkultistische Geschichte neue Elemente, die sich im Widerspruch zu dem ersten Teil der Erzählung befinden, und die daher einen plötzlichen Umschlag der Erzählhaltung verursachen. Der Meister erzählt nun auf dem Sterbebett, dass er im Ringen um die letzte Erkenntnis ein menschliches Wesen suchte, dessen Seele er erforschen könnte. In seiner Milde wollte er nur ein solches Wesen opfern, das der Gesellschaft völlig unnütz ist. Nachdem er die Möglichkeit verwarf, einen Gymnasialprofessor auszuwählen, entschied er sich für ein Pastorenweib. Die Seele des Pastorenweibes isolierte er in einer Flasche, unglücklicherweise entwich sie ihm jedoch. Nach den vergeblichen Versuchen, sie mit Hilfe von Lockmitteln zurück zu gewinnen – er legte beispielsweise ein paar rosa Frauenhosen aufs Fensterbrett – musste er zu seinem Verdruss beobachten, wie sie frei im Weltall lebt und „*die*

arglosen Planetengeister die infernalische Kunst der weiblichen Handarbeit" lehrt (Meyrink 1913: 97). Als sie jedoch um den Saturn einen neuen Ring gehäkelt hat, war es dem Meister zu viel und er entschloss sich zu der äußersten Maßnahme: zur Beschwörung des Typhon, bei der er sein eigenes Leben opfern musste. Sterbend stellt der Meister fest, dass seine Bemühungen nicht umsonst waren, denn er gelangte zur Erkenntnis der menschlichen Seele, nach der er sich sehnte. Sein Fazit heißt:

> *„´(...) wird auf den Wesenskern der Pastorenweibse ein Reiz ausgeübt – welcher immer – so - - häkelt sie, und bleibt er ungereizt ...´ des Meisters Stimme wurde leise und unirdisch - ´... so vermehrt sie sich bloß´"* (Meyrink 1913: 98).

Es liegt auf der Hand, dass dieser Teil der Erzählung humoristisch geprägt ist, ohne dass dabei jedoch der Rahmen der okkultistischen Geschichte aufgehoben wurde.

Für diese Erzählung sowie für das Frühwerk Meyrinks im Allgemeinen ist typisch, dass sich das Lachen auf das dargestellte Weltbild als Ganzes richtet, also sowohl auf die empirische Wirklichkeit, als auch auf die Welt des Übernatürlichen. So werden in der Erzählung ‚Der Saturnring' das Bestreben des Meisters um eine höhere Erkenntnis, das spießbürgerliche Leben eines Pastorweibes sowie die übernatürliche Welt der okkulten Kräfte verspottet. Dabei fällt auf, dass keine der auftretenden Gestalten als ein „positiver Held", als ein Vertreter der vorbildlichen Lebensweise und Weltanschauung, bezeichnet werden kann. Der Meister der violetten Magie strebt zwar Erkenntnis einer höheren Welt an, es zeigt sich jedoch im Nachhinein, dass diese Erkenntnis nichtig und lächerlich ist, auch wenn ihr der Meister sein eigenes Leben opfert. Auch das spießbürgerliche Leben, das hier von dem Pastorenweib repräsentiert wird, wird als völlig unnützlich abgetan. Zusammenfassend kann man also sagen, dass alle Gestalten mit einem ironischen Abstand betrachtet werden.

Auf diese Eigenart von Meyrinks Schaffen bezieht sich bereits Kurt Pinthus in dem Vorwort zur Erstausgabe der Erzählsammlung ‚Des deutschen Spießers Wunderhorn' (1913). Pinthus bezeichnet Gustav Meyrink als einen Mystiker, „*der sich als Clown gebäret*" und sich in den „*Wirbel des Gelächters hinabstürzt*" (Pinthus 1913: 7). Weiterhin deutet er Meyrink als einen lachenden Weisheitssucher, der sich durch elementares Lachen aus der Befangenheit im Alltag befreit und sich über die Kleinlichkeit des materiellen Lebens erhebt. Michail M. Bachtin (1998) bezeichnet diese Erzählhaltung als „allumfassendes Lachen". Ein Kennzeichen des allumfassenden Lachens ist nach Bachtin, dass die dargestellte Wirklichkeit als Ganzes von einer unvoreingenommenen Perspektive, mit einem ironischen Abstand betrachtet wird und dass sich das Lachen gegen alle Aspekte der dargestellten Wirklichkeit richtet.

Ein ähnliches Beispiel wie ‚Der Saturnring' stellt auch Meyrinks Erzählung ‚Der violette Tod' (Meyrink 1913: 227-236) dar. Der Engländer Sir Hannibal Roger Thorton will sich hier davon überzeugen, ob die Tibetaner wirklich über okkulte Kräfte verfügen. Er organisiert daher eine Expedition, die ihm zum Verhängnis wird. Durch Hervorbringung eines Zauberwortes bewirken nämlich die Tibetaner Thortons Tod. Eindeutig han-

delt es sich dabei um einen grotesken Tod – Thorton verändert sich in einen violetten Kegel:

> *„Die Gestalt Sir Rogers verlor die Konturen, als ob sie von dem Wirbel abgeschliffen würde, - der Kopf wurde spitzig, - die ganze Masse sank wie zerschmelzend in sich zusammen, und an der Stelle, wo sich noch vor einem Augenblick der sehnige Engländer befunden hatte, stand jetzt ein hellvioletter Kegel von der Größe und Gestalt eines Zuckerhutes“* (Meyrink 1913: 330).

Allein Thortons Diener Pompejus Jaburek entgeht dem Tode, denn er ist seit seinem zehnten Lebensjahr taub. Indem Jaburek den Tibetanern instinktiv das Zauberwort zurückruft, das er von ihren Lippen gelesen hat, verändert er sie alle in violette Kegel. Dabei wird er jedoch durch eine vergiftete Sichel tödlich verwundet. Auf dem Sterbebett schreibt er die ganze Geschichte Wort für Wort nieder und schickt sie dem Sekretär Thortons nach Europa. Ohne das ganze Schriftstück gelesen zu haben, schickt es der Sekretär an die Redaktion einer Zeitung. Da jedoch Jaburek in der Geschichte das tibetische Zauberwort angeführt hat, bedroht nun der „violette Tod“ die Menschheit. Alle Leser verwandeln sich plötzlich in violette Kegel. Wegen der Beschränktheit der Leute verbreitet sich die „Seuche“ sehr schnell und eine Woche später ist bereits über die Hälfte der Menschheit tot. Einem deutschen Gelehrten gelingt es, die Ursache des Todes zu erforschen und Vorbeugung gegen den Tod zu erfinden. In einer wissenschaftlichen Abhandlung, die er in Berlin vorträgt, legt er die folgende Lösung vor: „*Geht zum Ohrenarzt, er soll euch taub machen, und hütet euch vor dem Aussprechen des Wortes ´Ämälän´*“ (Meyrink 1913: 334). Indem er das Wort ausspricht, bewirkt er selbstverständlich den Tod aller Zuhörer: „*Eine Sekunde später waren wohl der Gelehrte und seine Zuhörer nur mehr leblose Schleimkegel, aber das Manuskript blieb zurück, wurde im Laufe der Zeit bekannt und befolgt und bewahre so die Menschheit vor dem gänzlichen Aussterben*“ (Meyrink 1913: 334). Die Geschichte schließt mit dem Blick in die Zukunft: im Jahre 1950 „*bewohnt eine neue taubstumme Generation den Erdball. Der Ohrenarzt regiert die Welt und die Musik ist in Vergessenheit geraten*“ (Meyrink 1913: 334).

Ebenfalls in dieser Geschichte, die die Merkmale der okkultistischen Geschichte mit den Elementen der Komik verbindet, wird die dargestellte Wirklichkeit als Ganzes mit einem ironischen Abstand behandelt. Auf der einen Seite werden die Menschheit, ihre spießbürgerliche Lebensweise und ihre geistige Beschränktheit verspottet, auf der anderen Seite richtet sich das Lachen auch gegen die übernatürliche Welt. So hat z.B. „der violette Tod“, den die okkulten Kräfte bewirken, einen ausgesprochen humoristischen Charakter.

Zusammenfassend kann man von Meyrinks frühen Erzählungen sagen, dass für sie die Gegenüberstellung der empirischen Wirklichkeit und einer übernatürlichen Welt typisch ist. Beide dargestellten Welten werden dabei mit einem ironischen Abstand betrachtet und verspottet. Meyrink erhebt sich auf diese Weise in dem „Wirbel des

Gelächters“ über die Einschränkung des menschlichen Lebens und der empirischen Wirklichkeit.

Ergänzend ist darauf zu verweisen, dass sich Meyrink bekanntlich mit den östlichen Religionen befasste und sie auch praktizierte. Es ist also anzunehmen, dass das allumfassende Lachen bei Meyrink eine weltanschauliche Fundierung hat. In dem allumfassenden Lachen seiner Erzählungen schlägt sich wahrscheinlich die buddhistische Erhebung über die irdische Wirklichkeit durch das Lachen nieder.

Das „allumfassende Lachen“, das das Wesensmerkmal der Frühprosa Meyrinks bildet, ist ebenfalls als ein Argument für die Zurückweisung der in der Literaturwissenschaft üblichen Deutung der Kurzprosa Meyrinks als Satiren zu betrachten. Das Lachen in der Satire unterscheidet sich nämlich grundsätzlich von dem Lachen in Meyrinks Erzählungen: Das Lachen der Satire richtet sich ausschließlich auf die als unerwünscht oder falsch angesehenen Erscheinungen, es ist als Spott zu beurteilen und hat eine ausgeprägt negierende Funktion.

Der vorliegende Beitrag hat dargelegt, dass für das Frühwerk Gustav Meyrinks die Verbindung der phantastischen Literatur und des Lachens kennzeichnend ist. Ähnliche Werke der phantastischen Literatur, in denen das Lachen einen wichtigen Stellenwert hat, wie beispielsweise die Texte von Alfred Kubin, Hans Heinz Ewers, Karl Hans Strobl oder Hans Watzlik, bleiben unter diesem Gesichtspunkt noch weitgehend unerforscht.[2]

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur:

MEYRINK, Gustav (1913): *Des deutschen Spießers Wunderhorn*. Leipzig.

MEYRINK, Gustav (1906): *Der heiße Soldat und andere Geschichten*. München.

MEYRINK, Gustav (1908): *Das Wachsfigurenkabinett. Seltsame Geschichten*. München.

Sekundärliteratur:

BACHTIN, Michail M. (1998): *Rabelais und seine Welt*. Volkskultur als Gegenkultur. Frankfurt a. Main.

DURST, Uwe (2001): *Theorie der phantastischen Literatur*. Tübingen.

PINTHUS, Kurt (1913): Vorwort. In: MEYRINK, Gustav: *Des deutschen Spießers Wunderhorn*. Leipzig. S. 5-9.

[2] Mit den Texten, die auf dem Verfahren der Verschmelzung der Gattung der Schauergeschichte und des Lachens beruhen, befasse ich mich im Rahmen meiner im Entstehen begriffenen Dissertation zur „Gattung der Groteske in der deutschsprachigen Literatur aus den Böhmischen Ländern 1900-1930.“

Motiv der Kälte in Judith Hermanns Prosa

Naděžda ZEMANÍKOVÁ

Wohl in keinem der vergangenen Jahrzehnte hatten die Debütanten so eine günstige Position – und die Debütantinnen eine noch günstigere – wie Ende der neunziger Jahre. Das von Volker Hage im Spiegel 1999 ausgerufene „Fräuleinwunder", womit unbekümmert, ohne Erzähltabus und ohne Skrupel fabulierende junge Schriftstellerinnen gemeint waren, die man zu einer Gruppe stilisierte, wurde zwar mehrfach kritisiert (vgl. Herzinger 2000: 144-164), aber die außergewöhnliche Resonanz der neun Erzählungen in Judith Hermanns Debüt ‚Sommerhaus, später' (1998) kann man nicht nur als Resultat der geschickten Vermarktung der neuen Erzählliteratur deuten.

Die 1970 geborene Westberlinerin, die seit 1992 im Ostteil der Stadt, im damals fast mythischen Prenzlauer Berg wohnt, wurde nach dem abgebrochenen Philosophie- und Musikstudium und nach einer journalistischen Ausbildung auf einem Workshop im Literarischen Colloquium entdeckt und von Katja Lange-Müller, Burkhard Spinnen und Monika Maron unterstützt. Ihr Erfolg kam sehr schnell, nach der lobreichen Besprechung ihres Buches in dem meinungsbildenden Literarischen Quartett stiegen die Auflagen rapide, erreichten mehr als 250 000 verkaufte Exemplare, das Buch wurde in 17 Sprachen übersetzt. Hermann hat mehrere literarische Preise erhalten, darunter auch den renommierten Kleist-Preis. Zu dem überwältigenden Erfolg hat auch das gezielt eingesetzte, eine seltsame Melancholie ausstrahlende, madonnenhafte Foto der Autorin von Renate von Mangoldt beigetragen. Hermanns überfüllte Lesungen hatten den Charakter eines Events, feierten die Autorin wie eine Ikone der Popkultur (vgl. Böttiger 1999: 164ff.). Der vereinnahmende Umgang mit ihrem Foto, mit ihrer Person selbst belastete die Autorin sehr, sie verstummte, der enorme Erwartungsdruck führte zu einer Schreibblockade. Erst fünf Jahre nach dem Erscheinen ihres Erstlings wurde Hermanns zweiter Erzählungsband ‚Nichts als Gespenster' (2003) veröffentlicht.

Judith Hermann beherrscht die Kunst des Auslassens, sie erzählt mit einem ähnlichen Minimalismus und ähnlicher sprachlicher Kargheit, Lakonie und Emotionslosigkeit wie Ingo Schulze in seinen erfolgreichen ‚Simple Storys', die in demselben Jahr wie Hermanns Debüt veröffentlicht wurden. Beide Bücher erinnern sehr stark an die Geschichten von Raymond Carver, wobei Ingo Schulze im Unterschied zu Hermann offen zugibt, von den amerikanischen minimalistischen Autoren bewusst gelernt zu haben.

Auch bei Hermann, die ihr erstes Buch ganz aus der Intuition geschrieben haben will (vgl. Prangel 2001: 294), wird viel ausgespart, die Leerstellen sind groß. Ihre Figuren verbindet ein ähnliches Lebensgefühl, sie haben etwas Elegisches, etwas Marionettenhaftes, strahlen seltsame Melancholie, manchmal sogar Müdigkeit aus. Desorientiert suchen sie nach etwas, was sie selbst nicht genau definieren können. Sie

treiben scheinbar richtungslos, ziellos dahin, warten ab und verfehlen dabei oft das wirkliche Leben, von dem sie keine Vorstellung haben, ihren verpassten Chancen schauen sie dann nur schweigend nach. Unverbindlichkeit herrscht in fast allen ihren Beziehungen. Die Figuren täuschen Hedonismus und Coolness vor und sind dabei sehr verletzlich. Sie sehnen sich nach Verständigung, nach Zugehörigkeit, nach Liebe, sind jedoch unfähig, sich zu binden.

Beziehungslosigkeit zeigt sich in den Geschichten vor allem als Sprachlosigkeit. Die Kommunikation wird oft verweigert, die Figuren sprechen wenig oder aneinander vorbei. Die kunstvoll einfache Sprache der Dialoge wird auf ein Minimum von Formulierungen reduziert, die meist schnell abgebrochen werden. Sprachliches wird häufig durch körpersprachliche Ausdrucksformen ersetzt: ein leichtes Frösteln, ein Zittern, ein Lächeln, ein starrender Blick, ein Ziehen im Magen, ein Zucken. Nicht nur das Bewusstsein der Unzulänglichkeit der Sprache, das Bewusstsein, dass die Wirklichkeit mit der Sprache nicht erfasst werden kann, leitet diese Schreibweise, sondern auch die Bemühung, die Sprachlosigkeit unter den Menschen darstellerisch zu fassen, die Sprachnot auf diese Weise zu reflektieren.

Die Geschichten sind arm an äußerer Handlung, das Geschehen ist oft belanglos, ohne aufregende Verwicklungen. Es wird sehr langsam, „*wie mit geschlossenen Lidern*“ (Köhler 2000: 84), aber konzentriert erzählt. In einem unverwechselbaren Tonfall, in dem kühle Distanz zu spüren ist, werden genaue Details registriert, oft wird an Vergangenes erinnert. Die Erzähler der Geschichten wissen jedoch selten mehr als ihre Figuren. Auf eine geheimnisvolle Art und Weise entsteht trotz Kargheit der Erzählweise eine in der Erzählung vibrierende innere Spannung, etwas Atmosphärisches.

Judith Hermann hat ein abgebrochenes Musikstudium hinter sich und ihre Affinität zur Musik ist auch ihren Erzählungen anzumerken. Sie selbst gibt zu, das Bedürfnis nach einer Art „musikalisches Schreiben“ zu verspüren, das „*das Gefühl einer bestimmten Musik vermittelt*“ (Prangel 2001: 293). Am deutlichsten ist es ausgeprägt in der Erzählung ‚Rote Korallen’.

Im Gespräch mit Matthias Prangel versucht Hermann die Kälte ihrer Gestalten zu erklären: „*Die Figuren haben [...] gewissermaßen einen Panzer um sich, was oft dazu führt, dass man sie beim ersten Lesen als so emotionslos, verantwortungslos und ohne Widerstand, so kühl und fast schon zynisch empfinden kann*“ (Prangel 2001: 280f.). Der Leser erwartet von diesen stillen, blassen, bis zur Kälte kühlen Figuren auch keine leidenschaftliche Tat.

Eines der tragenden Motive im Buch ist das Motiv der Kälte, das in den einzelnen Erzählungen sehr ambivalent wirkt. Meistens korrespondiert es mit den seltsamen Zuständen der Emotionslosigkeit, der inneren Leere. Andererseits ist das Leiden an der Kälte ein Signal der menschlichen Substanz.

Nasskalter Herbst, eiskalter Winter, Nieselregen, Schneeregen, Frost, klirrende Kälte bilden die Kulissen der meisten Erzählungen, kurze Tage, frühe Dämmerung, aber auch Eisblumen gehören zu der eigenartigen Stimmung. Die Figuren frieren im verschneiten Berlin, frösteln, zittern in kühlen Zimmern, in Tompsons Hotel ist es „hundekalt“, in Steins Taxi „scheußlich kalt“, in Steins Sommerhaus ist es der Erzählerin „unglaublich kalt“. In *Bali-Frau* ist sogar das Licht der Straßenlaternen „wie festgefroren“ (Hermann 1998: 99) und der Mund von Christiane „frostig und schmal“ (Hermann 1998: 105). Die Figuren verknüpfen auch ihre Erinnerungen mit dem Winter, nicht mit dem Sommer. Kälte erscheint als das natürliche Lebenselement der Figuren, sie macht sie wahrnehmungsfähiger. Die Autorin selbst gibt zu, dass sie ein Wintermensch ist:

„[...] ich bin im Winter wacher, konzentrierter, näher bei mir, empfindsamer. Es ist, als würden die Dinge durch die Kälte schärfer gestellt. Ich kann mehr sehen und fühlen und bin sehr viel klarer im Kopf als im Sommer“ (Prangel 2001: 291).

Außerdem hat die Autorin an den Geschichten des Bandes ‚Sommerhaus, später' während der Wintermonate im Alfred-Döblin-Haus in Wewelsfleth an der Elbe gearbeitet.

Die Schlusspassage der Erzählung ‚Bali-Frau', in der der Anfang der Geschichte fast wörtlich wiederaufgenommen wird, verbindet das Winter- und Kältemotiv mit der Unfähigkeit zur Kommunikation:

„Es ist kalt. Es riecht nach Schnee. Nach Rauch. Lauschst du auf etwas, das du nicht hören kannst, liegt dir ein Wort auf der Zunge, du kannst es nicht sagen? Bist du unruhig? Sind wir uns einmal – ist das nicht genug – begegnet? Ich werde jetzt schlafen gehen. Erinnert dich der Winter manchmal an etwas, du weißt nicht – an was“ (Hermann 1998: 113).

Die unscheinbare Sonja in der gleichnamigen Erzählung ist fast sprachlos. Sie lebt mit dem Ich-Erzähler in einer seltsamen, platonischen und doch geheimnisvoll erotischen Beziehung, hat eine merkwürdige Biegsamkeit und Unerreichbarkeit zugleich. Sonja kommt und geht wieder, sehr frei und leicht, bewegt sich zwischen Nähe und Distanz. Sie spricht nicht über sich, man erfährt nichts über ihren sozialen Hintergrund, über ihre Lebensweise. Als sie dann doch einen Wunsch nach Bindung mit dem Erzähler äußert, verliert sie für ihn das Geheimnisvolle, er findet sie plötzlich „lächerlich und blöd“. Am Ende zieht sie sich konsequent zurück und nach ihrem spurlosen Verschwinden bleibt nur ein „Gefühl der Irritation“.

Nach Judith Hermann ist Sonja ein Mensch, „*der für so etwas steht wie ein Versäumnis, für eine falsch gefällte oder nicht gefällte Entscheidung, für einen Weg, den man auch ein Stück mit jenem anderen zusammen hätte gehen können*“ (Prangel 2001: 281). Sonja hat etwas Katzenhaftes: „*Wenn ich sie berühren will, läuft sie davon, wenn ich vom einen Zimmer ins andere wechsele, läuft sie mir hinterher, sie kann nicht ohne mich sein, sie kann auch nicht mit mir sein*“ (Prangel 2001: 282). So steht sie nach Hermann auch für „*die Unmöglichkeit, mit Menschen immer auf die so ersehnte heile Art und Weise zusammen zu sein*“ (Prangel 2001: 282).

Rückblickend erscheinen dem Erzähler die gemeinsamen Nächte mit Sonja, in denen er redet und Sonja zuhört, als Glücksmomente: „V*ielleicht waren diese Nächte auch einfach nur kalt und in zynischer Weise unterhaltsam. Heute aber kommen sie mir so wichtig vor und so verloren, dass es mich schmerzt*“ (Hermann 1998: 70). Nach Sonjas Verschwinden wird es kalt, der erste Schnee fällt, der Erzähler legt „*unentwegt Kohlen in den Ofen, aber es will nicht warm werden*“ (Hermann 1998: 84).

Auch für Hunter Tompson aus der Erzählung ‚Hunter-Tompson-Musik' ist die Bindungslosigkeit wichtig. Er lebt im New Yorker Armenhotel, weil er so jeden Tag seinen Koffer packen und fortgehen kann. Die unbeantwortbare Frage nach dem Wohin seines Gehens weist er als unnötig ab.

Ähnlich ungebunden präsentiert sich der wohnungslose Stein in der Titelerzählung ‚Sommerhaus, später'. Ständig unterwegs sieht er plötzlich in der Ruine eines Sommerhauses die Möglichkeit für ein Zusammenleben mit der Ich-Erzählerin. Sein Angebot kann man im Kontext des im Band thematisierten Unvermögens zur Kommunikation als eine Art Liebeserklärung verstehen:

„Das hier ist eine Möglichkeit, eine von vielen. Du kannst sie wahrnehmen, oder du kannst es bleiben lassen. Ich kann sie wahrnehmen, oder abbrechen und woanders hingehen. Wir können sie zusammen wahrnehmen oder so tun, als hätten wir uns nie gekannt. Spielt keine Rolle“ (Hermann 1998: 152).

Was er aber weder in diesem Moment noch später sagt, ist eine deutliche Aufforderung, ein deutliches Bleib, ein Komm, auf das die Ich-Erzählerin wartet. Da auch nach langem Warten die angebotene Möglichkeit von ihr nicht wahrgenommen wird, zündet Stein das Haus an. In der Radikalität und Konsequenz ist das eine ähnliche Entscheidung wie die, die Sonja mit ihrem Verschwinden trifft oder die von Hunter, der seine ganze Musik einem Mädchen gibt, obwohl sie ihn versetzt. In jeder Erzählung des Bandes ist eine Figur, die sich von den meisten entscheidungsunfähigen, widerstandslosen, wie gelähmt auf ein „Später“ wartenden oder gänzlich gleichgültigen, kalten Figuren unterscheidet.

Das Kältemotiv wird bei Judith Hermann auch mit dem Greisenalter verknüpft. Die Großmutter in ‚Ende von Etwas’ lag in der Stille und „*fror immer. Trug auch unter den Federdecken Wolljacken, Schals, dicke Strümpfe. Sagte trotzdem ‚Ich will frische Luft‘, selbst im Winter mussten im Schlafzimmer alle Fenster offen stehen*“ (Hermann 1998: 89f.). Auch hier wird die Ambivalenz des Motivs spürbar. Die Großmutter leidet an der Kälte des Lebens, sehnt sich nach Wärme und findet schließlich ihren Tod im Feuer, in ihren letzten Augenblicken sieht man sie brennend tanzen. Wo die endgültige Kälte des Todes erwartet werden könnte, erzittert der Leser im Anblick der zerstörerischen Wärme.

Die Enkelin Sophie erzählt einer für den Leser unbekannt bleibenden Person über das letzte Jahr ihrer Großmutter, Sophies Gegenüber sagt aber kein einziges Wort. Ähnlich wie in ‚Sonja’ wird das Gespräch so zu einem langen Monolog eines Gesprächspartners, der andere wird zu einem passiven Zuhörer, echte Kommunikation kommt gar nicht zustande.

Die Erzählung ‚Rote Korallen’, die eigentlich drei Geschichten in sich verbindet, liefert „eine radikale Umschreibung“ (Stephan 2002: 548) des traditionellen Wasserfrauenmythos mit all seiner Symbolik, verwoben mit anderen, oft märchenhaft-phantastischen Motiven. Motive der Kälte tauchen schon in der Geschichte der Urgroßmutter auf. Sie begleitet ihren Mann nach Russland, wo sie von ihm lange Monate allein in der Kälte der Fremde gelassen wird, in den Zimmern, die „weich und kühl wie das Meer“ (Hermann 1998: 13) waren. Sie zog die schweren Vorhänge zu und schloss die Türen, um sich von der äußeren Welt zu isolieren. Die ersehnten Briefe ihres Mannes waren nur kalte und gefühllose Berichte. Sie „*wärmte ihre kalten Hände am Samowar und ihre fröstelnde Seele an den glühenden Herzen ihrer Liebhaber*“ (Hermann 1998: 14). Ein Liebhaber schenkt ihr das Korallenarmband, das schließlich zu einem Duell führt, in dem ihr Mann getötet wird. Viele Jahre später erzählt ihre Urenkelin, die Ich-Erzählerin, von der Beziehung mit ihrem leblosen Geliebten. Er war „*wie ein toter Fisch, er lag den ganzen Tag auf seinem Bett, kalt und stumm*“ (Hermann 1998: 19), sprach nicht und wollte nichts hören, sein Zimmer „*war kalt und staubig, es ging auf den Friedhof hinaus*“ (Hermann 1998: 20). Wenn die beiden sich manchmal lieben, wird es als „feindselig“ geschildert. Unbewusst gerät auch diese junge Frau in das kalte und stumme Reich des fischigen Geliebten, in die Kälte des Todes. Kommunikationslosigkeit herrscht auch in der dritten Geschichte, die von der Ich-Erzählerin über ihren Besuch bei dem genauso stummen Therapeuten ihres Geliebten erzählt wird. Sie zerreißt dort das Korallenarmband, das sie mit dem Schicksal der Urgroßmutter zu verbinden scheint, und schleudert

voller Wut die roten Korallen auf den Therapeuten. Mit dieser Geste der Befreiung hat sie „*die alten Dichotomien zwischen Land und Wasser und die damit zusammenhängenden Geschlechterbilder außer Kraft gesetzt*“ (Stephan 2002: 552).

Auch in dem zweiten Erzählungsband von Judith Hermann ‚Nichts als Gespenster' treffen wir auf Winter- und Kältemotive. Am deutlichsten sind sie in der isländischen Variante der ‚Wahlverwandtschaften', in der Erzählung ‚Kaltblau', und in der Erzählung ‚Die Liebe zu Ari Oskarsson', die auch im Norden spielt. Ein Arbeitsstipendium führte Judith Hermann 2002 für 6 Winterwochen nach Reykjavik, so ist viel von dem Landschafts- und Menschenerlebnis in die Erzählung ‚Kaltblau' geflossen, die Kargheit der isländischen Landschaft, die Kälte, die Dunkelheit und die Klarheit der Luft.

Ähnlich wie in Hermanns Debüt besuchen wir auch in ‚Kaltblau' Sommerhäuser im Winter und bewundern menschenleere, weite Räume, endlose Horizonte und blaue Stunden: „*[...] irgendwann in dieser einen Stunde wird der Himmel blau, ein lichtes, tiefes, ungeheures Blau, das alle Welt zu versöhnen scheint und zehn Minuten anhält und dann verblasst, erlischt. Der Himmel wird hell, und die Sonne geht auf*“ (Hermann 2003: 108). Wir können zusehen, wie „*ein Schnee fällt, der die Welt still macht*“ (Hermann 2003: 120).

Jonina, eine Isländerin, die in Wien studierte und jetzt mit ihrer Tochter und dem Lebensgefährten Magnus auf Island lebt, liebt den kleinen Urlaubsort Olurfsbudir am meisten im Winter. Sie schaut dort stundenlang auf Islandpferde, die bis zum Bauch im Schnee stehen, während vor dem Haus das heiße Quellwasser im Pool dampft. In ihrem Alltag leben Jonina und Magnus aber in einer beinahe leeren Wohnung, die die Leere ihrer Beziehung symbolisiert. Jonina erinnert sich in ‚Kaltblau' an den Besuch eines deutschen Paares, Jonas und Irene, die Magnus während seines Studiums in Berlin kennen gelernt hatte. In der blauen Stunde verliebt sich Jonina in Jonas aus Berlin, doch dieses Gefühl bleibt verborgen. Eine Sehnsucht nach Aufbruch aus dem bisherigen Leben wird hier spürbar, Jonina ahnt diese Chance, doch zieht keine Konsequenzen, verpasst die Gelegenheit und akzeptiert resigniert ihr „altes“ Leben.

Dabei wird ihr die Kommunikationslosigkeit von Magnus sehr bewusst:

> *„Sie kann nur manchmal sehen, dass sein Gesicht eigentlich kalt ist, ein aggressives, forderndes, entschlossenes und kaltes Gesicht, sie kann das sehen, wenn er aus dem Wasser kommt und wenn er schläft, sie weiß nicht, ob er diese Kälte eigentlich verbergen will. Die Kälte stößt sie nicht ab. Sie zieht sie auch nicht an. Es ist die Kälte eines Fremden, die Kälte von jemandem, mit dem sie auch hunderttausend Jahre verbringen könnte, sie würde ihn doch niemals kennen.* ***Das ist eine eiskalte Tatsache, ein kaltblaues Fakt****, Irene hat diese isländische Redewendung sehr gemocht“* (Hermann 2003: 86, Hervorhebung im Orig.)

Das Ambivalente, Distanz und Nähe, wird auch in dieser Geschichte deutlich:

> *„[...] sie empfinden Island als eine Art Wunder, das ihre gebrochenen Herzen heilt. Irene erzählt von einem Ausdruck, den sie im Reiseführer gelesen hat, eine Bezeichnung für Island aus dem Jahr 325 vor Christi,* ***Ultima Thule****, entferntester Norden; sie sagt ‚Und ganz genau fühle ich mich hier, entfernt von allem, am entferntesten'. ‚Und also* ***am nahesten****', schreit Jonas“* (Hermann 2003: 102, Hervorhebung im Orig.).

Von vielen wurde Judith Hermann für eine ostdeutsche Autorin gehalten, da ihre Erzählungen oft in Ostberlin angesiedelt sind. Doch Hermann positioniert ihre Figuren jenseits von Ost und West. Die Formen der Stadtfiktion und bestimmte Großstadtmotive

ähneln bei Hermann den amerikanischen Großstadtfiktionen (Schilderung der Brutalität und der Gewalt in der Metropole, des Narzissmus und der resignierten Haltung ihrer Bewohner, des Drogenkonsums). Es ist jedoch nicht dieses „Berlin-Syndrom" (Köhler 2000: 83), das den Erfolg von Hermanns Geschichten erklären kann. Die Art, wie die Autorin Stimmungen und Befindlichkeiten ihrer Zeit einfängt, macht sie einzigartig. Deshalb identifizieren sich wohl zahlreiche Leser mit dem kühlen „Hermann-Sound", der ein bestimmtes, schwer definierbares Lebensgefühl trifft.

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur:

HERMANN, Judith (1998): *Sommerhaus, später*. Frankfurt am Main.

HERMANN, Judith (2003): *Nichts als Gespenster*. Frankfurt am Main.

Sekundärliteratur:

BÖTTIGER, Helmut (1999): Die Literatur selbst als Event. In: *ndl*, 47. Jg., 4, S. 164-171.

BÖTTIGER, Helmut (2004): *Nach den Utopien*. Eine Geschichte der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Wien.

BUCHELI, Roman (1999): Die Melancholie des leeren Raums. Judith Hermanns Erzähldebüt. In: HAGE, Volker/MORITZ, Rainer /WINKELS, Hubert (Hg.): *Deutsche Literatur 1998*. Jahresüberblick. Stuttgart, S. 151-154.

HERZINGER, Richard (2000): Mythos, Stil und Simulation. In: *ndl*, 48. Jg., 4, S. 144-164.

KÖHLER, Andrea (2000): „Ist hat all there is?" Judith Hermann oder Die Geschichte eines Erfolgs. In: KRAFT, Thomas (Hg.): *Aufgerissen*. Zur Literatur der 90er Jahre. München, S. 83-89.

MEYER-GOSAU, Frauke (2003): Ich fange wieder ganz von vorn an. Ein Literaturspaziergang mit Judith Hermann, aus Anlass ihres lang erwarteten Erzählungsbandes „Nichts als Gespenster". In: *Literaturen*, 4. Jg., 3, S. 34-38.

PRANGER, Matthias (2001): Gespräch mit Judith Hermann. In: *Deutsche Bücher*. Forum für Literatur. Autorengespräch – Kritik – Interpretation, 31. Jg., 4, S. 279-297.

RADISCH, Iris (2003): Berliner Jugendstil. In: *Die Zeit* 6, S. 41.

STEPHAN, Inge (2002): Undine an der Newa und am Suzhou River. Wasserfrauen-Phantasien im interkulturellen und intermedialen Vergleich. In: *Zeitschrift für Germanistik*, XII. Jg., 3, S. 547-563.

STOPKA, Katja (2001): Aus nächster Nähe so fern. Zu den Erzählungen von Terézia Mora und Judith Hermann. In: HARDER, Matthias (Hg.): *Bestandsaufnahmen*. Deutschsprachige Literatur der neunziger Jahre aus interkultureller Sicht. Würzburg, S. 147-166.

TANZER, Ulrike (2002): Jung und melancholisch und erfolgreich. Zu den Debütarbeiten Bettina Galvanis, Zoë Jennys und Judith Hermanns und deren Rezeption im deutschsprachigen Feuilleton. In: WIESINGER, Peter (Hg.): *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000*. Zeitenwende – die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert. Bd. 7. Gegenwartsliteratur. Bern u.a., S. 165-170.

Vorüberlegungen zur kontrastiven deutsch-tschechischen Phraseologie

Eva HOFRICHTEROVÁ

Nimmt man das neueste Handbuch der Phraseologie (Burger 2007) in die Hand oder geht die Liste der neuesten Literatur von EUROPHRAS durch, kann man sich überzeugen, dass man auf eine vergleichende tschechisch-deutsche phraseologische Arbeit nur selten stößt. Man findet da die ganze Skala der kontrastiven Untersuchungen. Deutsche Phraseologismen werden z.B. mit den koreanischen, slowakischen... verglichen, aber nach dem Vergleich mit dem Tschechischen sucht man vergebens.

Zu den Belegen der kontrastiven Forschung gehören z.B. die Arbeit von Franz Schindler ‚Das Sprichwort im heutigen Tschechischen' (Schindler 1993), ‚Das tschechisch-deutsche phraseologische Wörterbuch' von Eva Mrhačová, Eva Jandová und Jürgen Hartung (2000), in dem man die idiomatischen Tierbezeichnungen findet, und das Handbuch von Helgunde Henschel ‚Phraseologie der tschechischen Sprache' (1993). Da die kontrastierenden Analysen zum Deutschen und zum Tschechischen, die auf einem zusammengestellten Korpus basieren, unter der vergleichenden phraseologischen Sprachforschung recht selten vertreten sind, wurde zum Objekt meiner Untersuchung die weibliche und männliche Rolle in den tschechischen und deutschen Redewendungen. Das Korpus wird auf der Grundlage des vierbändigen ‚Wörterbuchs der tschechischen Phraseologie und Idiomatik' von František Čermák (1983, 1988, 1994) und Hans Schemanns Wörterbuch ‚Deutsche Idiomatik' (Schemann 1993) konzipiert. Die Phraseologismen wurden unter diesem Aspekt bisher noch nicht verglichen und es ist höchst interessant an diesen festen Wendungen, die sich auf das praktische Leben beziehen, zu zeigen, wie sich die männliche und weibliche Rolle voneinander unterscheiden und hauptsächlich, wie diese Rollen in Tschechien und Deutschland differieren.

Aktuelle Fragen auf dem Gebiet der kontrastiven Phraseologie

Die Forscher auf dem Gebiet der kontrastiven Phraseologie versuchen jeweils unterschiedliche Fragen zu klären: Worauf führen die Gemeinsamkeiten bzw. Kontraste zwischen den Sprachen zurück; Welche Bildspenderbereiche sind in Phraseologismen realisiert; Welche konzeptuellen Bereiche sind mit den meisten Phraseologismen vertreten? Allerdings ist die primäre und zugleich wichtigste Aufgabe der kontrastiven Phraseologie Material für die Herausbildung der zweisprachigen Phraseologie-Wörterbücher zu sammeln und bei der Herstellung solch eines Wörterbuchs wird nach dem Grad der Äquivalenz der phraseologischen Einheiten einzelnen Sprachen gefragt.

Auch in meiner Arbeit wurden die Phraseologismen, die die Rolle der Frau und des Mannes enthalten von diesem Gesichtspunkt untersucht.

Am häufigsten wird der Aspekt der Äquivalenzbeziehungen in 3 Bereichen eingegliedert:

a) volle Äquivalenz
b) teilweise Äquivalenz
c) Nulläquivalenz

Bei der Einteilung der Äquivalenz nach ihrem Grad muss man jedoch mehrere Faktoren (semantische, lexikalische, stilistische...) in Betracht ziehen, deswegen wurde nach einer genaueren Gliederung gesucht und es wurden schließlich zwei Klassifikationen gefunden, die sich aber voneinander unterscheiden. Da jede dieser Klassifikationen ihre Vor- und Nachteile enthält, werden sie verglichen und es wird eine neue für meine Untersuchung am besten entsprechende Gliederung der Äquivalenzarten geschaffen.

Äquivalente in der Äquivalenzklassifikationen von C. Földes und H. Henschel

Was oben angeführt wurde, bestätigt sich nur teilweise in der Klassifikation von Csaba Földes (1996: 117-129) und Helgunde Henschel (1993: 135-145). Und zwar, dass die Grobgliederung der Äquivalenzbeziehungen (vollständige Ä.[1]- teilweise Ä.- Nulläquivalenz) bei den meisten Klassifikationen übereinstimmt. Es unterscheidet sich schon in der Terminologie. Während der Terminus „vollständige Äquivalenz“ bei beiden Forschern korrespondiert, nennt Földes die weitere Gruppe „teilweise“ und Henschel „partielle“ Äquivalenz. Die Bezeichnung „Nulläquivalenz“ findet man zwar bei beiden Autoren, allerdings hierarchisch unterschiedlich eingeordnet. Genauso ist es auch mit der Gruppe der falschen Freunde, die Földes in dem System der Äquivalenzgrade eingliedert, während Henschel diese Gruppe weder in das System der „Typen phraseologischer Äquivalente“, noch in das der „Typen nicht phraseologischer Äquivalenz“ einordnet. Zu erwähnen ist noch, dass Földes diese Gruppe als „Pseudo-Äquivalenz“ bezeichnet.

Helgunde Henschel behauptet, dass die Klasse der „rein semantischen Äquivalenz“ nicht ausgeklammert werden darf. Diese Klasse ergänzt auch ihre Grobklassifikation: Typen phraseologischer Äquivalente: vollständige Ä., partielle Ä., rein semantische Ä.; Typen nicht phraseologischer Äquivalenz (Nulläquivalenz); falsche Freunde. Ob die Klasse der „rein semantischen Äquivalenz“ aber wirklich so relevant ist, ist umstritten. Auf jeden Fall ist sie für den Bedarf unseres Korpus nicht nötig.

Földes´ Klassifikation enthält zwar nicht die Klasse der „rein semantischen Äquivalenz“, andererseits beinhaltet sie zwei andere Klassen, die man bei Henschel nicht findet: „funktionale Bedeutungsäquivalenz“ und „nicht-phraseologische Entsprechung“. Bei der letztgenannten Klasse könnte man meinen, es ginge um die Nulläquivalenz, aber Földes macht doch den Unterschied in „Nulläquivalenz“ und „nicht-phraseologische Entsprechung“. Wenn der Phraseologismus einer Sprache keine phraseologische Entsprechung hat, heißt es, dass dem in der zweiten Sprache ein Lexem ohne übertragene Bedeutung gegenübersteht. Im Fall der Nulläquivalenz entspricht aber dem Phraseologismus einer Sprache sowohl kein phraseologisches als auch kein lexikalisches Sprachzeichen in der anderen Sprache. Zusammenfassend enthält die Földes´

[1] Ä.- Äquivalenz

Klassifikation 6 Hauptgruppen: vollständige Äquivalenz, teilweise Äquivalenz, funktionale Bedeutungsäquivalenz, nicht-phraseologische (lexikalische) Entsprechung, Nulläquivalenz, Pseudo-Äquivalenz, wobei die Teiläquivalenz noch in weitere Untergruppen gegliedert wird (zwischensprachliche lexikalische Variabilität bzw. strukturelle Synonymie; ideographische Synonymie; Hypero-Hyponymie; Phraseologismen, bei denen sogar gleichzeitig mehrere Typen der oben erörterten Differenzen festzustellen sind).

Hat man eine Reihe von Phraseologismen vor sich, die man sortieren will, kommt man mit der Zeit dazu, dass die Gliederung von Földes oder Henschel doch immer noch nicht präzis genug ist und dass man eigentlich für jeden Phraseologismus eine selbstständige Gruppe schaffen könnte. Das ist aber nicht das Ziel der Klassifikation und es wäre natürlich auch überflüssig. Man könnte sich dann in dem Gewirr von Gruppen und Untergruppen verlieren. Meiner Meinung nach ist eine noch einfachere Gliederung als die von Henschel und Földes ausreichend. Meinen Vorstellungen entspricht eine Klassifikation von vier Gruppen, wobei die Gruppe der teilweisen Äquivalenz näher erläutert werden muss und die Abweichungen von der Volläquivalenz spezifiziert werden müssen.

Der erste und eindeutigste Grad der Äquivalenz ist die vollständige Äquivalenz. Um beim Vergleich der Phraseologismen von zwei Sprachen über die vollständige Äquivalenz sprechen zu können, müssen die Phraseologismen in Struktur, Lexik, Semantik sowie in dem Bild, auf das sie referieren, miteinander übereinstimmen. Henschel nennt noch die Abweichungen von der vollständigen Äquivalenz und ordnet trotzdem die Phraseologismen, die diese Abweichungen aufweisen, immer noch der Gruppe der vollständigen Äquivalenz zu. Dann verliert aber das Wort „vollständig“ seinen Sinn! Lassen wir also diese Abweichungen lieber der teilweisen Äquivalenz und nennen wir an dieser Stelle ein paar Korpusbeispiele, die die vollständige Äquivalenz aufweisen.

ein Mann der Tat sein[2]
být mužem činu

die Dame seines/...Herzens
dáma jeho srdce

das zarte Geschlecht
das schöne Geschlecht
das schwache Geschlecht
něžné/krásné/slabé pohlaví (das zarte/schöne/schwache Geschlecht)

Diese erste Gruppe entspricht also der ersten Kategorie des Äquivalenzgrades nach Földes. Die zweite Klasse wird zwar genauso wie bei Földes und Henschel von den teilweisen äquivalenten Phraseologismen (Henschel nennt sie partielle) gebildet, aber die Aufzählung der Abweichungen stimmt mit den Klassifikationen nicht mehr überein. Wie schon aus der Erläuterung des Terminus „vollständige Äquivalenz“ folgt, markiert sich die teilweise Äquivalenz durch einige Abweichungen und es darf auf sie in der Klassifikation nicht verzichtet werden. Dass man nicht die Übersicht über die Äquivalenzgrade verliert, werden sie wieder nur in sechs Gruppen geteilt.

[2] Die Beispiele stammen aus Čermáks (Čermák, F. 1983, 1988, 1994) und Schemanns (Schemann, H. (1993) Lexikon der Phraseologismen.

Die erste Gruppe bilden Abweichungen in der Morphologie bzw. Morphosyntax. Diese Kategorie von Abweichungen findet man auch bei Földes und Henschel, in unserem Falle ist die Kategorie aber ein bisschen umfangreicher. Es werden hier auch die Phraseologismen eingeschlossen, die sich durch die Unterschiede ausprägen, die dank des anderen Wortbildungssystems der verglichenen Sprachen entstanden sind. Es passiert nämlich oft, wie auch Henschel erwähnt, dass die tschechischen Phraseologismen durch die Komposita im Deutschen wiedergegeben werden: *((krásná) jako obrázek vs. bildschön)*. Damit wird auch teilweise erklärt, dass es im Tschechischen das ganze Wörterbuch von phraseologischen Vergleichen gibt,[3] während im ‚Deutschen Wörterbuch der Redewendungen'[4] die Vergleiche selten vorkommen. Von den Phraseologismen, die die Rolle der Frau und des Mannes ausdrücken und die diesem Grad der Äquivalenz entsprechen, werden im Folgenden einige Beispiele erwähnt:

sich *ein Mädchen* ***angeln****;* ***sich*** *eine Frau* ***angeln***
ulovit *ženskou/babu (ein Weib* ***angeln****)*
Im Tschechischen ist das Verb nicht reflexiv.

ein ***Blümchen-rühr-mich-nicht-an*** *sein*
být ***skleníková květinka*** *(ein Blümchen vom Treibhaus sein)*

im ***Evaskostüm***
(být) ***nahá jako*** *Eva/ (být) v* ***rouše*** *Evině (****nackt wie*** *Eva (sein)/ im Evas****gewand*** *(sein)*[5]

im ***Adamskostüm***
*být (****nahý) jako*** *Adam/ v* ***rouše*** *Adamově (****nackt wie*** *Adam (sein)/ im Adams****gewand*** *(sein)*

Eine weitere Gruppe der Abweichungen von der vollständigen Äquivalenz stellen die **Abweichungen in der Lexik** dar. Diese Klasse ist ziemlich breit, zumindest im Vergleich mit der Klassifikation nach Földes oder nach Henschel, weil man sich darin gleich mehrere Kategorien, die die zwei erwähnten Klassifikationen enthalten, vorstellen kann.

wie ein Mann ***sich erheben***
udělat něco/vstát/přijít *jako jeden muž (****etw. machen/ aufstehen/ kommen*** *wie ein Mann)*

ein blondes ***Gift*** *(sein)*
blonďatý ***zázrak*** *(ein blonder* ***Zauber)***[6] *in die Hoffnung* ***kommen***
být v naději (in der Hoffnung ***sein****)*

schnattern wie eine ***Gans/(die Gänse)***
štěbetat jak ***husy (****schnattern wie* ***die Gänse)***

Wie man an den Beispielen sehen kann, geht es um unterschiedliche lexikalische Abweichungen. Es handelt sich bei einigen, in Henschels Terminologie, um einen "Komponentenaustausch" (nach Földes „lexikalische Modifizierung des gleichen Bildes"); bei anderen um "unterschiedliche Explizität" (nach Földes „Unterschied im

[3] Čermák, F. (1983).
[4] Schemann, H. (1993).
[5] Bei den in den Klammern stehenden Übersetzungen der tschechischen Phraseologismen handelt es sich um eine inhaltlich-wortwörtliche Übersetzung. Es treten manchmal bei den Übersetzungen formale Unterschiede auf, die durch Differenzen im Wortbildungssystem des Deutschen und Tschechischen enstehen.
[6] Diese Redewendung findet man nicht in Čermáks Lexikon, sondern es wurde im UCNK belegt (SYN2006pub).

Komponentenzahl"). Was sich in diesem thematischen Bereich nur selten findet, ist die „veränderte Reihenfolge". Vielleicht deswegen, weil sie am häufigsten in Zwillingsformeln auftritt, die in dem Korpus nur wenig vertreten sind. Im Gegenteil zur „unterschiedlichen Varianz", die sehr häufig vorkommt. Wie schon Henschel in ihrem Buch erwähnt, ist die Varianz der tschechischen Phraseologismen viel höher als die der deutschen. Mit der Einbeziehung der Kategorie der Varianz in die Gruppe der lexikalischen Abweichungen wächst die Menge der hier eingeordneten Phraseologismen unproportioniert an, aber es wäre fälschlich auf diese Abweichung keine Rücksicht zu nehmen.

Man kann sich also alle erwähnten Unterschiede in dieser Klasse vorstellen, aber sie werden zur Vereinfachung unter „Abweichungen in Lexik" zusammengefasst.

Obwohl von dem Korpus nur wenige Beispiele für die nächste Gruppe gefunden wurde, ist es wichtig diese Gruppe von **Abweichungen im Stil** zu behalten (Földes nennt diese Gruppe „Stilistische Synonymie"; Henschel beschäftigt sich in ihrer Klassifikation überhaupt nicht mit dem Stil). Man kann auf Grund dieser Unterschiede beurteilen, in welchem Maße die gegebene Gesellschaft konservativ bzw. progressiv ist, abhängig davon, ob ein Phraseologismus normal gebraucht wird oder als veraltet gilt. Beziehungsweise kann man die Einstellung der Gesellschaft zu einigen Problemen beobachten, z.B. nachdem welche Phraseologismen in dieser Sprache ironisch gemeint werden. Bei den stilistischen Unterschieden ist es besonders wichtig, die Belege von den Phraseologismen im Kontext zu finden und festzustellen, ob die im Wörterbuch stehenden Stilangaben wirklich wahr sind.[7]

eine Frau/ein Mädchen/einen Mann angraben
namluvit si děvče (mit einem Mädchen anbändeln)

Im Tschechischen ist die Redewendung veraltet, im Deutschen eher salopp, es gehört der Jugendsprache an.

(ein Mädchen) zur Frau nehmen (formal, veraltend oder ironisch)
vzít si někoho za ženu (jdn. zur Frau nehmen)

Im Tschechischen ist die Redewendung nicht veraltet.[8]

Nehmen wir Földes´ und Henschels Kategorien „Semantische Unterschiede", „Ideographische Synonyme" und „Hypero-Hyponymie" unter die Lupe. Würde man für jede Gruppe einen Vertreter aus dem Korpus suchen, würde es passieren, dass für mehrere von diesen Gruppen das gleiche Beispiel gültig ist. Das spricht eindeutig für die Vereinfachung von diesen Klassen. Alle diese Klassen beziehen sich auf das Bild, auf das der Phraseologismus verweist, infolgedessen kann man sie alle unter **Referenzabweichungen** einordnen. Auf dem Gebiet der geschlechtsspezifischen Phraseologie wurden aber für diese Abweichung keine Beispiele gefunden.

Von den Beispielen wie:

Mann für Mann – jeden jako druhý (einer wie der andere),
aussehen /...., als wäre einem seine Frau weggelaufen – vypadat/..., jako by mu uletěly včely/jako když mu uletěly včely[9] *(aussehen/..., als wären ihm die Bienen weggeflogen),*

[7] Dieser Vergleich basiert vorläufig nur auf Wörterbuchangaben.
[8] Untersucht man die Redewendung mit allen ihren Varianten: *vzít si/pojmout/brát si někoho za ženu/manželku/choť*, können einige Varianten (wie z.B. „*pojmout za choť*") als veraltet betrachtet werden.
[9] Die Redewendung wurde im UCNK belegt (SYN2005).

kann man die letzte Abweichung im Rahmen der teilweisen Äquivalenz ableiten. Es handelt sich um die **Abweichung in der Bildhaftigkeit**. Die Phraseologismen beiden Sprachen erfüllen die gleiche Funktion, jedoch unterscheidet sich der projektierte metaphorische Ausdruck voneinander.

Es kann passieren, dass bei einem Phraseologismus zugleich mehrere der erwähnten Abweichungen auftreten. Deswegen schließt man die Klassen der Abweichungen von der Vollständigen Äquivalenz mit noch einer Klasse ab, die eben für solche Fälle bestimmt ist.

Bärenkräfte haben
mít sílu/(být) silný j. medvěd (Kraft haben/stark sein wie ein Bär)

An diesem Beispiel findet man die Unterschiede in Lexik und in Morphologie (bzw.Wortbildung).

fluchen/(schimpfen/...) wie ein ***Fuhrmann*** *sal veraltend*
být (sprostý) jak ***dláždič*** *(ordinär sein wie ein* ***Pflasterer****)*

Hier kommen die Unterschiede in Lexik und Stil (im Tschechischen ist der Phraseologismus nicht veraltet) vor.[10]

Die Nulläquivalenz wird hier als nicht-phraseologische Entsprechung verstanden, also stimmt es mit der Auffassung von Helgunde Henschel überein. Wenn Földes die Phraseologismen, die keine phraseologische, sondern nur eine lexikalische Entsprechung in der zweiten Sprache haben, noch als teiläquivalent bezeichnet, wird es sinnlos, weil es sich nicht mehr um einen Phraseologismenvergleich handelt.

ein (richtiger/...) Hans-guck-in-die-Luft sein
der deutsche Michel
být/běhat/skákat jak Jura (sein/laufen/springen wie Jura)
být j. malý Jarda (wie der kleine Jarda sein)
děvče/holka krev a mléko/mlíko (ein Mädchen wie Blut und Milch)

Die Äquivalenzgliederung schließt die Klasse der Pseudoäquivalente ein. Die zu vergleichenden Phraseologismen sind gleicher Form, aber unterschiedlicher Bedeutung und deshalb muss auf sie hauptsächlich im Fremdsprachenunterricht immer besonders aufmerksam gemacht werden. Im Prozess meiner Untersuchung wurde zwar bis jetzt kein Vertreter dieser Gruppe gefunden, aber weil ich dieses Phänomen interessant und relevant finde, wurde in die Klassifikation auch die Pseudoäquivalenz eingeordnet, für den Fall, dass man doch noch einen Vertreter entdeckt.

Es kann natürlich geschehen, dass eine Klasse der Äquivalenz im konkreten Bereich der Phraseologie (in diesem Falle ist es Bereich der festen Verbindungen, die die männliche und weibliche Rolle ausdrücken) nicht belegt ist. In dem erwähnten Bereich betrifft es die Gruppe der Referenzabweichungen und Pseudoäquivalenten.

Diese Klassifikation setzt sich mit der Klassifikation der Phraseologismen, die aus Čermáks und Schemanns phraseologischem Wörterbuch stammen, auseinander. Die Untersuchung anhand der Wörterbuchangaben kann als nicht aktuell erscheinen, selbst wenn die Wörterbücher schon in den 80er bzw. 90er Jahren herausgegeben wurden. Aus diesem Grunde wird die Untersuchung mit Belegen aus den Zeitungen und Belletristik

[10] Im Tschechischen findet man aber auch Redewendungen, die mit dem deutschen Beispiel auch stilistisch äquivalent sind und sich dann nur in der Lexik unterscheiden. Zum Beispiel *klít jako drvoštěp* (*fluchen wie ein Holzarbeiter*); *nadávat jak (starej) kanonýr* (*schimpfen wie ein (alter) Rohrspatz*).

der COSMAS II-Korpora[11] ergänzt, was dann die Ergebnisse wieder wesentlich beeinflussen kann.

Literaturverzeichnis:

FÖLDES, Csaba (1996): *Deutsche Phraseologie kontrastiv*. Heidelberg.

BURGER, Harald (2007): *Phraseologie*. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung. Berlin.

HENSCHEL, Helgunde (1993): *Phraseologie der tschechischen Sprache*. Ein Handbuch. Frankfurt/M., Berlin, Bern, Wien, Paris, New York.

ČERMÁK, František (1983): *Slovník české frazeologie a idiomatiky*: *přirovnání.* [Lexikon der tschechischen Phraseologie und Idiomatik: Vergleiche]. Praha.

ČERMÁK, František (1988): *Slovník české frazeologie a idiomatiky*: *výrazy neslovesné.* [Lexikon der tschechischen Phraseologie und Idiomatik: Verblose Phraseologismen]. Praha.

ČERMÁK, František (1994): *Slovník české frazeologie a idiomatiky*: *výrazy slovesné*. [Díl 1], A-P [Lexikon der tschechischen Phraseologie und Idiomatik: Verbale Phraseologismen. A-P]. Praha.

ČERMÁK, František (1994): *Slovník české frazeologie a idiomatiky: výrazy slovesné.* [Lexikon der tschechischen Phraseologie und Idiomatik: Verbale Phraseologismen. R-Ž]. [Díl 2], R-Ž. Praha.

MRHAČOVÁ, Eva/JANDOVÁ, Eva/HARTUNG, Jürgen (2000): Pojmenování *zvířat v české a německé frazeologii a idiomatice.* [Das Tschechisch-deutsche Wörterbuch: Benennung der Tiere in der tschechischen und der deutschen Phraseologie und Idiomatik]. Šenov u Ostravy.

SCHEMANN, Hans (1993): *Deutsche Idiomatik*. Die deutschen Redewendungen im Kontext. Stuttgart, Dresden.

SCHINDLER, Franz (1993): *Das Sprichwort im heutigen Tschechischen*. München.

Tschechisches Nationalkorpus - SYN2006. Ústav Českého národního korpusu FF UK, Praha 2005. Zugänglich unter WWW: <http://ucnk.ff.cuni.cz>.

[11] https://cosmas2.ids-mannheim.de/cosmas2-web/menu.registration.do

Wie zeigt die Übersetzung Emotionen? Oder die „sakralen Interjektionen“ als ein mögliches übersetzungstheoretisches und -praktisches Problem

Eva-Maria HRDINOVÁ

Motto 1: Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes nicht unnützlich führen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht. (2. Gebot des Dekalogs)[1]

Motto2: Na kopečku stála plakala plakala/Jezu Jezu Marjá volala volala /Jezu Jezu Marjá Jezu Jemine/bude-li to chlapec nebo ne nebo ne…(mährisches Volkslied)[2]

Fast jeder von uns benutzte in einer emotional beladenen Situation diejenigen Ausdrücke, die die christliche Theologie ohne Zweifel als sog. „unnützlich geführte Namen Gottes“ bezeichnen würde. Ebenfalls begegnet man diesen Ausdrücken in geschriebenen (vor allem belletristischen) Texten, und zwar sowohl als Leser, aber vor allem und in unserem Kontext als Übersetzer, und vor allem als Übersetzer der nicht-religiösen Texte. Die sog. „unnützlich geführten Namen Gottes“, sind ja nicht auf den begrenzten Bereich der ideologischen Sprachen beschränkt und treten außerhalb und fast ausschließlich außerhalb dieses Bereiches auf.

Zum Schwerpunkt dieses Beitrags wird erstens das Wesen der „sakralen Interjektionen“[3] und ihre Beziehung zum übersetzungstheoretischen Bereich, zweitens die Anwesenheit dieser in repräsentativsten deutsch und tschechisch geschriebenen Wörterbüchern behandelt. Da die Beziehung der drei Größen Usus, Norm und Kodifizierung[4] immer im Einklang stehen muss, wird die Untersuchung durch konkrete Analyse der unter ausgewählten tschechischen Studenten verteilten Fragebögen ergänzt. Da dieser Artikel als ein Teil einer größeren künftigen Studie gedacht wird, bleibt die usuelle Forschung im deutschsprachigen Gebiet zur Zeit noch aus. Des Weiteren

[1] Zitiert nach dem Katechismus Martin Luthers (siehe Sekundärliteratur).

[2] Die Übersetzung des Verses lautet: *Auf dem Hügel stand sie und weinte sehr, weinte sehr, weinte, weinte weinte immermehr, immermehr: Jesus, Jesus Maria, sakrament, sakrament,, wird´s ein schöner Knab´ sein oder ´net oder ´net…*Die Übersetzung stammt von der Autorin dieses Artikels, wie auch alle weiter im Text erwähnten Übersetzungen aus dem Tschechischen.

[3] Der Begriff „sakrale Interjektionen“ wird in diesem Artikel für diejenigen Interjektionen verwendet, die aus ursprünglichen religiösen Namen oder Begriffen entstanden sind. Da es sich bei dem Begriff nicht um einen üblichen und viel verwendeten linguistischen Terminus handelt, wird dieser in Anführungszeichen wiedergegeben.

[4] Es handelt sich um drei Schwerpunktbegriffe des Prager linguistischen Kreises.

beschränkt sich diese Arbeit auf die usuelle Analyse derjenigen sakralen Interjektionen, welche mit den Namen Jesus und Maria verbunden sind.

Die im Christentum so frequentierte Namen des Sohnes Gottes und seiner Mutter, *Jesus* und *Maria*, gehörten zu den „sprechenden Namen". Der Name *Jesus* (auf Tschechisch *Ježíš*) bedeutet im Hebräischen „Jahwe ist die Rettung", *Maria* (die Namenform im Tschechischen im religiösen Kontext mit der deutschen identisch) heißt wiederum hebräisch *Mirjam*, „Erhabene" (vgl. Pokorný 1994: 202, 203 et 233).

Diese zwei ursprünglich im 1. Jh. im Bereich des heutigen Staates Israel gängigen Namen, wurden aufgrund ihrer bekannten Träger zu einer ideologischen Sprache, und zwar der ideologischen Sprache des Christentums. Sie gingen einerseits in die Gebete über; meistens in Anredeform, andererseits wurden sie tabuisiert in Bezug auf das schon zitierte zweite Gebot des Dekalogs, welches sich in der alttestamentarischen Zeit nur auf den Namen des einen Gottes Israels bezog, auf Jahwe, dessen Name im Hebräischen als Tetragramm JVHV wiedergegeben wurde, wurde dann analog auch im Bereich anderer sakraler Namen verwendet, zu welchen *Jesus* und *Maria* ohne Zweifel gehören.

Sei es durch Stoßgebete, also durch die ständige Einbeziehung des Göttlichen ins Profane, oder durch besudelnde Enttabuisierung im Sinne eines Systemausgleichs[5], setzte sich auch der Usus dieser Namen im profanen Kommunikationsverkehr durch. Diese verloren allmählich die ursprünglichen Bedeutungen und wurden zu Interjektionen, „welche sich von anderen Wortarten in dem unterscheiden, dass sie keinen klar mitzuteilenden Inhalt haben, d.h. sie benennen nichts." Deshalb haben sich auch Lautbild und Schriftkörper mancher Interjektionen geändert. Dieses ist der Fall der sog. „sakralen Interjektionen". Es handelt sich um Ausdrücke des Fluchens, deren Etymologie auf die einseitige sakrale Herkunft verweist. Diese werden verwendet, damit der Sprecher z.B. „Enttäuschung, Überraschung" oder auch andere Emotionen ausdrücken kann (vgl. Čmejrková/Daneš/Kraus 1996: 74, Engel 1996: 734).

Im Allgemeinen kann man unter diesen mehrere Gruppen unterscheiden: a) sakrale Interjektionen, die aus Eigennamen entstanden sind (*Jesus*, *Maria*, *Josef*), b) sakrale Interjektionen, die sich explizit auf Gott beziehen (*O Gott*…), c) sakrale Interjektionen, die aus ursprünglich lateinischen Ausdrücken, oft katholischen Fachtermini, entstanden sind (*Kruzifix, Sakrament*), d) sog. Suppletiva[6], leicht abgeänderte „religiöse Interjektionen", die deshalb abgeändert wurden, damit der Sprecher sich sprachlich nicht besudelt (z.B. *Jesses*[7]…).

Die translatologische Forschung behandelt das Übersetzen solcher Interjektionen in breitem Kontext der Emotionalität, bzw. Expressivität. Besonders wichtig ist die Translation der „sakralen Interjektionen" für die anglistische Übersetzungsforschung. Die tschechische Übersetzungswissenschaftlerin, Dagmar Knittlová (2000: 63-64) unterscheidet die Interjektionen in primäre, d.h. diejenigen Interjektionen ohne jede denotative Bedeutung, und sekundäre Interjektionen, welche einen Teil der ursprünglichen Bedeutung beibehalten. Bei diesen handelt es sich eher um Wörter und Wortverbindungen mit Interjektionsfunktion. Überwiegend sind nach Knittlová in dieser Gruppe die

[5] Dieses Phänomen ist in breiterem kulturellen Kontext bekannt und wird z.B. im Zentrum des Interesses der Karneval-Theorie M. Bachtins (vgl. Pechlivanos/ Rieger/Struck/Weitz 1995).

[6] Der Begriff „Suppletivum" wird hier im ursprünglichen Sinne des Wortes verwendet und bezeichnet Ausdrücke, die etwas anderes ersetzen, in unserem Falle die im Text erwähnten leicht abgeänderten religiösen Tabuwörter, die von Sprechern abgeändert wurden, oft aus religiösen Gründen, damit diese sich beim Usus dieser Wörter nicht versündigen. Die gängige linguistische Definition der Suppletion ist der Autorin des Artikels bekannt.

[7] Alle Ausdrücke wurden dem Dudenwörterbuch entnommen (vgl. Duden 1996).

sakralen Ausdrücke, welche die Aussage verstärken und betonen.[8] Knittlová (2000 a.a.O.) führt eine Reihe englischer „sakraler Interjektionen“ an, die den Ausdruck *God* oder *Christ* beinhalten samt ihrer tschechischen Äquivalente.

Oh, God - Bóže dobrej
Jesus Christ : proboha živého, Kriste Pane
God – pane bože
Good God – probůh
Oh, God, God – pro krista pána
For God´s sake – pro pána krále
Christ – proboha
For Chrissake – prokrindapána
Jesus - ježíšikriste

Sie erwähnt weiter, dass die in englischen „sakralen Interjektionen“ auftretenden Ausdrücke *God* und *Christ* keine reinen Synonymen darstellen, sondern, dass einige Autoren die Ausdrücke mit *God* bevorzugen im Unterschied zu dem expressiveren *Christ*. Sie ist sich ebenfalls der Existenz der „Suppletiva“ bewusst.

Knittlová (2000: 105) empfiehlt keine einheitliche Methode, in Bezug auf die Translation dieser Ausdrücke, betonend, dass die Translation expressiver Ausdrücke intuitiv, subjektiv sei, heute übrigens noch nicht ganz erforscht.[9]

Aus ihren Beispielen folgt, dass oft eine gewisse Willkürlichkeit überwiegt (siehe oben), mit dem tschechischen *Ježíši Kriste* übersetzt man das englische *Jesus*, aber auch analogisch den Aufruf *Oh Jehovah* (S. 83), oder das „sakrale“ *for God´s Sake* wird mit dem „suppletiven“ *pro pána krále* übersetzt.

Wenn an die drei Übersetzungsprozessphasen von Levý (1983) erinnert werden darf (Textverständnis, Textinterpretation und Übersetzungsrealisierung),[10] kommt die Frage nach der Übersetzungsstrategie bei der Translation von „sakralen Interjektionen“ in der zweiten Phase zum Vorschein. In dieser Phase vergleicht der Übersetzer die Wörterbuchäquivalente und Translationsäquivalente[11] und sucht dann die passendsten Translationsäquivalente aus. Natürlich bringt dieses Recherchearbeit in Nachschlagwerken mit sich. Am passendsten dafür sind in unserem Falle wohl einsprachige Wörterbücher. Das Dudenwörterbuch, wie das Wörterbuch Wahrig und nicht zuletzt das Wörterbuch ‚Deutsch als Fremdsprache’**,** wie auch das tschechische Wörterbuch ‚Slovník spisovné češtiny pro školu a veřejnost’ (Das Wörterbuch des Schrifttschechischen für Schule und Öffentlichkeit), schon wegen dem Ausmaß der hier behandelten Lexeme (vgl. Duden 1996, Wahrig 1992, ‚Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache’ 2000, ‚Slovník spisovné češtiny pro školu a veřejnost’ 2004).

Im ‚Duden Wörterbuch’ (1996: 789, 989) beziehen sich auf die Namen Jesus/Maria folgende Lexeme: *Jesus(Maria)* , *Jesus (Maria und Josef)*, wie auch die Form *Jesses (Maria)***,** bei Wahrig sind all diese Lexeme gar nicht vorhanden, wie auch in dem ansonsten umfangreichen Wörterbuch ‚Deutsch als Fremdsprache’.

[8] Auf Tschechisch: „zvýrazňující naléhavost celé výpovědi“ (Knittlová 2000: 63).
[9] Das Zitat lautet auf Tschechisch folgendermaßen: „Převádění expresivity je zatím většinou intuitivní a ne dost objektivně prozkoumané.“ (Knittlová 2000: 105).
[10] Diesen drei Phasen entsprechen die rezeptive und produktive Phase bei Kautz (2002).
[11] Als ein Wörterbuchäquivalent wird in der tschechischen Übersetzungstheorie traditionell das Wort als Wörterbucheintrag, als Lemma behandelt, mit allen Bedeutungen, als Translationsäquivalent dann das Lexem in der jeweiligen konkreten Bedeutung eines zu übersetzenden Textes. (Mehr zur Äquivalenz siehe z.B. Hrdlička 2005: 10).

Das tschechische Wörterbuch ‚Slovník spisovné češtiny pro školu a veřejnost' (2004, 122) gibt die Form *ježíš(marjá)* wieder. Auf den ersten Blick handelt es sich bei dem deutschen *Jesus (Maria)* und dem tschechischen *ježíš(marjá)* fast um wortwörtlich klingende Äquivalente, bei deren Translation der Übersetzer wohl keine Probleme haben wird. In der tschechischen Sprache jedoch stehen dem Übersetzer aus dem Deutschen viel mehr „sakrale Interjektionen" zur Verfügung, als ihm das ‚Slovník spisovné češtiny' anbietet.

Wie jedoch bekannt ist, kommen expressive Ausdrücke, zu welchen die Interjektionen allgemein ohne Zweifel gehören, besonders in gesprochener Alltagssprache vor. Zur Feststellung, inwiefern das gesprochene Tschechisch in dieser Hinsicht reicher ist als das geschriebene, dienen Fragebögen, welche das Ziel hatten, die meistbenutzten „sakralen Interjektionen" aufzuzeichnen, wo die Namen Jesus/Maria auftreten, wie auch die Frequenz der Verwendung. Da es sich um eine Stichprobe handelt, wurden die Fragebögen nur an 24 RespondentInnen verteilt. Zwölf von ihnen waren StudentInnen, TeilnehmerInnen einer konkreten Lehrveranstaltung, die restlichen zwölf deren Familienangehörige. Der älteste Respondent war 50 Jahre als, die jüngste Respondentin 13 Jahre alt. Das meistvertretene Alter bewegte sich gegen 20 Jahre. Überwiegend war der Frauenanteil; es waren nur vier Männer vertreten. Das Kriterium Wohnort (Stadt/Land**,** meistens Ostrava, Olomouc und Umgebung, Zlín und Umgebung…) zeigte sich als wenig wichtig und wurde bei der Analyse nicht in betracht bezogen. Wichtig schien demgegenüber das Kriterium Religion zu sein, besonders in Bezug auf das (Nicht)Verwenden der sakralen Interjektionen und auf das Verwenden der Suppletiva. Zehn RespondentInnen gehörten dem Christentum an **(**katholisch, evangelisch),[12] der Rest war ohne Bekenntnis.

Aufgelistet wurden folgende, von den RespondentInnen aufgeschriebene oder als bekannt angegebene, Lexeme: *Ježíš, Ježíš Marjá, Ježíš Marjá Josef, Maria Josef, šmarjá, Maria panno, Madonna mia, Ježíši Kriste, Ježíšku na křížku,*[13] *ježkovy voči,*[14] *ježkovy brejle,*[15] *jezuskote…*

Der Verwendungsanteil ist dann wie folgt:

Ježíš – 17 RespondentInnen
Ježíš Marjá – 18 RespondentInnen
Ježíš Marjá Josef – 5 RespondentInnen
Maria Josef – 1 RespondentIn
Šmarjá – 2 RespondentInnen
Maria panno – 8 RespondentInnen
Madonna mia – 4 RespondentInnen
Ježíši Kriste – 17 RespondentInenn
Ježíšku na křížku – 3 RespondentInnen
ježkovy (v)oči – 14 RespondentInnen
ježkovy brejle – 2 RespondentInnen
Jezuskote – 7 RespondentInnen

Aus der Analyse folgt, dass der Anteil der bekannten „sakralen Interjektionen" – verbunden mit dem Namen „Jesus/Maria" relativ hoch ist. Auch diese Stichprobe zeigt, dass die meistvertretenen Interjektionen diejenigen kodifizierten sind. Sie zeigt aber

[12] Das (Nicht)Praktizieren der RespondentInnen wurde nicht festgestellt.
[13] Auf Deutsch wortwörtlich: *Jesulein am Kreuze.*
[14] Auf Deutsch wortwörtlich: *Des Igels Augen.*
[15] Auf Deutsch wortwörtlich: *Des Igels Brille.*

auch, dass der Usus die Kodifizierung weit übertrifft. Interessant wird im Laufe der weiteren Forschung am Thema sein, inwiefern ähnliche und größere Untersuchungen im deutschsprachigen Bereich aussehen und inwiefern sie die These bestätigen oder widerlegen, dass das Tschechische viel reicher an expressiven Ausdrücken im Bereich der „sakralen Interjektionen“ ist als das Deutsche. Dieses betrifft vor allem den Bereich der Suppletiva, wo ein interessanter Homonymie-Fall[16] zu beobachten ist. Die Suppletiva: *ježkovy (v)oči* und *ježkovy brejle* ersetzen oft die „religiösen Interjektionen“. Dort kommt das Wort *ježek* vor, auf Deutsch *der Igel*; auf den ersten Blick scheinen diese Ausdrücke mit den „sakralen Interjektionen“ keine Gemeinsamkeiten aufzuweisen, nur den interjektiven Charakter. Die Ähnlichkeit der Wörter *Ježíš* (= *Jesus*), *Ježíšek* (*Jesulein*) und *ježek* lässt jedoch vermuten, dass es sich hier um ein Suppletivum der „religiösen Interjektionen“ handelt. Interessanter ist es noch, dass im kirchlichen Bereich diese Ausdrücke als reguläre Suppletiva funktionieren, Beichtväter sogar, beraten ihre Beichtkinder, diese Ausdrücke zu benutzen und nicht die „verbotenen“ mit *Jesus* oder *Maria.*[17]

Es wurde schon vorher angedeutet, dass mit dem Kriterium Religion einige Präsuppositionen verbunden waren, und zwar das Nichtverwenden oder Eliminieren der „sakralen Interjektionen“ und deren Ersatz durch Suppletiva. Die erste Präsupposition hat sich nicht bestätigt, nur zwei der „gläubigen“ RespondentInnen gaben an, dass sie keine der „religiösen Interjektionen“ verwenden, die restlichen verwenden diese jedoch, was mit dem nicht erforschten Kriterium praktizieren – Nicht-Praktizieren zusammenhängen mag, wie auch mit einer Demokratisierung oder Enttabuisierung im kirchlichen Bereich. Was die zweite Präsupposition anbelangt, hat sich diese bestätigt, 6 RespondentInnen benutzen Suppletiva, vor allem *ježkovy (v)oči* oder *jezuskote*. Interessant ist auch der Ausdruck *Madonna mia*, welcher von manchen Christen als ein Suppletivum wahrgenommen wird, weil fremdsprachlich.[18]

Abschließend sei noch gesagt, dass die Analyse keine Ansprüche auf Komplexität erhebt und nur einen partiellen, wenn auch schon illustrativen, Charakter besitzt.

Sie zeigt, dass dem tschechischen Übersetzer ins Deutsche (oder auch umgekehrt) also eine breite Skala der „sakralen Interjektionen“ zur Verfügung steht, die nicht immer ohne Probleme ins Deutsche übersetzbar sind. Es kommt für ihn nämlich eine weitere Frage hinzu, inwiefern er Recht hat, nur die schon erwähnten Emotionen wie „Enttäuschung, Überraschung“ etc. (vgl. Engel 1996: 734) zu übertragen und die formale Seite**,** welche in unserem Falle die religiösen Ursprünge und Konnotationen mit sich bringt, außer Acht zu lassen. Es ist ein Unterschied, wenn z.B. eine Romanfigur nur „Suppletiva“ religiöser Interjektionen verwendet, um nicht gegen das II. Gebot zu sündigen, und dieses bewusst tut (u. z.B. das Suppletivum *ježkovy (v)oči* verwendet), und wenn eine andere Figur die sakralen Interjektionen wirklich nur zum Ausdruck der Emotionen verwendet.

Natürlich soll dabei der Texttyp (bzw. Textsorte oder Gattung) in Betracht gezogen werden, wie auch der individuelle Stil des Autors. Wohl die wichtigste Rolle spielt bei der Übersetzungsstrategiewahl die Funktion des Originals, wie auch des

[16] Es handelt sich nur um eine partielle Homonymie, denn die zu behandelnden Ausdrücke sind auch formal nur ähnlich, aber nicht identisch.

[17] Die katholischen Priester bringen ihren Pönitenten bei der Beichte bei, dass der Gläubige, wenn er schon irgendeine auf *Ježíš* anfangende „sakrale Interjektion“ zu sagen beginnt, nach der ersten Silbe *je-* den Ausdruck in ***ježkovy (v)oči*** schnell verwandeln soll. Diese Tatsache ist der Autorin dieses Artikels aus Autopsie bekannt.

[18] Diese Tatsache ist der Autorin dieses Beitrags auch aus Autopsie bekannt.

Zieltextes. Ein Ziel ist die instrumentelle Übersetzung, wo zwischen dem Original und dem Zieltext die Funktionskonstanz herrscht (vgl. z.B. Kautz 2002). Und diese soll auch bei der Übertragung von den sog. „sakralen Interjektionen“ herrschen.

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur:

DROSDOWSKI, G. et al (Hg.) (1996): *Duden*. Deutsches Universalwörterbuch A-Z. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.

FILIPEC, J. et al. (Hg.) (2004): *Slovník spisovné češtiny pro školu a veřejnost.* Praha.

KEMPCKE, G. et al. (Hg.) (2000): *Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. Berlin, New York.

WAHRIG, G. et al. (Hg.) (1992): *Wahrig deutsches Wörterbuch*. Gütersloh-München.

Sekundärliteratur:

BAYER, Klaus (2004): *Religiöse Sprache*. Thesen zur Einführung. Münster.

ČMEJRKOVÁ, Světla/DANEŠ, František/KRAUS, Jiří (1996): *Čeština jak ji znáte a neznáte*. Praha.

DROSDOWSKI, G. et al (Hg.) (1996): *Duden*. Deutsches Universalwörterbuch A-Z. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.

ENGEL, Ulrich (1996): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg.

EICHHOFF, Jürgen/SEIBICKE, Wilfried/WOLFFSOHN, Michael (Hg.) (2001): *Name und Gesellschaft*. Soziale Aspekte der Namengebung. Mannheim.

FILIPEC, J. et al. (Hg.) (2004): *Slovník spisovné češtiny pro školu a veřejnost.* Praha.

HRDLIČKA, Milan (2005): *Translatologický slovník*. Ostrava.

KAUTZ, Ulrich (2002): *Handbuch Didaktik des Übersetzens und des Dolmetschens*. München.

KNITTLOVÁ, Dagmar (2000): *K teorii a praxi překladu*. Olomouc.

LEVÝ, Jiří (1983): *Umění překladu*. Praha.

LUTHER, Martin (o.J.). *Luthers kleiner Katechismus mit Erklärung* Hrsg. von Helmut KORINTH). Hamburg.

PECHLIVANOS, Miltos/RIEGER, Stefan/STRUCK, Wolfgang/WEITZ, Michael (Hg.) (1995): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart.

POKORNÝ, Petr: hesla „Ježíš“ a Maria“. In PAVLINCOVÁ, Helena et al. (1994) Slovník. *Judaismus. Křesťanství. Islám*. Praha, S. 202, 203 et 233.

STOLZE, Radegundis (2001): *Übersetzungstheorien*. Eine Einführung. Tübingen.

WAHRIG, G. et al. (Hg.) (1992): *Wahrig deutsches Wörterbuch*. Gütersloh-München.

KEMPCKE, G. et al. (Hg.) (2000): *Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. Berlin, New York.

Zur syntaktischen Vollständigkeit und semantischen Variierbarkeit der dialogtypischen Teiläußerungen im Fremdsprachenunterricht

Viera CHEBENOVÁ

0. Vorüberlegungen

Die Beschäftigung mit dialogtypischen sprachlichen Mitteln im Fremdsprachenunterricht ist von großer Bedeutung. Sie tragen zur Effektivierung der Arbeit der Lernenden bei, unterstützen bestimmte Lernprozesse im Fremdsprachenunterricht und helfen bei der raschen Entwicklung der sprachlichen Fähigkeiten im Unterricht.

Aus der Sicht der Linguistik verwenden wir für dialogtypische sprachliche Mittel den Begriff „dialogtypische Teiläußerungen" (CHEBENOVÁ 1998: 7). In bestimmten Kommunikationssituationen spielen vor allem die Partnerpräsenz, die Partnerspezifiziertheit, die Präsenz der Öffentlichkeit, die fehlende Öffentlichkeit, die Spontaneität und viele andere Faktoren eine große Rolle. Diese Merkmale bestimmen dann auch den lexikalisch-semantischen Bau der dialogischen sprachlichen Mittel. Die dialogtypischen sprachlichen Mittel treten sehr häufig im Dialog, im Gespräch, in der Diskussion oder in anderen sprachlichen Äußerungsformen auf, wo sie als phraseologische Strukturen verstanden werden, die in Abhängigkeit von Situation, Thema, persönlicher Haltung, emotionaler Einstellung und individuellem Wissen des Sprechers, dessen Standpunkt und Ansichten sie demonstrieren und ihren sprachlichen Ausdruck unter anderem in Stellungnahme, Zustimmung, Ablehnung, Mitteilung usw. finden. Äußerungsformen sind die Konkretisierung der Grundfunktion des Sprechens im Gespräch mit einer spezifischen kommunikativen Aufgabe. Sie enthalten stilistische Elemente und Merkmale in verdichteter Form und geben der sprachlichen Äußerung eine subjektiv-modale Bedeutung. Jedem aufmerksamen Beobachter der mündlichen Rede ist geläufig, dass die Struktur der sprachlichen Äußerung durchaus nicht immer den Grammatikregeln entspricht. Es werden abgebrochene Sätze, zahlreiche Partikel- und Pronominalformen beobachtet, ohne dass damit die Verständigung geschädigt wird. Neben dem Handlungs- und Situationskontext spielen auch die Intonation, Pausensetzung, Akzentuierung und die Gesten, Gesichts- und Körpermimik, Körperhaltung eine besondere Rolle.

Unterschiedlichen Zielen in der sprachlichen Kommunikation entsprechen spezifische dialogtypische Teiläußerungen. Zu den wichtigen Kriterien für die Auswahl, Darbietung und Aneignung der dialogtypischen Teiläußerungen im Fremdsprachenunterricht gehören nicht nur kommunikative, sondern auch syntaktisch-semantische Kriterien. Unter dem syntaktisch-semantischen Aspekt können wir die dialogtypischen

Teiläußerungen nach der syntaktischen Vollständigkeit und nach der semantischen Variierbarkeit betrachten.

1. Die syntaktische Vollständigkeit

Die dialogtypischen Teiläußerungen können als Syntagmen, Teil- oder Ganzsätze auftreten. Es kann sich um Äußerungen in Form von Ganzsätzen bzw. Satzäquivalenten handeln, die keiner syntaktisch-semantischen Ergänzung bedürfen, oder um Äußerungen die einer syntaktisch-semantischen Ergänzung bedürfen. Beispiele wie „*Ich bin damit völlig einverstanden.*“ oder „*Das kommt gar nicht in Frage!*“ stellen Äußerungen dar, die keiner syntaktisch-satzbildenden Ergänzung bedürfen. Im Gegensatz dazu folgen Beispiele wie „*Ich bedauere sehr, dass...*“ oder „*Ich unterstütze sehr, dass...*“, die dieser Ergänzung bedürfen.

Wenn wir eine Situation im Fremdsprachenunterricht für Fortgeschrittene betrachten, wobei es sich um einen Dialog oder eine Diskussion handelt, dann passiert es oft, dass unvollendete Sätze durch die Überschneidung von Gedanken auftreten können, wobei aber der Kommunikationserfolg erreicht ist.[1]

Die sprachliche Kommunikation wird nicht nur durch verbale sondern auch durch nonverbale kommunikative Äußerungsformen gewährleistet. Es ist nicht einfach, eine scharfe Grenze zwischen verbalen und nonverbalen Elementen zu ziehen. Ein Teil der nonverbalen Elemente kommt nicht von den verbalen Elementen getrennt vor, vielmehr handelt es sich bei ihnen um bestimmte Eigenschaften verbaler Äußerungen. Man kann nur eine ungefähre Grenze ziehen, wenn man sagt, dass verbale Äußerungen durch die Regeln einer Grammatik (im weiten Sinne) bestimmt sind; nonverbale Elemente der Kommunikation haben zwar eine bestimmte Beziehung zu diesen verbalen Komponenten, werden aber durch andere Arten von Regeln determiniert.

Zu den nonverbalen Elementen in der sprachlichen Kommunikation werden verschiedenartige Phänomene gerechnet, die von Besonderheiten der Stimmbildung bis zu verschiedenen Arten von Körperbewegungen reichen (vgl. Biechele 1988: 274ff.; Fleischer 1983: 378ff.; Heringer 2004: 81ff).

Merkmale, die von der konkreten Kommunikationssituation und deren Verlauf abhängen, die charakteristische Muster darstellen, die relativ stabil sind und die kommunikative Funktion tragen, sind bei der Ausbildung von Fähigkeiten des komplexen Rezipierens von Bedeutung.

Im Prinzip sollte alles, was Menschen ausdrücken wollen, durch Sprache ausdrückbar sein. Nonverbale Elemente können verbale Elemente aber partiell ersetzen. In manchen Situationen ist es aber fraglich, ob das, was zum Beispiel durch ein Augenzwinkern ausgedrückt wird, verbal annähernd adäquat ausdrückbar ist. Die nonverbale Kommunikation hat in der Begleitung verbaler Kommunikation eine wichtige Funktion. Sie gibt oft zusätzliche Informationen für den Verlauf der Kommunikation indem sie einerseits zur Unterstützung und Ausdrucksverstärkung von bestimmten im Kommunikationsakt realisierten kommunikativen Funktionen beiträgt, andererseits fungieren die nonverbalen Mittel initial und dadurch „annoncierend“ für die nachfolgende Aussage.

In einem Gespräch, einer Diskussion kann es auch oft zu einem Satzbruch kommen, der durch psychologisch bedingte Unsicherheit oder eine mangelnde Konzent-

[1] Mit einigen Fragen zu dieser Problematik beschäftigt sich A. Buscha in ihrem Artikel ‚Zu Fragen der Verkürzung im dialogischen Text‘, 1977: 90ff.

rationsfähigkeit verursacht wird, oder wenn der eine Sprecher durch den anderen Sprecher gestört und unterbrochen wird.

2. Die semantische Variierbarkeit

Weiter wollen wir uns mit dem semantischen Aspekt der dialogtypischen Teiläußerungen beschäftigen. Im Rahmen der Weiterentwicklung des kommunikativen Könnens und der Kenntnisse der Lernenden auf der fortgeschrittenen Stufe, interessiert uns unter anderem die semantische Variierbarkeit dialogtypischer Teiläußerungen innerhalb verschiedener Sprechhandlungstypen. Darunter verstehen wir die mögliche Veränderbarkeit im Wortbestand eines vorgegebenen Äußerungsmusters. Wenn wir diesen Aspekt genauer untersuchen, dann ergeben sich dialogtypische Teiläußerungen, die in ihrem lexikalischen Wortbestand stabil sind, wie zum Beispiel „*Ich stelle fest, dass...*“, „*Mir ist klar, dass...*“ und andere, die in ihrem Gliedbestand lexikalische Veränderungen zulassen, die variabel sind, wie zum Beispiel „*Ich bin der Auffassung (Meinung, Ansicht), dass...*“, „*Soweit ich unterrichtet bin (informiert bin, gehört habe),...*“.

Wir erfassen nur die Veränderungen, bei denen die Bedeutung des Ganzen nicht verlorengeht. Wörter, die im Satz nur eine grammatische Funktion erfüllen, zum Beispiel Prowörter, werden von uns nicht als semantisches Austauschglied betrachtet.

Im Rahmen der Untersuchung der semantischen Variierbarkeit kommen wir auch zum Problem der stilistischen Einteilung der dialogtypischen Teiläußerungen. Im Unterricht für Fortgeschrittene spielt das eine bedeutende Rolle, weil die Lernenden in Texten, Hörspielen, Gesprächen oder Diskussionen auf andere Gesprächspartner stoßen, die in ihren sprachlichen Äußerungen oft solche dialogtypischen Teiläußerungen verwenden, die entweder einer umgangssprachlichen, umgangssprachlich-saloppen oder vulgären Stilschicht angehören. Im Unterricht verwenden wir meistens Wörter, Ausdrücke, Äußerungen, die zum Stil der Standardsprache bzw. der Umgangssprache gehören. Fortgeschrittene Studenten sollten schon solche Kenntnisse haben, dass sie unterscheiden können, welche sprachlichen Äußerungen welcher Stilschicht zuzuordnen sind.

Die Menschen sprechen keineswegs immer und überall gleich, selbst dann nicht, wenn sie sich der gleichen Sprache bedienen. Jeder Mensch spricht irgendwie auf seine besondere Art. Es tauchen oft Unterschiede auf, unter denen es aber auch solche gibt, die nicht willkürlich oder individuell bedingt sind, sondern die mit einer gewissen Regelmäßigkeit bei vielen Sprechern vorkommen, bzw. auch erwartet werden. Das fällt vor allem dann auf, wenn sich solche sprachlichen Besonderheiten bei größeren Sprechergruppen zeigen, etwa bei den meisten oder bei allen Bewohnern eines bestimmten Ortes, einer bestimmten Gegend.

Sprachliche Besonderheiten oder Varianten, ihr Verwenden oder Vorkommen, ist in relativ vielen Fällen als ein Kontinuum beschreibbar, als eine Ordnung mit zunehmendem oder abnehmendem Variationsgrad. Wenn man auch mehrere solcher Variantenmengen auf der sprachlichen Ebene zusammenfasst, handelt es sich noch keinesfalls um selbständige Sprachen, sondern eher um bestimmte Ausprägungen einer Sprache. Man spricht von sogenannten Varietäten, Sprachformen, oder auch für eine spezielle Teilmenge von Existenzformen einer Sprache. Gewöhnlich unterscheidet man drei Arten von Varietäten: regionale, soziale und situative bzw. funktionale (Wirrer 2002: 258f.) und drei Arten von Existenzformen der Sprache: regionale Dialekte, Literatursprache und Umgangssprache (eine Existenzform, die zwischen beiden liegt). Dittmar und Fleischer unterscheiden vier sprachliche Varietäten, die sich gegebenfalls

noch weiter differenzieren lassen: Standard-Varietäten, Regionale-Varietäten, Soziale-Varietäten und Funktionale Varietäten (Wirrer 2002: 258f.).

Die Standard-Varietät besitzt häufig eine lange historische Tradition, wird „in historischem Prozess als überregionales Verständigungsmittel legitimierte und institutionalisierte Varietät einer Sprachgemeinschaft" definiert (Dittmar 1997: 179). Sie ist durch eine Reihe von Normen, die ihren korrekten schriftlichen und mündlichen Gebrauch festlegen, kodifiziert. Die Standard-Varietät wird häufig im Rahmen staatlicher und gesellschaftlicher Institutionen angewendet, in den Schulen gelehrt. Ihr Gebrauch verschafft in der Regel Prestige und begründet den Erwerb sozialer Privilegien (Fleischer 2001: 646).

Regionale Varietäten werden als Dialekte bezeichnet. Es geht um örtlich begrenzte Sprachformen innerhalb einer größeren Sprachgemeinschaft, die neben diesen lokalen bzw. regionalen Sondersprachen über eine überregionale Hochsprache verfügt (vgl. dazu Wendt 1961: 6). Dittmar bezeichnet regionale Varietäten als

> *„Dialekte, die sich in bestimmten Siedlungsräumen herausbilden und historisch vermittelt sind. Sie dienen in erster Linie der mündlichen Kommunikation, d.h. im Vergleich zu der Standard-Varietät sind sie weder schriftlich noch mündlich rigide (im normativen Sinne) kodifiziert"* (Dittmar 1973: 136).

Fishman spricht vom Dialekt als einer regionalen Untergruppe in bezug auf eine Sprache, „*besonders in ihrer mundartlichen oder gesprochenen Realisierung*" (Fishman 1975: 27). Auch Brinkmann formuliert: „*Mundart ist die natürliche Rede eines Volkes*" (Brinkman 1962: 104). Wichtig ist aber, dass der Dialekt weite Bereiche des modernen Lebens lexikalisch nicht mehr abdecken kann, wie zum Beispiel Bereiche der Politik, der Technik, der Kunst usw. Es gilt auch für Sachverhalte, die das tägliche Leben der einzelnen Menschen berühren, so dass derjenige, der Dialekt spricht, immer wieder das Hochdeutsche zur Hilfe nehmen muss.

„*Als soziale Varietäten oder Soziolekte gelten die sprachlichen Konventionen von Gruppen, die häufig der massiven Bewertung anderer gesellschaftlicher Gruppierungen unterliegen und zum Konfliktstoff zwischen ihnen führen können*" (Brinkmann 1969: 104). Nach Mattheier ist ein Soziolekt zunächst nur „*eine Sprachvariante, die in einem bestimmten Raum eine soziale Gruppe von der anderen unterscheidet*", d.h. unter bestimmten Voraussetzungen ist auch die Hochsprache als Soziolekt zu betrachten (Mattheier 1973: 168). Es ist nicht nur der enge räumliche Kontakt, der eine soziale Gruppe als solche konstituiert, vielmehr ist die Gruppe durch ihre Stellung in dem Gesellschaftsganzen definiert. Sprache ist auch immer Schichtsprache, ihr Prestige hängt von der Bewertung der sozialen Gruppe ab, die sie spricht, durch die anderen Gruppen in der Gesellschaft.

Funktionale Varietäten unterscheiden sich von den bisher erwähnten Varietäten darin, dass ihr Gebrauch quer durch die Standard-Varietät, den Soziolekt oder den Dialekt verläuft. Sie können an spezifische Institutionen, an formale oder an informale Situationen, an Verhältnisse des Arbeitsplatzes, an Eigenheiten von Sprechern gebunden sein (Dittmar a.a.O.). Funktionale Varietäten sind häufig Fachsprachen, Spezialsprachen, Handelssprachen und Argots. Sie sind die kleinsten Varietät-Einheiten.

Jedes Individuum, jeder Mensch besitzt seinen Idiolekt und ist in verschiedenartige soziale Gruppen der Gesellschaft eingebunden. Mit Hilfe der sprachlichen Kommunikation beteiligt er sich an verschiedenen sozialen Interaktionen, wobei er sich an spezifische Normen seiner sozialen Umwelt hält. Wiesinger hält es für gerechtfertigt,

von Sprachschichten zu sprechen und ihre Merkmale festzustellen, wenngleich zugegeben sei,

> *„dass mit dem Abbau deutlich gegeneinander abgegrenzter Sozialschichten und der dauernden Kommunikation von Angehörigen verschiedener Sozialschichten auch verschiedenschichtige Sprachformen miteinander verwendet werden“* (Wiesinger 1983: 184).

Dabei erscheint ein Teil der Sprachformen in gewissen Situationen bzw. Kreisen als zulässig und ein anderer Teil als nicht zulässig. Die einzelnen Sprachschichten besitzen nicht denselben sprachsoziologischen Rang, haben eine unterschiedliche Wertschätzung.

3. Schlussbemerkung

Für den Fremdsprachenunterricht und für die Übungsgestaltung wählt man dialogtypische Äußerungen aus, die zu der Standardsprache gehören, sich also auf der normalsprachlichen Stilebene befinden. Die vulgäre Stilebene wird oft in das Übungsgeschehen nicht einbezogen. Die richtige Wahl der Stilschicht ist von großer Bedeutung, um eine entsprechende und effektive Wirkung auf den Kommunikationspartner zu erreichen. Es kommt häufig vor, dass diejenigen Lernenden, die eine Fremdsprache erlernen, oft Fehler im Stilgebrauch machen, was zu negativen Folgen in der Kommunikation führen kann.

Von großer Bedeutung ist auch die Kommunikationsform „mündlich“ oder „schriftlich“, die den Stil einer sprachlichen Äußerung wesentlich beeinflusst. Die mündliche und die schriftliche Äußerungsweise sind durch unterschiedliche gesellschaftliche Mitteilungssituationen gekennzeichnet und haben spezifische Aufgaben zu erfüllen.

Geschriebene Sprache meint nicht einfach Aufgeschriebenes, sondern einen Sprachtyp, der bestimmte grammatische und pragmatische Einheiten zeigt. Bei der geschriebenen Sprache sind in der Regel die Kommunikationspartner nicht präsent, meistens kennt der Autor oder der Verfasser seine künftigen Leser nicht. Das schriftliche Formulieren lässt dem Schreiber im allgemeinen mehr Zeit für die geistige Durchdringung des Mitteilungsgegenstandes, Möglichkeiten zum Finden der treffenden Formulierung. Schriftlich ausgearbeitete Beiträge zeichnen sich durch gedankliche Dichte und Geschlossenheit, durch korrekten Satzbau und richtige Wortwahl aus.

Bei der gesprochenen Sprache sind die beteiligten Personen normalerweise in einer face-to-face Konfiguration präsent, im Redeverlauf besteht die Möglichkeit des Rückfragens, der Verstehenskontrolle. Jeder von den Gesprächspartnern kann im Wechsel sprechen und zuhören, natürlich müssen die Anteile der Beteiligten nicht symmetrisch sein. Die gesprochene Sprache ist häufig stärker aufgelockert, stellt einen engeren Kontakt zum Partner her und berücksichtigt unmittelbar seine Reaktionen. Der direkte, unverfälschte Ausdruck von Emotionen, Stimmungen und Befindlichkeiten ist der gesprochenen Sprache eigen. Beim Sprechen wird oft wenig nachgedacht, welche sprachliche Variante in Betracht gezogen werden könnte. Aus der Spontaneität und geringer Förmlichkeit der gesprochenen Sprache resultieren auch folgende sprachliche Merkmale: Pausen und Wiederholungen, Konstruktionsbrüche, reduzierter Wortschatz, Fügung vieler Teilsätze zu einem riesigen Ganzsatz usw. Im gesprochenen Bereich ist es im Gegensatz zur geschriebenen Sprache häufiger der Fall, dass individuelle oder gruppen-

sprachliche Eigenheiten als unvermeidbare Kennzeichen der Gruppenzugehörigkeit verwendet werden.

Die dialogtypischen Teiläußerungen können als eine Art von Hilfe angesehen werden, in dem Moment, wo sie als Entlastung im Dialog beim Gedanken- und Meinungsaustausch anerkannt werden. Durch die richtige Anwendung dialogtypischer Teiläußerungen soll der freie Gedankenaustausch im Gespräch, d.h. das flüssige Gespräch zwischen den Kommunikationspartnern erzielt werden.

Literaturverzeichnis:

AUSTIN, John L. (1972): *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart

BIECHELE, Barbara (1988): Verbale und nonverbale kommunikative Äußerungsformen bei der Entwicklung des komplexen Verstehens. In: *Deutsch als Fremdsprache 5*, S. 274-279.

BRINKMANN, Hennig (1962): Hochsprache und Mundart. In: *WWG*, 1955/56 auch abgedruckt in: WW, Sammelband I, Sprachwissenschaft. Düsseldorf.

BUSCHA, Annerose (1977): Zu Fragen der Verkürzung im dialogischen Text. In: DESSELMANN, Günther et al. (Hg.): *Probleme des Deutschunterrichts für Fortgeschrittene*. Leipzig, S. 90-101.

CHEBENOVÁ, Viera (1998): *Sprechhandlungstypen im Unterricht Deutsch als Fremdsprache*. Nitra.

DITTMAR, Norbert (1973): *Soziolinguistik*. Exemplarische und kritische Darstellung ihrer Theorie. Empirie und Anwendung. Frankfurt am Main.

DITTMAR, Norbert (1997): *Grundlagen der Soziolinguistik.* Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben. Tübingen.

FISHMAN, Joshua A. (1975): *Soziologie der Sprache*. München.

FLEISCHER, Wolfgang et al. (2001): *Kleine Enzyklopädie*. Deutsche Sprache. Frankfurt am Main.

HERINGER, Hans Jürgen (2004): *Interkulturelle Kommunikation*.Tübingen.

MATTHEIER, Klaus J. (1973): Die „schlechte“ Mundart. In: *Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde 20*, S. 168-179.

SCHWITALLA, Johannes (1979): *Dialogsteuerung in Interviews*. Ansätze zu einer Theorie der Dialogsteuerung mit empirischen Untersuchungen. München.

SCHWITALLA, Johannes (1997): *Gesprochenes Deutsch.* Eine Einführung. Berlin.

SEARLE, John R. (1996): *A Taxonomy of Illocutionary Acts*. Cambridge.

SEARLE, John R. (1971): *Sprechakte*. Frankfurt am Main.

VATER, Heinz (2002): *Einführung in die Sprachwissenschaft*. München.

WENDT, Heinz F. (1961): *Sprachen*. Das Fischer Lexikon. Frankfurt am Main.

WIESINGER, Peter (1983): Sprachschichten und Sprachgebrauch in Österreich. In: *Zeitschrift für Germanistik 2*, S. 184-195.

WIRRER, Jan (2002): Historisch-vergleichende Sprachwissenschaft. Der Wandel von Sprache. In: MÜLLER, Horst M. (Hg.) *Arbeitsbuch Linguistik*. Paderborn, S. 241-261.

Sprachräume in Unterfranken

Almut KÖNIG, Sabine KRÄMER-NEUBERT, Monika FRITZ-SCHEUPLEIN

Nachdem der Sprachatlas von Unterfranken fertig gestellt ist, ist es möglich, die Sprachräume in Unterfranken auf einer gemeinsamen Karte zu dokumentieren. Die Basis bilden ungefähr 1000 Atlaskarten aus allen phonologischen, morphologischen und lexikalischen Themenbereichen (Sprachatlas von Unterfranken 2005ff.). Wir haben die darauf sichtbaren Grenzen auf einer Kombinationskarte zusammengetragen. Herausgekommen ist ein herrlicher Spaghettisalat (Karte 1).

Wir sehen eine Art Kontinuum mit fließenden Übergängen zwischen den jeweiligen benachbarten Ortsmundarten. Diese Mundarten sind zwar verbunden, aber sie ändern sich fortwährend, ohne dass ein Übergang erkennbar wäre, den man eine Sprachgrenze nennen könnte. Alle örtlichen Mundarten sind miteinander verwandt. Nimmt man aber die Zwischenstationen weg, dann führt die Addition der Kleinunterschiede doch zu beachtlichen Unterschieden.

Dieses daraus entstandene Sprachraummodell (Karte 2)[1] ist abstrahiert und idealisiert. Im Zentrum der Karte steht der unterostfränkische Würzburger Raum. Die Gebiete im Westen sind hessisch und dazwischen liegt ein breiter Übergangsstreifen, der Mainzer – Fuldaer Übergangsstreifen. Dieser Übergangsstreifen ist nach den (Erz)Bistümern benannt, zu deren Territorien sie bis 1806 gehört haben, und die damit auch die jeweiligen sprachlichen Grundlagen bestimmt haben. Erst seit 200 Jahren, seit sie zu Unterfranken gehören, wurden die unterostfränkischen Mundarten vermischt. Außer den Sprachräumen sehen Sie auf dieser Karte noch Sprachgrenzen, die die Sprachräume teils begrenzen und teils durchtrennen.

Es ist gelungen, Räume zu ermitteln, in denen die Sprecher eine Anzahl von Einsichten und Einstellungen in bezog auf Sprache teilen. Wir haben Sprachgemeinschaften ermittelt, die durch regelmäßige und häufige Interaktion und mit Hilfe eines geteilten Vorrats an Zeichen, also nicht unbedingt einer einzigen Sprache, charakterisiert sind. Sie grenzen sich von ähnlichen Sprachgemeinschaften durch signifikante Unterschiede im Sprachgebrauch ab.

Die Beobachtung ist, dass es nicht Raumbilder sind, die sich auf allen Karten wiederholen, sondern, dass es so genannte Staustufen gibt, an denen sich die Isoglossen zu Sprachgrenzen bündeln. Die daraus gebildete Hypothese besagt, dass man einen Schnittmusterbogen braucht, der viele, teilweise sich überschneidende Linien enthält, aus denen man sich sein Schnittmuster für die Sprachräume ausradeln kann. Aus unserem Schnittmusterbogen kann man entlang der entsprechenden Teilabschnitte dieser Staustufen die modellhaften Außengrenzen aller relevanten Sprachräume in Unterfranken herausradeln. Diese Schnittmusterbogen- Hypothese lenkt unsere weitere Beobachtung

[1] Sprachraumkarte farbig abgedruckt in: Kleiner Unterfränkischer Sprachatlas (2007: 110).

und die Resultate. Die herausgeradelten Sprachräume, geben ihrerseits Anlass zur Verifizierung der Hypothese.

Überprüfen wir diese Schnittmusterbogen-Hypothese am Beispiel des Henneberger Raums. Die Grenzlinien dort sind von thüringischen Mundartforschern zwischen 1930 und 1970 beschrieben worden.[2]

Unser Sprachraummodell zeigt, dass die südlicheren Grenzlinien an Bedeutung gewonnen haben. Besonders die Römhilder Stufe, das ist die Linie zwischen Henneberger Raum und Grabfeld, kristallisiert sich deutlich als Staustufe heraus. An ihr stauen sich vor allem solche Dialektmerkmale, die den Sprechern selbst sehr bewusst sind und sie von den Sprechern der angrenzenden Sprachlandschaft unterscheiden. Zwei Beispiele: Bis zur Römhilder Stufe heißt es statt ‚Brot' und ‚tragen' *Bruud/Bruuad* und *dröö,* südlich davon im Grabfeld sagt man *Brood* und *drooch*. Die darunter liegende Bedheimer Stufe, die mitten durch das Grabfeld verläuft, bildet die Grenzlinie für nicht gehobene bzw. gehobene Lautungen für mhd. *e-o-ö* in Dehnung: nördlich sagt man zu ‚Hefe'-‚Vogel'-‚Öfen' *Heefe-Voochl-Ööfe*, südlich bis zur Itzgründer Linie, die das Grabfeld vom nördlichen Würzburger Raum trennt, heißt es *Hiife-Vuuchl-Üüfe*. Als Ergebnis zeigt also unser Sprachraummodell, dass sich die sprachliche Staffelung nicht mehr wie vor ca. 50 Jahren auf den Henneberger Raum beschränkt, sondern inzwischen weiter in südliche Richtung bis zur Itzgründer Linie, ja vielleicht sogar bis zur *lich-li*-Linie reicht.

Ausgehend vom Spaghettisalat stellt sich die Frage, ob die Sprachräume auf unserem Sprachraummodell ihre Berechtigung haben. Denn angesichts des Spaghettisalats wären ja auch ganz andere Sprachräume denkbar. Wenn man einen Sprachraum definieren will, dann sind es nicht die Unterschiede, die zu benennen sind, sondern die Gemeinsamkeiten.

Unsere Sprachraumkarte zeigt z.B. im Nordosten Unterfrankens nördlich der Stadt Schweinfurt ein kleines Gebiet, in dem die Orte Bundorf, Happertshausen, Rügheim, Üchtelhausen und Löffelsterz liegen. Dieses Gebiet wird gegen Westen und Norden von der Schweinfurter Staffellinie, gegen Osten und Norden von der Grabfeldlinie und gegen Süden von der *dreschen-dröschen*-Linie bzw. der *lich-li*-Linie, die in diesem Bereich identisch verlaufen, umschlungen. Das Gebiet, das wir stellvertretend für die oben genannten Orte, Löffelsterzer Raum nennen, ist durch folgende Gemeinsamkeiten definiert: Im Löffelsterzer Raum bleibt mhd. *u* in ‚Stube' kurz, die mhd. Diphthonge *ie-üe-uo* bleiben erhalten, die Endung für den Diminutiv Plural ist *-lich* und mhd. *ë* in ‚dreschen' ist zu *ö* gerundet.

Diese Beispiele bestätigen unsere obige Aussage: „Es ist uns gelungen, Sprachgemeinschaften zu ermitteln, die durch einen gemeinsamen Vorrat an Zeichen charakterisiert sind, die sich aber von ähnlichen Sprachgemeinschaften durch signifikante Unterschiede im Sprachgebrauch abgrenzen". Dennoch wird in unserem Modell der Sprachräume in Unterfranken kein Löffelsterzer Sprachraum explizit benannt.

Unsere Sprachraumkarte ist ein Modell. Dieses Modell bildet wie gesagt Sprachräume in idealisierter und abstrahierter Form ab. Diese Sprachräume sind sowohl durch innersprachliche Gemeinsamkeiten, als auch durch außersprachliche Faktoren wie die geographische, historische oder wirtschaftliche Bedeutung definiert. Das Gebiet um Löffelsterz ist ein Interferenzraum, der im Spannungsfeld verschiedener Grenzlinien liegt. Das Gebiet um Löffelsterz ist weder durch seine naturräumliche Lage, noch durch seine geschichtliche oder seine wirtschaftliche Bedeutung gegenüber dem Umland he-

[2] Vgl. hierzu Hucke (1937/39), Bracke (1966) und Rosenkranz (1964).

rausgehoben. Es ist deswegen nicht als eigener Sprachraum auf unser Modell übertragbar.

Das Beispiel von dem Gebiet um Löffelsterz hat gezeigt, dass die innersprachlichen Bedingungen zwar notwendig sind, um einen Sprachraum nach unserem Modell zu begründen, aber dass sie nicht hinreichend sind. Die Frage ist: Wie müssen außersprachliche Komponenten aussehen, damit sie – gemeinsam mit innersprachlichen Faktoren – einen Sprachraum konstituieren können? Dies soll die folgende Karte 3 darstellen, die sich mit dem Einkaufsverhalten der Unterfranken befasst. Denkt man sich die unterfränkischen Sprecher als Punkte und die sozialen Beziehungen als Linien, so ergibt sich ein Konzept, das die Soziolinguisten mit Netzwerk bezeichnen. Einen Teil eines solchen Netzwerkes stellt unsere Karte „Wohin geht man heute zum Einkaufen?“ dar.

Alle in ein solches Netzwerk involvierten Personen sind ihrerseits ebenfalls in soziale Netzwerke eingebettet, die sich wechselseitig entweder überschneiden oder nicht überschneiden. Dabei darf man nicht vergessen, dass solche Netzwerke immer noch hochmittelalterliche Territorialstrukturen widerspiegeln und diese wiederum auf die naturräumlichen Gegebenheiten referieren. In diesen Netzwerken entsteht ein sozialer Verbund, konstituieren sich kultur- und gruppenspezifische Verhaltensmuster, Wertvorstellungen sowie Wissenssysteme und Einstellungen. Am Beispiel des grau unterlegten Aschaffenburger Raumes zeigt die Konfrontation der Einkaufskarte mit dem Sprachraummodell (Karte 4), dass sich die beschriebenen Netzwerke ihrerseits wiederum sprachlich manifestieren.

Literaturverzeichnis:

BRACKE, Herbert (1966): *Der hennebergische Sprachraum*. Untersuchungen zur Laut- und Wortgeographie. 2 Bände. Jena.

HUCKE, Hermann (1937/39): Der *Hennebergische Sprachraum*. Eine dialektgeographische Studie. In: Jahrbuch des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins, 3-10.

KÖNIG, Almut/FRITZ-SCHEUPLEIN, Monika/BLIDSCHUN, Claudia/WOLF, Norbert Richard (2007): *Kleiner Unterfränkischer Sprachatlas* (KUSs). Heidelberg.

KRÄMER-NEUBERT, Sabine/WOLF, Norbert Richard (Hg.) (2005ff.): *Sprachatlas von Unterfranken.* (=Bayerischer Sprachatlas; Regionalteil 3). Heidelberg.

Band 1 (2005): Lautgeographie I (Kurzvokale). Lautgeographie II (Konsonanten). Bearb. v. KÖNIG, Almut u. FRITZ-SCHEUPLEIN, Monika. Heidelberg.

Band 2 (2007): Lautgeographie III (Langvokale). Lautgeographie IV (Diphthonge). Bearb. v. KRÄMER-NEUBERT, Sabine (Hg.) u. BLIDSCHUN, Claudia. Heidelberg.

Band 3 (im Druck): Formengeographie I: Nomen und Pronomen. Formengeographie II: Verb. Bearb. v. BAYER-WEGHAKE, Marion/SIMON, Elke u. HERBST, Oliver. Heidelberg.

Band 4 (im Druck): Wortgeographie I: Gelände, Boden, Ackerbau, Getreide, Düngung, Heuernte, Hanf und Flachs. Wortgeographie II: Rindvieh, Rübenbau, Milch und Milchverarbeitung, Ziege und Schaf, Schwein und Hausschlachten, Geflügel und weitere Haustiere. Bearb. v. BAUMANN, Roland u. GRIMM, Manuela. Heidelberg.

Band 5 (2005): Wortgeographie III: Der menschliche Körper, die menschliche Gemeinschaft, Kleidung, körperliche und seelische Äußerung. Wortgeographie IV: Zeiteinteilungen und Grußformeln, Essen und Trinken, Brot und Brotbacken, Hausarbeit, Spielen und Spielzeug, Kleinwörter (z.B. Indefinita, Adverbien). Bearb. v. WICHTERMANN, Jens u. BAYHA, Karin. Heidelberg.

Band 6 (2007): Wortgeographie V: Obst, Gemüse und Blumen, Bauernhaus und Bauernhof, Haushalt, frei lebende Tiere, Wettererscheinungen. Wortgeographie VI: Wagen und Karren, Schlitten, Wald und Holz, Düngung, Körbe und Gefäße. Bearb. v. DÜCHS, Karin u. SIMON, Elke. Heidelberg.

Band 7 (in Bearbeitung): Einführung. Von WOLF, Norbert Richard. Heidelberg.

ROSENKRANZ, Heinz (1964): *Der Thüringische Sprachraum*. Untersuchungen zur dialektgeographischen Struktur und zur Sprachgeschichte Thüringens. (= Mitteldeutsche Studien 26). Halle, Saale.

Nominalstil als Mittel der Informationsverdichtung. Zum Ersatz der Nebensätze durch Nominalphrasen in Kurznachrichten

Martin MOSTÝN

1. Nominalstil und Informationsverdichtung

In der Gegenwartssprache wächst die Neigung, Sätze mit scheinbar einfacher Grundform und einer Fülle von nominalen Gliedern zu bilden, mögliche Prädikationen werden durch substantivisch-adjektivische Gruppen repräsentiert. Diese sind für den sog. Nominalstil kennzeichnend. Typisch für den Nominalstil ist die Wahl besonderer Stilelemente wie z.B. das häufige Vorkommen von nominalen Fügungen bei der Gestaltung von Texten, häufige Nominalisierungen auf *–ung*, verschiedene Funktionsverbgefüge, substantivierte Infinitive und komplexe Augenblickskomposita, erweiterte prä- und postnukleare Attributkonstruktionen und viele präpositionale und präpositionslose Nominalphrasen, die verschiedene Nebensätze vertreten (s. unten).

Die Ursachen der Herausbildung des Nominalstils liegen an den außersprachlichen Faktoren des immer schneller voranschreitenden 19. Jhs. mit dessen vielen Entdeckungen im Bereich der Naturwissenschaften, welches das Bedürfnis an einer Sprache schaffen ließ, die eine große Menge von Informationen aufnehmen sollte. Da das Arbeitstempo immer schneller und der aufzunehmende Informationsaufwand immer größer waren, mussten die Informationen auf eine verdichtete Art und Weise dargeboten werden (vgl. Ullmer-Ehrich 1976: 15-25).

Die Komprimierung des Sachverhaltes und dessen syntaktische Darstellung im Text können wir als Informationsverdichtung bezeichnen. Der einschlägige neuere Begriff ist die Informationskondensierung. Die Tendenz zur Bildung von komprimierten Aussagen entspricht der allgemeinen Tendenz zur Sprachökonomie (vgl. Bußmann 1990: 530).

Die Verdichtung der Informationen macht sich am deutlichsten durch die Reduktion komplexer hypotaktischer Satzkonstruktionen bemerkbar, die sich besonders in den frühneuhochdeutschen Kanzleisprachen großer Beliebtheit erfreut haben, wobei im Nominalstil die Parataxe anstelle der Hypotaxe überwiegt.

Anstelle verschiedener Nebensätze werden entsprechende nominalisierte Strukturen bevorzugt. Die nominalisierenden Tendenzen (in den meisten Fällen geht es um das Wortbildungsverfahren der Nominalisierung) bringen entsprechende Nominalphrasen hervor, die sehr oft mit verschiedenen Präpositionen vorkommen. Die präpositionalen bzw. präpositionslosen Nominalphrasen geben auf komprimierte, kondensierte Art den Sachverhalt wieder, was jedoch darauf hinausläuft, dass nominale Gruppen **hinsichtlich der Person, des Numerus, des Tempus und des Modus merkmallos** bleiben können.

(vgl. MÖSLEIN 1974: 168) Das heißt, dass verbale Kategorien nicht explizit ausgedrückt werden, so bleiben die normalerweise im Verbalstil vom Verb hergestellten Dependenzen aus, diese müssen wiederum vom Textrezipienten entschlüsselt werden. Die Strukturen werden im Gehirn denominalisiert.

Den Bestrebungen nach Sprachökonomie im Nominalstil entspricht zugleich der Ersatz der Attributsätze durch attributive Bezugsadjektive bzw. Partizipien, die entsprechende prä- bzw. postnukleare Attributketten prägen können.

Nicht zuletzt lässt sich die Tendenz zur Informationsverdichtung auch an vielen Komposita belegen, die besonders in Fachsprachen der Technik, Wissenschaft und Verwaltung beobachtet werden können.

Wie die Nebensätze im Nominalstil durch die parataktischen nominalen Bildungen ersetzt werden, ist aus dem folgenden Vergleich des Nominal- und Verbalstils von Kaewwipat[1] zu sehen.

Verbalstil	**Nominalstil**
Das Kind wird davor geschützt, ***dass es vernachlässigt****,* ***ausgenutzt*** *und grausam* ***behandelt wird****. Erst* ***wenn das Kind ein Mindestalter erreicht hat****, wird es zur Arbeit zugelassen. Es wird nie dazu gezwungen, einen Beruf oder eine Tätigkeit auszuüben,* ***die ihm schaden könnte****.* ***Wenn ein Kind körperlich oder geistig behindert ist****, erhält es die Behandlung, Erziehung und Fürsorge,* ***die sein Zustand und seine Lage erfordern.***	*Das Kind wird* ***vor Vernachlässigung****,* ***Ausnutzung und Grausamkeit geschützt*** *Erst* ***nach Erreichen eines Mindestalters*** *wird es zur Arbeit zugelassen. Es wird nie zu einem* ***schädlichen*** *Beruf oder* ***schädlichen*** *Tätigkeit gezwungen. Eine* ***geistig oder körperlich behindertes*** *Kind erhält die* ***erforderliche*** *Behandlung Erziehung und Fürsorge*

Wenn man die zwei vorliegenden Texte näher betrachtet, stellt man fest, dass im Nominalstil deutlich mehr Nominalisierungen und deutlich weniger Prädikationen vorkommen. Die kürzere Satzlänge im Nominalstil – folglich die Tendenz zur Sprachökonomie – ist beim Vergleich beider Texte auch ersichtlich. Während im Verbalstil der Text 63 Wörter beinhaltet, zählt der Text im Nominalstil nur 44 Wörter. Im Nominalstil sind die Sätze kürzer als im Verbalstil, dadurch wird die Tendenz zur Informationsverdichtung (Informationskondensierung) bestätigt.

[1] Vgl. KAEWWIPAT, Noraseth. *Nominalstil im Gegenwartsdeutschen*. Artikel des Deutschdozenten der Ramkhamhaeng University, z. Z. Studium im Master-Aufbaustudiengang Deutsch als Fremdsprache an der Universität Gesamthochschule Kassel (Internetquelle: http://de.geocities.com/norasethk/tdlv_nominalstil.pdf)

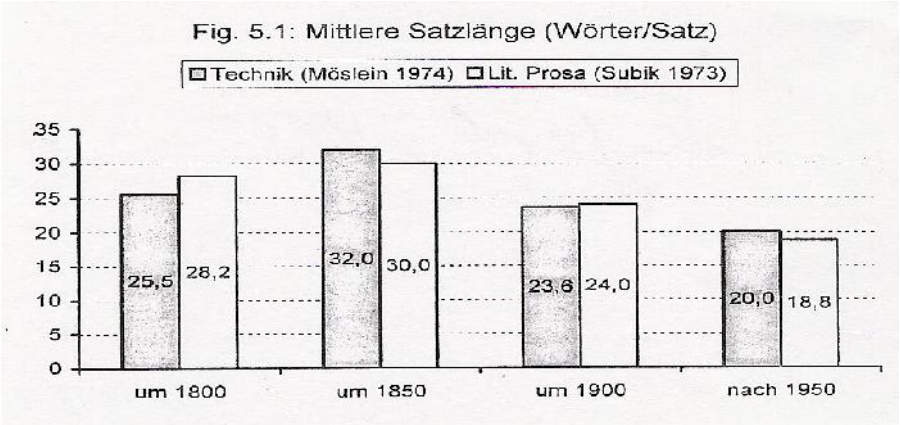


Abb. 1. Die Tendenz zur Verkürzung der Satzlänge hängt mit dem Nominalstil zusammen. (Seifert 2004: 115)

Seifert (2004: 115) führt in Anlehnung an Möslein (1974) und Subik (1973) die Veränderungen der mittleren Satzlänge in der Sprache der Technik und der literarischen Prosa seit dem Anfang des 19. Jhs. an, was zugleich der Tendenz zur Sprachökonomie entspricht.

Noch eine Bemerkung zur erschwerten Verständlichkeit des Nominalstils durch Abstrahierung und Linearität: Die fehlenden Dependenzen, die vom Verb hergestellt werden, müssen entschlüsselt werden, damit der Textrezipient imstande ist, den Text zu verstehen. Der zunehmende Gebrauch von Parataxe hängt eng mit der Abstraktionsfähigkeit des Menschen zusammen. Die Abstrahierung der Satzinhalte tritt immer häufiger in Erscheinung. Solcher Tendenz entsprechen z.B. die Nominalisierungen auf *-ung*, die oft zur Bildung von Abstrakta dienen. Das gilt auch für verschiedene attributive Konstruktionen, die eine starke Linearität aufweisen und die Hierarchie der Dependenzen in den Hintergrund treten lassen. Hans Eggers (1983: 131) schreibt über die Folgen des nominalisierenden Verdichtungsstils für die Textverständlichkeit:

> *„Man behauptet – und nennt es oft einen Vorzug -, dass unsere heutige Sprache durch rasche Wortbildung und die Bildung umfangreicher nominaler Blöcke viele Kleinwörter erspare; das liege im Sinne der Sprachökonomie. Man sollte aber andererseits die Mängel nicht verkennen, die in solcher Kürze liegen. Die Mitteilung wird dadurch auf das sachlich Notwendigste eingeschränkt. Oft werden dabei syntaktische Bezüge im Unklaren gelassen; man muss sie „zwischen den Zeilen lesen“.*

Der Nominalstil gehört vornehmlich dem Bereich der geschriebenen Sprache an, in der gesprochenen Sprache herrschen immer noch Verben vor, auch wenn hier mehr Substantive erscheinen als früher. Es lässt sich erwarten, dass sich der Nominalstil und seine Erscheinungen nach wie vor durchsetzen werden, weil die immer schneller lebende Gesellschaft immer häufiger kondensierte informationsreiche Aussagen hervorbringen wird. Je sachbetonter die Darstellung ist, desto mehr Nominalphrasen enthält sie: *Die Wiederinbetriebnahme eines stillgelegten Fahrzeuges erfolgt nach den gleichen Bestimmungen wie die Neuzulassung eines Fahrzeuges* (Straßenverkehrs- Zulassungsordnung) (vgl. CONRAD 1985: 71).

2. Kurze Charakteristik der untersuchten Zeitungen und der Vorgehensweise der durchgeführten Analyse

Anhand der Analyse sollte festgestellt werden, welche Typen der Nominalphrasen in zwei verschiedenen Zeitungen vorkommen und inwiefern die einzelnen semantischen und syntaktischen Aspekte beim Ersatz der Nebensätze durch einzelne Nominalphrasen geäußert werden. Der Schwerpunkt der Analyse liegt in den sog. Kurznachrichten. Es handelt sich um eine spezielle Textsorte, die einen wichtigen Platz unter anderen Typen der Zeitungsartikel einnimmt. Die Kurznachrichten, wie auch der Name erläutert, sind kurze Nachrichten, die meistens auf der Anfangsseite angetroffen werden können oder oft als knappe Randnachrichten erscheinen. Da sie nicht viel Platz in Anspruch nehmen können, müssen die Informationen in solchen Kurznachrichten möglichst verkürzt werden. Diese Informationsverdichtung bringt dann verschiedene Nominalphrasen hervor. Die Kurznachrichten sind informationsbetonte Nachrichten, das heißt, dass großer Wert auf die Informationsmitteilung gelegt wird.

In der empirischen Untersuchung der vorkommenden präpositionalen und präpositionslosen Nominalphrasen wurden zwei unterschiedliche Zeitungen unter die Lupe genommen. Erstens war es die *Süddeutsche Zeitung*, eine überregionale Zeitung, die als seriöse Zeitung angesehen wird und gleichzeitig die größte Abonnement-Tageszeitung im deutschen Sprachraum repräsentiert (vgl. www.wikipedia.de). In dieser Zeitung werden vor allem die sog. *harten Nachrichten* (meinungsorientierte, politische Themen, Themen ernsteren Gepräges) dargeboten. Diese sachorientierten Inhalte bringen dementsprechend eine höhere Anzahl von Nominalphrasen hervor.

Als zu vergleichendes Medium wurde die bekannteste und gleichzeitig die meistgelesene Boulevardzeitung im deutschen Sprachraum gewählt – die *Bild*. In der Bild-Zeitung kommen außer den *harten Nachrichten* zugleich die sog. weichen Nachrichten vor (diese dienen hauptsächlich zur Unterhaltung). Die anfängliche Hypothese hat darauf beruht, dass sich diese Zeitung eher dem breiten Leserpublikum annähern möchte und den für die Öffentlichkeit verständlicheren Verbalstil vorziehen würde. Die festgestellten Ergebnisse der Analyse haben daraufhin die am Anfang formulierte Hypothese erstaunlicherweise widerlegt (s. unten).

Die von den oben beschriebenen Zeitungen dargebotenen Kurznachrichten mussten der Voraussetzung entsprechen, einen Satz zu enthalten, wo mindestens eine Nominalphrase anzutreffen war. Die vorgefundenen Nominalphrasen wurden dann anhand von Verben denominalisiert. Anschließend ging es um die Bestimmung der syntaktischen und semantischen Rolle der Nebensätze, die bei der Überführung der Nominalphrasen in den Verbalstil entstanden sind. Zugleich wurden die einzelnen Sätze der statistischen Untersuchung unterzogen, wobei verschiedene Aspekte in Betracht gezogen worden sind. In dieser Hinsicht spielen die Syntax und die Semantik eine wichtige Rolle.

Die Grundlage der Analyse haben jeweils 50 Kurznachrichten gebildet, die unterschiedliche Zahl von Nominalphrasen enthalten haben. Die genauen Zahlen sind aus der folgenden Tabelle ersichtlich.

Gesamtzahl der Kurznachrichten	50 SZ + 50 Bild
Gesamtzahl der analysierten Sätze	158
Gesamtzahl der Nominalphrasen	168

3. Zum Problem der Klassifizierung der Nebensätze

In verschiedenen verfügbaren Grammatiken der deutschen Sprache werden verschiedene Kriterien zur Klassifizierung der Nebensätze benutzt, angefangen von Engel, der sich auf die Valenz der Verben und die daraus resultierenden Dependenzen konzentriert und über Ergänzungen und Angaben spricht, bis zu der Duden-Grammatik (Aufl. 2005), die außer der traditionellen syntaktischen Klassifizierung auch den semantischen Aspekt einbezogen hat.

Im Rahmen der traditionellen syntaktischen Gliederung der Nebensätze unterscheiden die meisten Grammatiken vier Grundtypen: Subjektsätze, Objektsätze, Adverbialsätze und Attributsätze. Diese traditionelle Klassifizierung hat in der durchgeführten Analyse Anwendung gefunden.

Das Problem entsteht bei dem Bestreben nach der präzisen Beschreibung der Nebensätze in semantischer Hinsicht, denn die meisten Grammatiken führen nur die semantischen Subklassen der reichhaltigen Gruppe der Adverbialsätze. Hier wird von der neusten Auflage der Duden-Grammatik ausgegangen, die drei folgende Typen voneinander unterscheidet: Inhaltssätze (mit zwei Untergruppen – interrogative und neutrale Inhaltssätze z.B. Objektsätze mit *dass*), Verhältnissätze (einschließlich vieler Subklassen der Adverbialsätze z.B. Konzessivsätze mit *obwohl*) und Relativsätze (meistens aber nicht ausschließlich verschiedene Attributsätze).

4. Ergebnisse der Analyse unter syntaktisch-semantischem Aspekt

Das Ziel der syntaktisch-semantischen Analyse war es, die Häufigkeit der einzelnen Typen der Nebensätze zu erfassen, die bei der Überführung der Nominalphrasen in den Verbalstil entstehen können und gleichzeitig die etwaigen formalen und semantischen Kennzeichen festzustellen. Die Ergebnisse der vorgenommenen Analyse sind aus der folgenden Tabelle ersichtlich.

Semantischer Aspekt	**SZ**	**%**	**BILD**	**%**
Inhaltssätze	20	22	25	34
Neutraler IS	18	20	19	25
Interrogativer IS	2	2	7	9
Verhältnissätze	41	45	29	38
Relativsätze	30	33	22	29
Gesamtzahl	**91**	**100**	**77**	**100**

Die Tabelle zeigt, dass in dem untersuchten Gesamtmaterial in der Süddeutschen Zeitung deutlich die Nominalphrasen überwiegen, die durch Verhältnissätze, die Adverbialsätze sind, umschrieben werden können.

Dieser Aspekt bildet einen Unterschied in Bezug auf die Bild-Zeitung, wo die Adverbialsätze weniger Prozent der Gesamtzahl darstellen - 45%-SZ gegenüber 38 %-Bild.

4.1. Verhältnissätze

Die Verhältnissätze, die vom syntaktischen Gesichtspunkt her Adverbialsätze sind, weisen eine umfangreiche Menge von semantischen Untergruppen auf. In der vorliegenden Tabelle ist es zu sehen, inwiefern die einzelnen semantischen Unterarten im untersuchten Material vertreten sind. Am häufigsten kommen die Nominalphrasen vor, die verschiedene temporale Nebensätze vertreten. Bis zu 49% stellen die semantischen

Untergruppen: Gleichzeitigkeit, Vorzeitigkeit und Nachzeitigkeit dar. Das ist im Vergleich mit der Bild-Zeitung auch der Fall- 58%.

Verhältnissätze	SZ		**Verhältnissätze**	BILD	
Temporalsätze			Temporalsätze		
- Vorzeitigkeit	2	5%	- Vorzeitigkeit	0	0%
- Gleichzeitigkeit	9	22%	- Gleichzeitigkeit	14	48%
- Nachzeitigkeit	9	22%	- Nachzeitigkeit	3	10%
Konditionalsätze	0	0%	Konditionalsätze	0	0%
Kausalsätze	11	27%	Kausalsätze	3	10%
Konsekutivsätze	1	2%	Konsekutivsätze	0	0%
Modalsätze	4	10%	Modalsätze	2	7%
Finalsätze	3	7%	Finalsätze	5	17%
Adversativsätze	0	0%	Adversativsätze	0	0%
Konzessivsätze	2	5%	Konzessivsätze	1	3%
Vergleichssätze	0	0%	Vergleichssätze	1	3%
Gesamtzahl	**41**	**100%**	**Gesamtzahl**	**29**	**100%**

Es folgt ein Beispiel, das von der Süddeutschen Zeitung exzerpiert wurde. Gegebenenfalls nimmt die Nominalphrase die Rolle eines temporalen Verhältnissatzes ein, der auf das vorzeitige Geschehen hinweist.

> ***Vor Beginn*** *hatte der Club klare Spielregeln vorgegeben, darunter die Anweisung, weiche Kissen einzusetzen und nur Leute zu schlagen, die ebenfalls mit Kissen bewaffnet sind.* (SZ, 09/03/2005, Kissenschlacht in Israel, Nr. 56, S.10)

	NOMINALSTIL	VERBALSTIL
Syntaktisch-semantische Klassifizierung des NS	**Präposition / Nominalgruppe**	**Konjunktion im NS**
Adverbialsatz Verhältnissatz Temporalsatz Vorzeitigkeit	*vor Beginn*	***Bevor*** *sie*[2] ***begann*** *hatte der Club klare Spielregeln vorgegeben, darunter die Anweisung* (…)

Die Nachrichten haben meistenteils einen informativen Charakter, wobei oft als Input die Folgen (z.B. eines Unglücks) – d.h. was ist passiert – genannt werden. Die kausalen Nominalphrasen, die auf die Ursachen zurückführen, kommen ziemlich oft zum Vorschein – in dem der Analyse unterzogenen Material öfter bei der Süddeutschen Zeitung.

> *Berlin (SZ) – Die Einführung der Lkw-Maut auf deutschen Autobahnen wird* ***wegen Bedenken*** *an der technischen Machbarkeit um zwei Monate verschoben. (SZ, 01/08/2003, Start der Lkw-Maut erst im November, Nr. 175, S. 1)*

[2] Im Nominalstil werden oft die aus dem Kontext ableitbaren nachgestellten Attribute weggelassen. So steht hier das nominale Syntagma *vor Beginn* ohne das Attribut *der Veranstaltung*, was auf die vorgängigen Sätze der Nachricht zurückführt. Im Verbalstil steht im Nebensatz das Personalpronomen *sie* als Subjekt, das auf *die Veranstaltung* hindeutet. Solche Ellipsen erfordern mitunter Vorkenntnisse der vollzogenen Handlung.

	NOMINALSTIL	VERBALSTIL
Syntaktisch-semantische Klassifizierung des NS	**Präposition / Nominalgruppe**	**Konjunktion im NS**
Adverbialsatz Verhältnissatz Kausalsatz	*wegen Bedenken*	***Weil*** *an der technischen Machbarkeit* ***gezweifelt wird***[3]*, wird die Ein-, führung der Lkw-Maut auf deutschen Autobahnen um zwei Monate verschoben.*

4.2. Relativsätze

Zwischen dem Hauptsatz und dem Nebensatz entsteht bei den Relativsätzen eine semantische Relation zwischen einem oder mehreren Satzgliedteilen und dem darauf folgenden Nebensatz.

Bei der Süddeutschen Zeitung handelt es sich um die zweite wichtigste Gruppe bezüglich der anderen semantischen Untergruppen: 33% von allen Nominalphrasen. Bei der Bild-Zeitung nehmen solche Nominalphrasen 29% der Gesamtmenge ein. Von den Relativsätzen kommen vornehmlich verschiedene Attributsätze zum Vorschein.

Die Informationsverdichtung kann durch partizipiale Konstruktionen erfolgen, was im folgenden Beispiel zu sehen ist. Partizipien sind nominale Formen von Verben, diese Konstruktionen werden daher auch zu den nominalisierenden Konstruktionen gezählt. Partizipiale Konstruktionen sind ein effektives Mittel der Kondensierung der Informationen, die nicht als stilistisch ungeeignet angesehen werden. In den Kurznachrichten erscheinen nur einfache partizipiale Konstruktionen. In der Fachsprache können jedoch sehr lange und schwer verständliche komplexe Konstruktionen auftauchen.

Im Rahmen der Attributsätze können wir noch zwei formal unterschiedliche Gruppen differenzieren, wobei der formale Unterschied durch verschiedene Formen der Nominalphrase bestimmt ist. Die eine Gruppe wird durch verschiedene partizipiale Konstruktionen gebildet, es handelt sich um solche Konstruktionen, die anhand von Partizip I oder II gebildet werden[4].

> *Grünen-Bundesgeschäftsführerin Steffi Lemke aus Dessau mahnt zwar: „Der Osten hat besondere Probleme, z.B. die* ***flächendeckende Massenarbeitslosigkeit****, und braucht deshalb besondere Förderung."* (BILD, 06/01/2006, Ost-Politiker - Soli auch für den Westen! http://www.bild.t-online.de/BTO/index.html)

	NOMINALSTIL	VERBALSTIL
Syntaktisch-semantische Klassifizierung des NS	**Präposition / Nominalgruppe**	**Konjunktion im NS**
Attributsatz Relativsatz	*die flächendeckende Massen-arbeitslosigkeit*	*(...), z.B. die Massenarbeitslosig-*

[3] In diesem Fall muss die kausale Nominalgruppe *wegen Bedenken* mit einem dieser Gruppe semantisch am nächsten stehenden Verb in einen kausalen Konjunktionalsatz überführt werden, nämlich mit *an etw./jm zweifeln* bzw. *etw./jn bezweifeln*. Das anscheinend nahe liegende Verb *etw. bedenken* entspricht einer anderen semantischen Bedeutung: sich etwas überlegen, über etw. nachdenken

[4] Bei der Bezeichnung Partizip I bzw. II wird von der traditionellen Terminologie ausgegangen. Als Partizip I wird hier das Partizip Präsens gemeint z.B. *alleinstehend*, als Partizip II soll das Partizip Perfekt verstanden werden: z.B. *gekocht*.

keit, ***die*** *ganze*[5]
Flächen ***deckt****.*

Die zweite Gruppe bestimmt den von der Nominalphrase abgeleiteten Nebensatz nach dessen syntaktischer Funktion als Vertreter verschiedener Attribute zum Nomen, Pronomen bzw. zu anderen Wortarten. Die Nominalphrase hat in diesem Fall nicht die Form von partizipialen Konstruktionen. Die Nominalphrasen, die nicht die partizipiale Form haben, können mitunter mit verschiedenen Präpositionen auftreten.

Im Krankenhaus von Van würden gegenwärtig insgesamt zehn Patienten ***mit Verdacht auf*** *Vogelgrippe behandelt, berichtete der Nachrichtensender CNN-Türk.* (BILD, 05/01/2006, Vogelgrippe: 2 türkische Kinder tot, http://www.bild.t-online.de/BTO/index.html)

	NOMINALSTIL	VERBALSTIL
Syntaktisch-semantische Klassifizierung des NS	**Präposition / Nominalgruppe**	**Konjunktion im NS**
Attributsatz	*mit Verdacht*	(…) *würden gegenwärtig insgesamt zehn Patienten behandelt,* ***die*** *der Vogelgrippe* ***verdächtig sind***[6].

Die die partizipialen (52%) und nichtpartizipialen (48%) Attributsätze vertretenden Nominalphrasen stimmen hinsichtlich ihrer Häufigkeit in beiden Zeitungen überein.

4.3. Inhaltssätze

Im Rahmen der Inhaltssätze unterscheidet man zwei Untergruppen. Die eine wird durch die so genannten neutralen Inhaltssätze repräsentiert.

Subjekt- und vor allem Objektsätze gehören zu einem der am häufigsten vorkommenden Typen der Inhaltssätze. Die Gruppe der neutralen Inhaltssätze unterscheidet sich von der Gruppe der Interrogativsätze vor allem dadurch, dass der Nebensatz nicht die Rolle eines Fragesatzes übernimmt.

Neutrale Inhaltssätze sind bei den untersuchten Zeitungen in den jeweils 50 Kurznachrichten folgendermaßen vertreten: 20%-SZ gegenüber 25%-BILD.

Bei der Bild-Zeitung ist eine höhere Anzahl von Objektsätzen zu sehen. Es könnte damit zusammenhängen, dass die oft nicht allzu komplizierten Inhalte, die in der Bild-Zeitung dargeboten werden, im Verbalstil anhand eines einfacheren Objektsatzes auszudrücken sind.

Wien (SZ) – In Österreich haben sich drei Monate nach der vorgezogenen Parlamentswahl die konservative Volkspartei (ÖVP) und die rechtspopulistische Freiheitliche Partei (FPÖ) ***auf der Fortsetzung*** *ihrer Regierungskoalition* ***geeinigt****.* (SZ, 01/03/2003, Österreich hat eine neue Regierung, Nr. 50, S. 1)

[5] Wenn die nominalen Blöcke in Nebensätze umformuliert werden, können auch zur Verstärkung der Aussage Attribute benutzt werden.

[6] Auch hier bietet sich wie in vielen Fällen die Möglichkeit an, die präpositionale Nominalgruppe mit einem kausalen Nebensatz zu umschreiben: (…), *weil* sie der Vogelgrippe verdächtigt wurden bzw. würden.

	NOMINALSTIL	VERBALSTIL
Syntaktisch-semantische Klassifizierung des NS	**Präposition / Nominalgruppe**	**Konjunktion im NS**
Objektsatz (PO)[7]	*sich auf der Fortsetzung einigen*	*(...) Partei (FPÖ) darauf geeinigt,* ***dass*** *sie ihre Regierungs-koalition* ***fortsetzen werden****.*[8]

In beiden Zeitungen kommen am häufigsten die Nominalphrasen vor, welche die Präpositionalobjektsätze vertreten.

4.3.1. Interrogative Inhaltssätze:

Erst Mitte des Jahres will er ***über die Fortsetzung*** *seiner Karriere* ***entscheiden****.* (BILD, 07/01/2006, Vertrags-Poker mit Ferrari, http://www.bild.t-online.de/BTO/index.html)

	NOMINALSTIL	VERBALSTIL
Syntaktisch-semantische Klassifizierung des NS	**Präposition / Nominalgruppe**	**Konjunktion im NS**
Objektsatz Inhaltssatz Interrogativsatz	*über die Fortsetzung entscheiden*	*Erst Mitte des Jahres will er* ***darüber*** *entscheiden,* ***ob*** *er seine Karriere* ***fortsetzen wird****.*

Manche Nominalphrasen, welche die Attributsätze vertreten, können im Verbalstil mitunter anhand eines Interrogativsatzes ausgedrückt werden. Sie gehören der Gruppe der nicht relativen Attributsätze an.

Die Ursache ***für den*** *tödlichen* ***Einsturz*** *der Eislaufhalle wird nach Einschätzung der Staatsanwaltschaft frühestens in einigen Wochen klar sein.* (SZ, 05/01/2006, Bad Reichenhall, http://www.sueddeutsche.de)

	NOMINALSTIL	VERBALSTIL
Syntaktisch-semantische Klassifizierung des NS	**Präposition / Nominalgruppe**	**Konjunktion im NS**
Attributsatz Nicht relativer AS	*für den tödlichen Einsturz*	*Die Ursache,* ***warum*** *die Eislaufhalle* ***eingestürzt ist****, wird (...)*

5. Zusammenfassung

Von insgesamt 168 Nominalphrasen hat die SZ einen Anteil von 54% gegenüber 46% in der Bild-Zeitung. Der Unterschied beträgt also 8 Prozentpunkte. Die Tendenz zur sprachlichen Ökonomie und zur Informationsverdichtung ist in beiden Zeitungen zu

[7] PO- Präpositionalobjektsatz

[8] Korrelate in Hauptsätzen sind in vielen Fällen fakultativ. Ob ein Korrelat im Hauptsatz erscheint oder nicht, ist durch die Valenz des Verbs bedingt.

beobachten. Der Hauptgrund für die ziemlich hohe Anzahl von Nominalphrasen bei der Bild-Zeitung hängt mit den eigentlichen Kennzeichen der Kurznachrichten zusammen. In verschiedenen Kurznachrichten müssen dem Leser die Informationen möglichst konzentriert und knapp vorgelegt werden.

Bei der Süddeutschen Zeitung wird im Allgemeinen mehr über abstrakte Begriffe geschrieben, daraus folgt, dass zugleich mehr nominalisiert wird und dementsprechend mehr Nominalphrasen erscheinen.

Was die einzelnen semantischen Kategorien bei beiden Zeitungen anbelangt, wurden bis auf die größere Anzahl der Inhaltssätze bei der Bild-Zeitung im untersuchten Material keine markanten Kontraste zwischen der Süddeutschen Zeitung und der Bild-Zeitung gefunden. Die semantischen Untergruppen sind prozentuell fast gleich vertreten, es liegt also auf der Hand, dass gleiche oder sehr ähnliche semantische Typen in der Pressesprache zum Vorschein kommen.

Es sollte noch ein Aspekt angesprochen werden und zwar, dass die Zeitungen die Informationen oft von den Nachrichtenagenturen (z.B. die DPA, Reuters) samt ihrer sprachlichen Form übernehmen. Diese Nachrichtenagenturen übermitteln die Informationen auf knappe Art und Weise, dies könnte der Grund dafür sein, warum auch bei der Bild-Zeitung eine ziemlich hohe Anzahl von Nominalphrasen gefunden wurde.

Literaturverzeichnis:

BUSSMANN, Hadumod (2002): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 3. Aufl. Stuttgart.

CONRAD, Rudi (1985): *Lexikon sprachwissenschaftlicher Termini*. 1. Aufl. Leipzig.

DUDENREDAKTION (2005): *Duden*. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 7. Aufl. Band 4. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.

EGGERS, Hans. Wendungen im deutschen Satzbau. In: *Gesellschaft für deutsche Sprache* e. V. (1983): Muttersprache 93, S. 131-141.

ERBEN, Johannes (1972): *Deutsche Grammatik*. Ein Abriss. 11., völlig neubearb. Aufl. München.

MÖSLEIN, Kurt. Einige Entwicklungstendenzen in der Syntax der wissenschaftstechnischen Literatur seit dem Ende des 18.Jh. In: FLEISCHER, Wolfgang/SCHIEB, Gabriele (1974): *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*. Band 94. Halle.

MOSTÝN, Martin (2006): *Nominalstil als Mittel der Informationsverdichtung*. Ersatz der Nebensätze durch Nominalphrasen in Kurznachrichten. (Diplomarbeit, Universität Ostrava).

SEIFERT, Jan (2004) *Funktionsverbgefüge in der deutschen Gesetzsprache*. Monographien der germanistischen Linguistik. Band 15. 1.Aufl. Hildesheim, Zürich, New York.

ULLMER-EHRICH, Veronika (1976): *Zur Syntax und Semantik von Substantivierungen im Deutschen*. 1. Aufl. Kronberg.

Internetquellen:

http://de.geocities.com/norasethk/tdlv_nominalstil.pdf

http://www.wikipedia.de

Österreichisches in österreichischer Gegenwartsliteratur? Eine sprachliche Analyse am Beispiel von Marlene Streeruwitz

Silvia NEUMAYER-EL BAKRI

Deutschsprachige Literatur wird in unterschiedliche regionale Richtungen, besonders in staatsgebundene Literaturen kategorisiert. Dabei werden deutsche, speziell auch DDR-AutorInnen den österreichischen und auch den SchriftstellerInnen aus der Schweiz gegenübergestellt (vgl. Wiesinger 2000: 1). Auf linguistische Kriterien in den literarischen Werken wird bei dieser Kategorisierung kaum eingegangen, was Wiesinger auf die große Distanz der beiden Teilbereiche Sprach- und Literaturwissenschaft zurückführt.

Der Artikel soll am Beispiel der Autorin Marlene Streeruwitz untersuchen, ob ihre Werke als spezifisch österreichische Literatur nach linguistischen Kriterien zu identifizieren sind. Dabei soll aufgezeigt werden, dass alle sprachlichen Ebenen österreichische Varianten der nationalen Varietäten des Deutschen aufweisen.

1. Marlene Streeruwitz

Marlene Streeruwitz wurde am 28. Juni 1950 in Baden/Niederösterreich geboren, studierte Slawistik und Kunstgeschichte in Wien und begann ihre schriftstellerische Tätigkeit bei der Öko-Zeitschrift *„Natur ums Dorf“*. Erste literarische Erfolge zeichneten sich ab dem Jahr 1986 ab. Heute arbeitet sie als freie Schriftstellerin und Regisseurin in Wien und Berlin. Marlene Streeruwitz hat zahlreiche Preise und Auszeichnungen für ihre Tätigkeit als Autorin erhalten.

Marlene Streeruwitz verfasste Hörspiele für den SWR, WDR, Radio Bremen und den ORF. Seit 1992 werden ihre Theaterstücke an wichtigen Bühnen gespielt, ihr erster Roman „*Verführungen*“ wurde 1996 veröffentlicht.

Die folgende sprachliche Analyse konzentriert sich ausschließlich auf ihren 1996 erschienenen Erstlingsroman „*Verführungen*“.

Die angegebenen österreichischen Orte und Milieus werden im Folgenden durch Angabe der Seitenzahl im jeweiligen Werk gekennzeichnet. Die in zusätzlichen Klammern notierten Angaben geben die Häufigkeit des Wortes auf der bezeichneten Seite und die Verwendung des Wortes als Kompositum an. Die mit einem Asteriskus gekennzeichneten Vermerke wurden in direkter Rede gebraucht. Diese Markierung wird im gesamten Artikel beibehalten.

2. Lokalisierung

Der Roman beschreibt einige Monate aus dem Leben der alleinerziehenden Helene Gebhardt, deren Ehemann Georg, ein Hochschuldozent für Mathematik, sie mit seiner Sekretärin betrogen hat. Helene wohnt mit ihren beiden Töchtern weiterhin im gemeinsamen Haushalt mit der Schwiegermutter und versucht sich mit ihrem Job in einer PR-Agentur durchzuschlagen, denn Georg weigert sich Unterhalt für die beiden Kinder zu bezahlen. Helene hetzt durch ihr Leben, das sich zwischen Kindern, Küche, Büro und einem unzuverlässigen Liebhaber, einem Schweden namens Henryk, abspielt. Die Schwiegermutter steht immer noch zwischen Helene und Georg und das Zusammenleben gestaltet sich schwierig.

Von Zeit zu Zeit muss Helene mitten in der Nacht ihrer leicht neurotischen Freundin Püppi zu Hilfe kommen und ihr bei ihren Katastrophen beistehen. Gegen Ende des Romans erfährt Helene zufällig, dass Püppi mit ihrem Mann Gregor ein Verhältnis hat.

Entscheidend bei der Untersuchung österreichspezifischer Inhalte sind die Schauplätze und die unterschiedlichen Milieus, in denen die Autorin ihre Figuren agieren lässt. Hier handelt es sich durchwegs um reale Schauplätze und stereotype Milieus aus Österreich, mit denen sich das österreichische Publikum identifizieren kann.

Der Hauptschauplatz des Romans ist in Wien lokalisiert, er nennt authentische Orte in Wien und Umgebung. Helene wohnt im 19. Bezirk. „*Püppi wohnte in der Karolinengasse. Im 4. Bezirk. Beim Belvedere. Helene fuhr über den Franz Josephs-Kai und den Ring zur Prinz Eugen Straße.*“ (7) Zahlreiche für die Stadt berühmte Kaffeehäuser werden besucht, wie das *Café Prückl* (15, 99, 233, 255), das *Café Sacher* (26, 29, 31, 37, 64(2), 100, 101, 138, 139(3), 206, 209), das *Café Museum* (48, 52), das *Café Landtmann* (89, 239, 240(3)), das *Café Hawelka* (97), das *Café Alt Wien* (107, 108, 278, 279(4), 280, 282), das *Café Stadtpark* (151) und das *Café Bräuner Hof* (256, 258, 267).

Restaurants wie die *3 Husaren* (32, 33), die *3 Hacken* (35), das *Santo Spirito* (36), das *Dommayer* (89, 286) und das *Steirerbeisl* (291) sind wichtige Schauplätze des Romans.

Sehenswürdigkeiten und bekannte Plätze werden genannt, wie das *Riesenrad* (17), der *Stephansplatz* (28), das *Hotel Elisabeth in der Weihburggassse* (31, 32), die *Kärntner Straße* (31, 36), der *Karlsplatz* (53), das *Russendenkmal* (53(2), 55) am *Schwarzenbergplatz* (53(2), 55, 151, 222), *Schönbrunn* (60, 89), der *Jesuitenplatz* (110), das *Belvedere* (141(2), 142, 146), der *Stadtpark* (151, 190, 194, 206), das *Franz Josephs Spital* (194, 228), der *Franz Josephs Bahnhof* (214, 295), der *Schwedenplatz* (239, 240), der Rathauspark (241) und das *Burgtheater* (241).

Helene unternimmt Ausflüge ins *Helenental* (36, 37), nach *Baden* (36), in den *Wienerwald* (36, 169(2), 170), zur *Ruine Merkenstein* (37(2)), über die *Nordbrücke* Richtung *Stockerau* in die *Auwälder* (49), in den *Türkenschanzpark* (57, 200, 236), zur *Burg Kreuzenstein* (104), zum *Schloß Schönborn* (114), ins *Burgenland* nach *Eisenstadt* (178), zum *Neusiedler See* (178), auf den *Kahlenberg* (188), durch *Sievering* zum *Cobenzl* (223), ins *Klosterneuburger Bad an der Donau* (262), ins *Strandbad an der Alten Donau* (262, 268, 278), ins *Schafbergbad* (262) und nach *Bad Vöslau* (262).

3. Personencharakteristik durch Sprechstile

Die Autorin unterscheidet zwischen erzählendem Teil und Gesprächsteil durch ihre Sprachwahl. Der Gesprächsteil der „*Verführungen*“ ist in erster Linie von derben und obszönen Sprüchen rund um den Freundeskreis von Püppi charakterisiert. Dabei wird das Präteritum, das im erzählenden Teil vorherrschend ist, vom typisch süddeutsch-österreichischem Perfekt abgelöst, auch Artikel werden nun vor Personennamen gesetzt. Umgangssprache und regionale Besonderheiten treten in der direkten Rede auf.

> *„Das ist die Wahnsinnige aus Salzburg“, sagte Püppi. „Es ist wegen dem Jack.“ „Die Sophie“, fragte Helene. „Ja. Die Durchgedrehte.“ […] „Aber. Der Alex. Ist der Alex nicht da. Ist er nicht mehr da?“ […] „Geht's scheiß'n mit dem Alexander. Verbrunzt's Euch. Er soll abhaun. Endlich. Verscheißt's Euch doch alle…“* (9)

Auffallend sind hier besonders die Ellisionen des unbetonten *-e-* und die Kontraktionen. Die Präposition *wegen* wird mit dem Dativ gebraucht.

> *„Gusch. Katzi“, sagte er. Ruhig. Freundlich. „Halt's zsamm. Oder du erlebst was. Wenn i wieda da bin.“* (10)

Die Gesprächsteile sind dialektal gefärbt und weisen ein für Wien charakteristisches Vokabular auf. Die Freunde von Püppi werden als unangenehme Zeitgenossen dargestellt, die sich sprachlich eindeutig vom Bekanntenkreis Helenes unterscheiden.

> *Sagte in breitem Wienerisch, „Herst. Dich sollt ma nehmen. Un dir a Nacht lang zeigen, was a Dreck is. Damitst waßt, was des Leben is.“ Er lächelte Helene freundlich an. „Gö hast imma alles vom Papa.“ […] „Na. Was is?“* (109)

Die stark dialektal gefärbte direkte Rede unterscheidet sich vom erzählenden Teil, der hochsprachlich ausgerichtet ist.

4. Sprachanalyse

4.1. Formengebrauch

Im Bereich des Genus zeigen vor allem Fremdwörter, aber auch einzelne Erbwörter im österreichischen Deutsch Unterschiede (vgl. Wiesinger 2001, 485). Im Roman treffen wir auf *ein Coca-Cola* (23) und *ein Cola* (23, 272, 274*) das Binnendeutsch ein Femininum ist. *Der Schranken* (49 (Bahn-, 1)) im österreichischen Deutsch wird in Deutschland *die Schranke* genannt. *Das Sakko* (93(Tweed-), 94(Tweed-), 218, 231, 238(1, -s)) ist in Deutschland und der Schweiz meist Maskulinum mit Betonung auf der letzten Silbe (vgl. Ebner 1998: 270). *Das Tunnel* (102) wird auch in Süddeutschland und der Schweiz gebraucht und steht dem Maskulinum *der Tunnel* gegenüber.

Bei der Pluralbildung wird im Österreichischen gerne umgelautet wie z.B. *die Pölster* (22, 56, 69, 75, (155(1, -n)). Plurale nach *–l* in Neutra werden in Austriazismen häufig auch geschrieben (vgl. Wiesinger 2001: 486), so *Essiggurkerln* (86), *Schinkenfleckerln* (151), 152(3) und *Wachauerlaberln* (161).

4.2. Wortbildung

Diminutivbildungen werden dialektal und umgangssprachlich auf zweifache Weise gebildet, in dem in Ost- und Südösterreich meist zum Ausdruck des Kleinen *–(e)l* und mit persönlich-emotionalem Bezug *–erl* verwendet wird (vgl. Wiesinger 2001: 486) im

Gegensatz zu formalen Diminuierungen ohne semantischen Verkleinerungsbezug wie *Essiggurkerln* (86), *Schinkenfleckerln* (151), 152(3), das *Marterl* (292), *die Würstel* (275 (–stand2), 276 (–stand) und das *Butterkipferl* (242), die in dem Roman Erwähnung finden.

4.3. Wortschatz

Das Wortschatzverzeichnis ist alphabetisch gegliedert und umfasst die spezifisch österreichischen Ausdrücke, die Marlene Streeruwitz in ihrem Roman gebraucht. Die aufgelisteten Lexeme werden auf Grund von der in Folge angegebenen Sekundärliteratur belegt, erklärt und deren binnendeutsche und in der Schweiz übliche Varianten genannt. Es handelt sich hierbei um die fettgedruckten Ausdrücke, die durch Auflistung dazugehöriger Seitenabgaben ergänzt werden. Die zusätzlichen Vermerke in den Klammern geben die Quantität des Lexems auf dieser Seite des Romans an und/oder mögliche Wortkombinationen. Die mit einem Asteriskus verzeichneten Ausdrücke wurden der direkten Rede entnommen.

Die Untersuchungen wurden anhand von den folgenden verschiedenen Sekundärmaterialien durchgeführt:

Ammon= Ammon, Ulrich (1995) Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York, S. 117-227.

Duden= Duden (199-95) Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. in zehn Bänden. 3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim.

Ebner= Ebner, Jakob (1980) Duden. Wie sagt man in Österreich? Wörterbuch der österreichischen Besonderheiten. Mannheim.

Kretschmer= Kretschmer, Paul (1969) Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. 2., durchgesehene und ergänzte Auflage. Göttingen.

ÖWB= Österreichisches Wörterbuch (2003) Hg. im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur. 39. Auflage. Wien.

Rizzo-Baur= Rizzo-Baur, Hildegard (1962) Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in Österreich und in Südtirol. Mannheim.

Ziller= Ziller, Leopold (1979) Was nicht im Duden steht. Ein Salzburger Mundart-Wörterbuch. Salzburg.

Auslage 32(-n), 245(1, -n), 251

Rizzo-Baur nennt die binnendeutsche Variante *Schaufenster* im Gegensatz zur österreichischen *Auslage.* (vgl. S. 24). Bei Ebner findet sich die Verzeichnung mit dem Zusatz ‚auch süddeutsch'. Vgl. ÖWB. Vgl. auch Kretschmer S. 403.

Bub 30(-en), 105(-en)

Laut Duden wird das Lexem als ‚süddeutsch', ‚österreichisch' und ‚schweizerisch' angegeben. Ammon gibt hier binnendeutsch *Junge* an, während er für die Schweiz und Süddeutschland die ebenfalls österreichische Variante *Bub* vermerkt (vgl. S. 169). Rizzo-Baur gibt anstelle des binnendeutschen Begriffs für Fünf- bis Fünfzehnjährige *Junge* für Österreich *Bub* an. Die Verwendung von *Knabe* erklärt sie als gehobene Sprache und wird bei offiziellen Bezeichnungen verwendet. Die Bezeichnung *Bursch* hingegen wird für den jungen Mann verwendet (vgl. S. 20). Weiters vermerkt sie, dass der *Bub* auch Gemeingut Süddeutschlands ist (vgl. S. 114). Wiesinger geht hier mit Rizzo-Baur konform und verzeichnet *Bub* unter oberdeutschem Wortschatz, den Österreich mit Süddeutschland und der Schweiz gemein hat (Wiesinger 2001: 487). Ebner verzeichnet das Lexem als ‚auch süddeutsch' und ‚schweizerisch'. Vgl. ÖWB. Vgl. auch Kretschmer S. 244-245.

drinnen 126, 182, 285

Ammon führt die österreichische Variante *drinnen* im Gegensatz zur schweizerischen und binnendeutschen *drin* an (vgl. S. 170). Ebner verzeichnet das Lexem als die österreichische Variante für das in Deutschland übliche *drin* in der Bedeutung <darin>. Vgl. ÖWB.

Fauteuil 56(-s), 253

Bei Ammon wird neben der österreichischen Variante binnendeutsch und schweizerisch *Sessel* angegeben, der wiederum in Österreich eine ganz andere Bedeutung hat (vgl. S. 161). Rizzo-Baur verweist auf eine Entlehnung aus dem Französischen (vgl. S. 73). Das Lexem wird im Duden als besonders österreichisch, sonst veraltend geführt. Vgl. ÖWB.

Fetzen 47

Bei Ammon wird das Lexem lediglich in der Verbindung als Reibfetzen genannt, der der binnendeutschen und schweizerischen Variante Putztuch, den lediglich in Deutschland gebräuchlichen Lexemen Putzlappen, Scheuerlappen und Scheuertuch und des für die Schweiz angeführten Ausdruckes Putzlumpen steht (vgl. S. 160). Vgl. Ebner. Vgl. auch Ziller S. 62. Vgl. ÖWB.

Fleischhauer 78

Das Lexem gilt im ÖWB als ‚ostösterreichisch'. Laut Ammon sind *Fleischhauer* und *Fleischhacker* ostostösterreichisch, aber *Fleischer* und *Metzger* westösterreichisch. Für das Binnendeutsche und das Schweizerische gilt *Metzger*, binnendeutsch auch *Fleischer* und norddeutsch *Schlachter* (vgl. S. 166).
Dem wienerischen und ostösterreichischen *Fleischhauer* und *Fleischhacker* wird der westösterreichische *Metzger* gegenübergestellt. Im Salzburgerischen kommt es allerdings zu einer Vermischung der Verwendung beider Ausdrücke. *Metzger* gilt weiters in Tirol und Vorarlberg, was sich dann auch weiter auf Süd- und Westdeutschland ausbreitet. Das Lexem *Fleischhauer* wird im Duden lediglich als österreichisch markiert. Vgl. Rizzo-Baur S. 25. Vgl. auch Ebner.

Gang 8, 23, 24, 30, 32(-s), 41(2), 82(2), 83(3), 85, 105(-s), 175, 187, 195(2), 202(-s), 204, 218(ä-en), 231, 248(6), 249, 269, 271, 296

Kretschmer gibt das Lexem Gang als west- und süddeutsch an, während er für Nord- und Mitteldeutschland Flur vermerkt (vgl. S. 204-205). Vgl. ÖWB.

grantig 68

Das Adjektiv entstammt nach Rizzo-Baur der heimisch bairisch-österreichischen Mundart und der Umgangssprache (vgl. S. 114). Ebner verzeichnet das Adjektiv als ‚auch süddeutsch'. Ferner gilt es nach dem ÖWB als ‚umgangssprachlich'. Hier vermerkt der Duden ‚bayrisch, österreichisch umgangssprachlich'.

Hacke 27, 78(-stock)

Ammon führt gegenüber der österreichischen Variante Hacke binnendeutsch und schweizerisch *das Beil* an (vgl. S. 161). Die österreichische *Hacke* gilt laut Ebner als ‚auch bayrisch'. Vgl. ÖWB.

halt 16*, 98(2), 135

Das Lexem *halt* wird vor allem im mündlichen Gebrauch auch im süddeutschen Raum verwendet und findet die oberdeutsche Entsprechung *eben, wohl* nach Rizzo-Baur (vgl. S. 98). Ebner verzeichnet das Lexem als ‚auch süddeutsch und schweizerisch'. Der Duden vermerkt hier ‚besonders süddeutsch, österreichisch, schweizerisch'. Vgl. ÖWB.

Hocker 8

Ammon gibt die österreichischen Varianten *der Hocker* und *das Stockerl* an gegenüber binnendeutsch *der Hocker* und schweizerisch *das Taburett* (vgl. S. 161). Auch Rizzo-Baur nennt die Sitzgelegenheit ohne Lehne *Hocker* oder *Stockerl* (vgl. S. 32). Vgl. ÖWB

Jänner 28

Ammon nennt hier gegenüber der österreichischen Variante *Jänner* binnendeutsch und schweizerisch *Januar* (vgl. S. 170). Rizzo-Baur verweist weiter auf ein aus dem Lateinischen eingedeutschtes Lehnwort (vgl. S. 45). Im Duden wird das Lexem als ‚österreichisch, selten süddeutsch und schweizerisch' markiert. Vgl. auch Ebner. Vgl. ÖWB. Vgl. Kretschmer S. 241.

Jause 177*

Bei Ammon werden die beiden Varianten binnendeutsch *das zweite Frühstück* und schweizerisch *das/der Znüni* oder binnendeutsch und schweizerisch *das Kaffeetrinken,* schweizerisch *das/der Zvieri* und bayrisch *die Brotzeit* angegeben. In Österreich führt er für die erstgenannte Variante *Jause* oder *Gabelfrühstück* an und für die zweite die Lexeme *Jause* und *Marende,* das besonders für Tirol gilt (vgl. S. 158). Bei Rizzo-Baur wird das Lexem slowenischen Ursprungs angegeben und mit *Zwischenmahlzeit* und *Vesper* gleichgesetzt (vgl. S. 85). Auch Ebner verzeichnet die *Jause* und weist auf einen slawischen Ursprung des Lexems hin. Der Duden markiert das Lexem als ‚österreichisch'. Vgl. ÖWB. Vgl. auch Ziller S. 104.

Kaiserschmarrn 35, 107, 182

Die Bezeichnung *Kaiserschmarren* gilt bei Ebner als ‚heute auch weitgehend in Deutschland bekannt'. Der Duden verzeichnet das Lexem als ‚österreichisch, auch süddeutsch'. Vgl. ÖWB. Vgl. auch Rizzo-Baur S. 38.

Kasten 31, 35(-türen), 62(Bücher-), 63(2), 65, 93, 106, 169, 293, 294

Rizzo-Baur gibt die österreichische Variante *Kasten* im Gegensatz zur binnendeutschen *Schrank* an (vgl. S. 32). Nach Ebner wird das Lexem als ‚auch süddeutsch' und ‚schweizerisch' verzeichnet. Vgl. ÖWB.

Leintuch 22

Nach Ebner wird das Lexem als ‚auch schweizerisch' und ‚regional auch in Deutschland' markiert. Ferner gilt es nach dem Duden als ‚landschaftlich und schweizerisch'. Vgl. ÖWB.

Marille 100(-nmarmelade), 178(-nbaum), 256(Topfen-knödel), 257(-n, 2-nknödel)

Ammon gibt gegenüber der österreichischen Variante sowohl binnendeutsch als auch schweizerisch die Variante *Aprikose* an (vgl. S. 158). Ebner verweist auf den italienischen Ursprung des Lexems und vermerkt die in Deutschland übliche Variante *Aprikose.* Das Lexem wird laut Duden als ‚österreichisch, sonst landschaftlich' markiert. Vgl. ÖWB.

Maschen 140

Laut Rizzo-Baur zieht das österreichische Deutsch den Ausdruck *Masche* den Bezeichnungen *Schlinge* oder auch *Schleife* vor (vgl. S. 36). Ebner verzeichnet das Lexem als ‚auch schweizerisch'. Kretschmer gibt als Gebiet für das Lexem *Schleife* ganz Deutschland außer Bayern, bis in die Westschweiz an und vermerkt die Variante *Masche* in Bayern, Österreich und Teilen der Schweiz (vgl. S. 419). In dieser Bedeutung wird es auch vom Duden als ‚österreichisch und schweizerisch' markiert. Vgl. ÖWB.

Polster 12(2), 22(-berg), 67, 177(2 Nadel-), 181(Kopf-)

Bei Ammon werden die beiden österreichischen Varianten *Polster* und *Kissen* gegenüber binnendeutsch und schweizerisch *Kissen* angeführt (vgl. S. 161). Rizzo-Baur verweist auf die österreichische Verwendung von *Polster* hin, allerdings mit dem Hinweis auf veränderbares Geschlecht (sächlich und männlich) (vgl. S. 32). Weiters vermerkt sie eine Bedeutungsveränderung, da das Binnendeutsche eine ganz bestimmte Art von *Kissen* mit der Bezeichnung *Polster* meint (vgl. S. 98). Ebner verweist auf die in Deutschland übliche Bedeutung als *Möbelpolsterung.* In der Bedeutung von *Kissen* wird das Lexem im Duden als ‚österreichisch' angegeben. Vgl. ÖWB.

Rettung 19(1*, -swagen), 193(1, -szentrale), 194(1, -männer), 209(-sleute)

Bei Rizzo-Baur wird die volkstümliche Abkürzung von *Rettung* auf die Bezeichnung „freiwillige Rettungsgesellschaft" zurückgeführt, die danach zum städtischen „Rettungsdienst" abgewandelt wurde (vgl. S. 21). Auch im Duden wird das Lexem als ‚österreichisch' verzeichnet. Vgl. ÖWB. Vgl. auch Ebner.

Semmel 63(Extrawurst-, 1), 77(Wurst-n), 78(Wurst-n), 86(-n, Wurst-n), 87(2), 88(2), 137, 183(Schinken-n, Wurst-n), 242(Butter-), 272, 276

Ammon gibt die Variante ebenfalls als bayrisch an, allerdings binnendeutsch und schweizerisch *das Brötchen*, norddeutsch *das Rundstück* (vgl. S. 159). Ebner nennt das Lexem als ‚regional auch in Deutschland' und fügt die Variante *Brötchen* hinzu. Nach dem Duden gilt das Lexem als ‚besonders österreichisch, bayrisch'. Vgl. ÖWB.

Sessel 22, 56, 57(2), 82, 83(Büro-, -chen), 85(-chen), 110, 122, 130 (Büro-, 2), 131 (Chef-, 2), 132, 156(Büro-, Thonet-), 157(Büro-,1), 159, 161(Lese-, 1), 163, 165(2), 168(2), 173(-lehne), 187, 188, 195(2 Plastik-), 202(2), 207, 238, 294(-n)

Ammon gibt binnendeutsch und schweizerisch *Stuhl* an (vgl. S. 161). Auch Rizzo-Baur vermerkt, dass die binnendeutsche Bezeichnung eine bequemere Sitzgelegenheit vorsieht als der österreichische *Sessel*, was wiederum in Österreich dem *Fauteuil* entsprechen würde (vgl. S. 32). In der Bedeutung von *Stuhl* gilt das Lexem nach dem Duden als ‚österreichisch'. Vgl. ÖWB. Vgl. Kretschmer S. 509-510. Vgl. auch Ebner.

Spital 128, 194, 197, 228

Laut Ammon ist sowohl das Lexem *Spital* als auch die Variante *Krankenhaus* in Österreich in Verwendung gegenüber binnendeutsch *Krankenhaus* und schweizerisch *Spital* (vgl. S. 164). Ebner verzeichnet das Lexem als ‚auch schweizerisch' und ‚in Deutschland veraltet'. Das Lexem wird im Duden als ‚österreichisch, schweizerisch, sonst veraltet, noch landschaftlich' markiert. Vgl. auch Rizzo-Baur S. 66. Vgl. ÖWB.

Stiegen 7, 17 (-haus, 1), 59, 64, 66, 74(-steigen), 86, 142, 147, 191, 207, 229(-aufgang), 248(2, -aufgang), 255(2)

Ammon führt gegenüber der nationalen österreichischen Variante binnendeutsch und schweizerisch *Treppe* an (vgl. S. 161). Auch Rizzo-Baur verweist auf das von Österreich gemeinsam mit Süddeutschland bevorzugte Lexem *Stiege* (vgl. S. 31). Auch Ebner verzeichnet das Lexem als ‚auch süddeutsch' für das sonst in Deutschland übliche Lexem *Treppe.* Kretschmer vermerkt die nord- und mitteldeutsche *Treppe* im Gegensatz zur in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz gebräuchlichen Stiege (vgl. S. 537). Auch im Duden wird das Lexem als ‚süddeutsch und österreichisch' markiert. Vgl. ÖWB.

Trafik 268

Ammon verzeichnet die für Österreich gebräuchlichen Varianten *(Tabak)Trafik* und *Tabakladen,* während er für Deutschland und die Schweiz lediglich die Variante *Tabakladen* angibt (vgl. S. 167). Ebner verweist auf einen französischen Ursprung des Lexems. Rizzo-Baur meint den Ursprung im italienischen *traffico* für *Handel* zu sehen und verzeichnet das Lexem als ‚österreichisch'. Das Lexem wird im Duden als ‚österreichisch' markiert. Vgl. ÖWB.

Turn- 40(-lehrerin), 42(-stunden), 43(-faschistin), 113(-stunde)

Vgl. ÖWB. Im Binnendeutschen wird das Lexem *Sportlehrer* an Stelle des österreichischen *Turnlehrer* verwendet.

Volksschule 41

Ebner verzeichnet in Deutschland und der Schweiz früher die Bezeichnung *<allgemeine öffentliche Pflichtschule>*, heute finden sich die Ausdrücke *Grund-* und *Hauptschule.* In dieser Bedeutung gilt das Lexem auch nach dem Duden als ‚österreichisch'. Vgl. ÖWB.

4.4. Syntax

Das Überwiegen von Perfektformen im mündlichen Sprachgebrauch bzw. dessen Kennzeichnung in der literarischen Sprache wird vom oberdeutschen Präteritumschwund erklärt (vgl. Rusch 1988: 41), wie auch die oberdeutsche Weise bei einigen Zustands- und Bewegungsverben die Perfektbildung mit sein (vgl. Wiesinger 2001: 486). Beides ist im untersuchten Roman zu finden.

Beim Meinl auf der Gymnasiumstraße war ein kranker Mann beim Ausgang gestanden. (18)
Der Kinderwagen hatte Helene gehört, und beide Kinder waren darin gesessen. (147)

Als weiteres Merkmal des österreichischen Deutsch ist die Abfolge des mehrteiligen Prädikats in Nebensätzen zu beachten, die sich in Österreich aus *Vollverb + haben + Modalverb* zusammensetzt, während in Deutschland *haben* die Spitzenstellung einnimmt (vgl. Wiesinger 2001: 486; vgl. auch Zeman 1988: 71-82).

Er bestellt eine Melange für sie, bevor sie noch etwas sagen hatte können. (48)
Die eine war auf dem Klo gewesen, während die andere vor dem Spiegel von einem Fuß auf den anderen hüpfen hatte müssen. (77)

Die Dativrektion bei *während* und *wegen* ist gemeinsüddeutsch relativ häufig (vgl. Rusch 1988: 42) und wird im Roman in der direkten Rede gebraucht (siehe Kapitel 3 dieses Artikels).

5. Pragmatik

„Die Pragmatik beschreibt Erscheinungsformen und Funktionen einer Sprache in bestimmten Situationen. Auch in diesem Teilbereich gibt es österreichische Besonderheiten. Auffällige Unterschiede sind in den Formen zwischenmenschlichen Kontakts zu finden, hier bei Grüßen, militärischen Kommandos und Titeln" (Ammon 1995: 176f.). Die meisten Unterschiede fallen bei der Begrüßung, Ausrufen und den für Österreich typischen Titeln auf.

Der Hotelpage im Café Sacher zu Helene:

„Bitte. Zum Telefon. Gnädige Frau." (30)
„Vielen Dank. Herr Doktor", sagte sie. […]
Helene hörte den Mann immer wieder, „Küß die Hand, gnädige Frau", sagen. (83)

Auch die Verwendungsweisen des gemeinsamen Wortschatzes wie die gesamte Ausdrucksweise werden von Unterschieden im österreichischen Deutsch charakterisiert. Dabei kann man in dem Roman von Streeruwitz die Besonderheit der Anrede und des Grüßens entdecken:

Dr. Loibl sagte väterlich, „machen Sie sich keine Sorgen. Gnädige Frau. Ich betreibe das schon. Und schöne Grüße an den Herrn Papa. Sie haben mir ja gar nicht gesagt, daß ihr Vater der Gerichtspräsident Wolffen ist. Das ist mir doch eine Ehre. Küß die Hand. Und Grüße zu Hause. Ich melde mich sobald es eine Entwicklung gibt" (278f.).

6. Zusammenfassung

Die Sprache, die Marlene Streeruwitz in ihrem Roman gebraucht, ist eindeutig als österreichische Variante des Deutschen zu identifizieren. Vor allem in den Redewiedergaben versucht die Autorin die gesprochene Sprache nachzubilden. Daher greift sie als gebürtige Wienerin auf die Sprache ihrer Heimatstadt zurück. Die inhaltliche Ebene bezieht sich thematisch immer auf Österreich, der Handlungsort, sowie die handelnden Personen lassen sich als österreichisch wiedererkennen. Auch auf sprachlicher Basis finden sich morphologische, sowohl auf Wortbildungs-, als auch auf grammatikalischer Ebene, syntaktische, lexikalische und pragmatische österreichische Varianten.

Wir haben es hier also mit einer aus Österreich stammenden Autorin zu tun, die sich in ihrem Werk typischer österreichischer Sprachweisen bedient. Somit ist ihr Roman aus sprachwissenschaftlicher Sicht der österreichischen Literatur zuzuordnen.

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur:

STREERUWITZ, Marlene (2000): *Verführungen*. 3. Folge Frauenjahre. Frankfurt am Main.

Sekundärliteratur:

AMMON, Ulrich (1995): *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz*. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York. S. 117-227.

DUDEN (1993-95): *Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden*. 3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim.

EBNER, Jakob (1998): *Wie sagt man in Österreich?* Wörterbuch des österreichischen Deutsch. 3. Aufl. Mannheim u.a.

INNERHOFER, Franz (1993): Österreichische Schriftsteller, österreichisches Deutsch und deutsche Verlagslektoren. In: MUHR, Rudolf (Hg.): *Internationale Arbeiten zum österreichischen*

Deutsch und seinen nachbarsprachlichen Bezügen. Wien, S. 21-25.

KRETSCHMER, Paul (1969): *Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. 2.*, durchgesehene und ergänzte Auflage. Göttingen.

MUHR, Rudolf. (1993): Pragmatische Unterschiede in der deutschsprachigen Kommunikation – Österreich: Deutschland. In: MUHR, Rudolf (Hg.): *Internationale Arbeiten zum österreichischen Deutsch und seinen nachbarsprachlichen Bezügen*. Wien, S. 26-38.

ÖSTERREICHISCHES WÖRTERBUCH (2003) (Hg.) im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur. 39. Auflage. Wien.

REIFFENSTEIN, Ingo (1987): „Worin besteht das Österreichische?" Zur Sprache der Romane Gernot Wolfgrubers. Walter Weiss zum 60. Geburtstag. In: BEUTNER,E./DONNENBERG, J. u.a. (Hg.): *Dialog der Epochen*. Studien zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Wien. S. 264-272.

RIZZO-BAUR, Hildegard (1962*): Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in Österreich und in Südtirol*. Mannheim.

RUSCH, Paul (1988): Die deutsche Sprache in Österreich. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 14*, S. 35-57.

SCHRODT, Richard (1995): Nationale Varianten, areale Unterschiede und der „Substandard": An den Quellen des Österreichischen Deutsch. In: MUHR, Rudolf u.a. (Hg.): *Österreichisches Deutsch*. Linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen. Wien, S. 12-40.

WIESINGER, Peter. (1995): Das österreichische Deutsch in der Diskussion. In: MUHR, Rudolf u.a. (Hg.): *Österreichisches Deutsch*. Linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen. Wien, S. 59-75.

WIESINGER, Peter (2000): Wie „österreichisch" ist die österreichische Gegenwartsliteratur aus sprachlicher Sicht? In: *Beiträge zur österreichischen Literatur 16/2000*, S. 1-13.

WIESINGER, Peter (2001): Das Deutsche in Österreich. In: HELBIG, Gerhard u.a. (Hg.): *Deutsch als Fremdsprache*. Ein internationales Handbuch. Berlin, New York, S. 481-491.

ZEMAN, Jaromír (1988) Zu Stellungsvarianten des Verbs im Österreichischen: „daß nur ich es hören haben können." In: Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik 6, S. 71-82.

ZILLER, Leopold (1979): *Was nicht im Duden steh*t. Ein Salzburger Mundart-Wörterbuch. Salzburg.

Die heutige Tagespresse und ihre Textsorten

Teil I

Gabriela RYKALOVÁ

Einführung

Sprechen wir von den Textsorten der Tagespresse, denken wir an konkrete Texte in Zeitungen, die wir als Nachricht, Kommentar, Reportage usw. bezeichnen. In zahlreichen Handbüchern für Journalisten werden Regeln für die Gestaltung von diesen Texten beschrieben und es wird angegeben, welche visuelle und stilistische Form sie als Vertreter bestimmter journalistischer Textsorten haben sollten.

> *„Im Anschluss an eine kommunikationsorientierte Text-Konzeption lassen sich die Textsorten als Sprachhandlungsschemata auffassen, die mit bestimmten Textmustern und – strategien jeweils spezifische Vermittlungsaufgaben erfüllen“* (Lüger 1995: 77).

Die Zeitung ist eines der ältesten Massenkommunikationsmedien. Die zunehmende Konkurrenz durch andere Massenmedien (Radio, Fernsehen und Internet) sowie die steigenden Anforderungen der Rezipienten haben verursacht, dass sich nicht nur das Aussehen der meisten Zeitungstitel sondern auch die Themenwahl und die Form der einzelnen Beiträge geändert haben und nicht immer den Erwartungen der Leser entsprechen. Um festzustellen, inwieweit die Theorie der Praxis entspricht, habe ich eine Analyse durchgeführt. Im Mittelpunkt meines Interesses standen journalistische Textsorten, wie sie in der deutschen und österreichischen Tagespresse präsentiert werden. Für die Analyse habe ich österreichische und deutsche Tageszeitungen gewählt: Die Qualitätszeitungen - *F.A.Z.*, *Süddeutsche Zeitung*, *Der Standard*, *Die Presse* und die Boulevardzeitungen – *Bild* und *Kronen-Zeitung*. Ich habe mir die Frage gestellt, in welchen Varianten die einzelnen journalistischen Textsorten in der modernen Presse vorkommen, welche visuelle Form sie haben und über welche Makro- und Mikrostruktur sie verfügen.

Da Textsorten eigentlich nur Benennungen für Inhalte sind, die sich mit der Zeit verändern und den Anforderungen der Rezipienten anpassen, werden in diesem Beitrag die einzelnen Textsorten, abgesehen davon, wie sie in der journalistischen Sekundärliteratur beschrieben werden, charakterisiert. Es werden die tatsächlichen Eigenschaften der in den analysierten Zeitungen gefundenen Texte beschrieben und es wird auf ihre charakteristischen Merkmale aufmerksam gemacht. Bei den wichtigsten Textsorten werden die Eigenschaften noch zusammengefasst.

Die Zeitungstexte werden primär nach dem Kriterium Kommunikationsfunktion in folgende Kategorien eingeteilt (vgl. Bucher 1986, Bucher 1998, Gruber 1991):

1. Beschreibende Texte
2. Kommentierende Texte
3. Verweisende Texte
4. Unterhaltende Texte

1. Beschreibende Textsorten

1.1 Textsorte Meldung

Meldungen sind kurze Texte, die nach ihren makrostrukturellen Merkmalen leicht zu erkennen sind. Sie haben den kürzesten Umfang und bestehen meistens nur aus einem Absatz. In einer Meldung wird über unbekannte und sehr aktuelle Tatsachen kurz und bündig, sachlich und neutral informiert. In den analysierten Zeitungen sind Meldungen in drei Varianten zu finden:

1) Meldung im engeren Sinne
2) Bildunterschrift
3) Vorspann in einem Cluster

1) Meldung im engeren Sinne

Es handelt sich einerseits um politische und wirtschaftliche Meldungen, die sowohl auf der Titelseite als auch im Zeitungsinneren zu finden sind, andererseits um Texte im Ressort Sport oder Feuilleton, wo sie ganz kurz über Sportergebnisse oder verschiedene kulturelle Veranstaltungen informieren. Meldungen stammen meistens von Presse- und Informationsagenturen, deswegen werden sie durch eine Angabe der Quelle z.B. (AP), (dpa) oder durch Abkürzungen „hjf.“, „jöb.“ ergänzt. Diese Angaben stehen entweder am Anfang oder am Ende der Meldung.

Zu finden sind unterschiedliche Typen, um nur einige von ihnen zu nennen:

a) Meldungen mit einer Gesamtüberschrift

- Es gibt Meldungen, die keine eigene Überschrift haben. Sie sind meistens untereinander gereiht, die ersten Worte jeder Meldung sind fett markiert und sie verfügen über eine Gesamtüberschrift, z.B.
„**Kleine Meldungen**“ oder „**Sport in Kürze**“ (*F.A.Z.*), „**Leute**“ (*Süddeutsche Zeitung*), „**Politik und Wirtschaft**“, „**Nachrichten**“ (*Bild*), „**Weltschau**“ oder „**Panorama**“ (*Der Standard*), „**In Kürze**“ oder „**Kleine Chronik**“ (*Die Presse*) usw.

b) Meldungen mit einer eigenen Überschrift

Goethe-Institut in Athen
wird nicht zwangsversteigert
ATHEN, 23. Juni (dpa). Der Rechtsstreit über... (*F.A.Z*, 24. 6. 2002, S.2)

Aber auch diese Meldungen können mit einer Gesamtüberschrift versehen sein, wie z.B. im *Standard* „Kurz im Blick“.

c) Meldungen mit einer zweiteiligen Überschrift

- Zweiteilige Überschriften sind bei Meldungen eher ungewöhnlich. Solche Meldungen finden wir nur im Feuilleton-Buch der *F.A.Z.* und der *Süddeutschen Zeitung*.

Bildschrift

Clifford Posum Tjapaltjarri gestorben (*F.A.Z*, 24. 6. 2002, S.43)

2) Bildunterschrift

Es gibt Bildunterschriften, die aus mehreren Sätzen bestehen, sehr informativ sind, sachlich informieren, neue Informationen bringen und damit den Charakter einer Meldung haben. Diese Texte befinden sich an der Grenze zwischen einer Bildunterschrift und einer Meldung. Mit Bildunterschriften verbindet sie, dass sie kursiv geschrieben sind und dass sie sich unmittelbar nah an dem Bild befinden. Mit einer Meldung verbindet sie der Textcharakter und vor allem eine hohe Informativität.

Daneben gibt es auch Bildunterschriften, die zwar auch sehr informativ sind, aber eher den Charakter eines populärwissenschaftlichen Textes haben. Diese Texte werden wir als "Informationen" bezeichnen. (Siehe weiter) Eine dritte Gruppe von Bildunterschriften bilden dann Bildbeschreibungen, die vor allem eine unterhaltende Funktion haben. Diese Texte, die vor allem in der Boulevardpresse zu finden sind, werden zu den unterhaltenden Texten gezählt.

3) Bestandteil eines Clusters

Es geht um einen kurzen Text, der am Anfang eines Clusters steht. Er erfüllt eigentlich die Rolle eines Vorspanns, im Cluster bildet er aber einen selbständigen Text, den wir aufgrund seiner Eigenschaften als Meldung bezeichnen können. Er kann auch kursiv geschrieben sein, wie z.B. in der F.A.Z.

Meldungen in den seriösen Zeitungen informieren ganz kurz und bündig. Es wird auf einer kleinen Fläche über wichtige Tatsachen, Vorgänge und Zustände „gemeldet“. Da Meldungen oft nur aus einem Absatz bestehen, ist für sie die Ausdrucksökonomie charakteristisch, die dank langer nominaler Konstruktionen erreicht wird. Dann entstehen lange, maximal informative Sätze. Die gewünschte Sachbezogenheit schließt rhetorische und metaphorische Ausdrücke aus. In Meldungen der seriösen Presse wurden auch keine expressiven, doppeldeutigen und wertenden Formulierungen nachgewiesen. In einer Meldung sind die Informationen nach der Wichtigkeit geordnet.

1.2 Textsorte Nachricht

Nachrichten sind informationsbetonte, beschreibende Texte mittlerer Länge. Diese Textsorte finden wir in allen Büchern und Rubriken, sie sollen neue Informationen sehr sachlich und neutral präsentieren. Im Unterschied zu Meldungen berichten sie über eine unbekannte Tatsache ausführlicher und bestehen aus mehreren Absätzen. Genauso wie bei Meldungen spielt der Name des Journalisten keine Rolle, da es in Nachrichten keine wertenden und emotionalen Ausdrücke geben sollte. Deswegen beginnt eine Nachricht meistens mit der Angabe der Quelle, was betont, dass es sich um offizielle Informationen handelt.

Neuer Streit um Rabattaktion
Am Wochenende 20 Prozent / "Kaufhof verstößt gegen geltendes Recht"
FRANKFURT, 23. Juni (AP). Am Wochenende...

(*F.A.Z.,* 24. 6. 2002, S.13)

Gipfeltreffen in Sevilla
EU streitet weiter über Agrarhilfen
Regierungen halten trotz Zeitdrucks am Erweiterungsplan fest

cob Sevilla - Die Europäische Union hält...
(*Süddeutsche Zeitung,* 24. 6. 2002, S. 1)

Es lassen sich allerdings auch Nachrichten finden, bei denen der Name des Verfassers angegeben ist. Im Folgenden möchte ich zeigen, wie sich die Nachrichten auf der Titelseite von den Nachrichten im Zeitungsinneren unterscheiden.

1. Nachrichten auf der Titelseite
In der *F.A.Z.* sind Nachrichten auf der Titelseite sehr einfach zu erkennen, da sie eine einheitliche Form haben. Sie bestehen aus mehreren Absätzen, sind dreispaltig und verfügen über eine zweiteilige Überschrift. In allen untersuchten Ausgaben wird immer nur ein Teil der Nachricht auf der Titelseite mit dem Hinweis auf eine Fortsetzung (**Fortsetzung Seite 2.**) abgedruckt, den restlichen Teil finden wir im Zeitungsinneren. In der *Süddeutschen Zeitung* werden auf der Titelseite ganze Nachrichten platziert. Sie stehen hier vollständig mit dem Hinweis auf weitere Informationen zu dem behandelnden Thema (**Seiten 4 und 7**). Ausnahmsweise finden wir Nachrichten auch auf der Titelseite im *Bild*. Sie sind aber, was den Umfang und Informativität angeht, mit den Nachrichten in der *F.A.Z.* und der *Süddeutschen Zeitung* nicht vergleichbar.

2. Nachrichten im Zeitungsinneren
Nachrichten im Zeitungsinneren haben keine einheitliche Form. Ihre Titel haben eine unterschiedliche Schriftgröße und -form und auch die Länge der Texte kann sehr unterschiedlich sein. Nicht selten finden wir bei einer Nachricht auch den Namen des Journalisten „**Von Kai Strittmatter**“, was eher für Berichte typisch ist.

Nach den analysierten Meldungen und Nachrichten in der Qualitätspresse können wir ihre wichtigsten stilistischen Merkmale folgend zusammenfassen (vgl. auch Kurz/Müller/Pötschke/ Pöttker 2000):

1. Meldungen und Nachrichten informieren über aktuelle, wichtige Tatsachen, Vorgänge und Zustände.
2. Meldungen und Nachrichten sind sachbezogen.
3. Meldungen und Nachrichten sind entsubjektivisiert durch die Angabe einer Quelle.
4. Die personale Perspektive ist in der 3. Person.
5. Bei Meldungen und Nachrichten werden alle drei Zeitstufen gebraucht.
6. Meinungen erscheinen nur in Form der direkten Rede.
7. Die Informationen sind nach der Wichtigkeit geordnet.
8. Nominale Ausdrücke und Konstruktionen überwiegen über den verbalen.
9. In den analysierten Meldungen und Nachrichten wurden keine unvollständigen Sätze, sowie rhetorischen Mittel und metaphorischen Ausdrücke gefunden.
10. In Meldungen und Nachrichten wird meistens der Grundwortschatz verwendet.
11. Expressive und stark wertende Wörter werden vermieden.
12. Vermieden werden auch Wortspiele und ironische Wendungen.

Anders ist es allerdings bei der Boulevardpresse. Dies will ich an einem Beispieltext erklären.

Brummi-Fahrer mit 5, 26 Promille
Hof – der Kasten Bier stand in Griffweite auf dem Beifahrersitz: Polizisten stoppten bei Hof (Bayern) bei einer Routinekontrolle einen völlig betrunkenen Lkw-Fahrer (43). Er hatte satte 5, 26 Promille – Lebensgefahr.

Fahrer im Krankenhaus, Führerschein beschlagnahmt.
(*Bild*, 27.6. 2002, S. 3)

Es handelt sich um einen Text aus der *Bild*-Zeitung, der den makrostrukturellen Merkmalen nach als Meldung bezeichnet werden könnte. Er besteht aus einem Absatz und verfügt über eine sehr kurze Länge. In diesem, sowie in vielen ähnlichen Texten, gibt es Merkmale, die gegen die Lesererwartung verstoßen:

1) der Anfang der Meldung
Am Anfang der Meldung sollten sich die wichtigsten Informationen befinden. Stattdessen erfährt der Leser etwas über einen Kasten Bier:
„Der Kasten Bier stand in Griffweite auf dem Beifahrersitz: ...“
2) expressive Ausdrücke
Obwohl die Meldung sehr kurz ist, hat der Autor nicht auf die Expressivität verzichtet:
„Er hatte satte 5, 26 Promille.“
3) syntaktisch unvollständige Sätze
Diese Konstruktionen sind in einer Meldung unzulässig, oder zumindest untypisch:
„Fahrer im Krankenhaus, Führerschein beschlagnahmt.“
„...lebenslänglich, Entlassung nach 15 Jahren unmöglich.“
„Der Richter am Bochumer Landgericht: ...“
4) umgangssprachliche Redewiedergabe
In einer anderen Meldung auf der gleichen Seite finden wir sogar umgangssprachliche Ausdrücke, Fremd- und Modewörter:

„..., war einfach geil.“ „Killer“

Wie zu sehen ist, handelt es sich eigentlich um keine „wahren“ Meldungen, die wir aus der Qualitätspresse kennen. In der Boulevardpresse handelt es sich um die sog. „weichen Nachrichten“ (Lüger 1995). Typisch für diese Texte sind Themen aus dem human interest-Bereich, häufig sind auch expressive, wertende, umgangssprachliche Formulierungen zu finden, es kommen Fremd- und Modewörter vor, grammatisch unkorrekte Sätze sind keine Ausnahme. Es überwiegen vor allem kurze und einfache Sätze. Bei vielen kurzen oder längeren Texten (vor allem in der Kronen-Zeitung) wird keine Informationsquelle angegeben.

1.3 Textsorte Bericht

Berichte sind ihrer Länge nach zusammen mit Reportagen die längsten beschreibenden Textsorten in den untersuchten Zeitungen. Sie bestehen meistens aus einem Vorspann und einem mehrspaltigen Text, der in viele Absätze gegliedert ist. Ein Bericht verfügt immer über eine Überschrift, die meistens mehrteilig ist, häufig auch über mehrere Zwischentitel. In keiner Zeitung gibt es einen einheitlichen Überschriftentyp, der für alle Berichte gleich wäre. Auch die Schriftgröße ist nicht entscheidend. Ein wichtiges unterscheidendes Merkmal bilden also der Umfang und die Aufteilung des Textes und vor allem der Stil des Berichtens.

Bei der Analyse wurden zwei völlig unterschiedliche Bericht-Typen gefunden:

1) Analyse
2) Bericht im engeren Sinne

1) Analyse
Als Analyse bezeichne ich hier eine sprachlich sehr interessante Textsorte, die vor allem in den Rubriken „Finanzen“ und „Wirtschaft“ zu finden ist. Analysen sind eine Art Börsenberichte, die folgende Eigenschaften haben:

- Es geht um kurze Texte, welche die Länge einer Nachricht haben.
- Sie vermitteln Fakten, Zahlen, prozentuelle Angaben.
- Obwohl sie immer in der gleichen Rubrik zu finden sind, sind einige von ihnen sachlich, andere kommentierend geschrieben. Es sind eigentlich Beschreibungen der aktuellen Situation auf der Börse, die über eigene stilistische Merkmale verfügen.

Typisch für diese Textsorte sind:

- Personifizierungen:

„Der deutsche Aktienmarkt hat seine Talfahrt ungebremst fortgesetzt.“
„Der deutsche Aktienindex Dax verlor ...“
„Die Allianz-Papiere notieren ...“
„In Düsseldorf haben sich die regionalen Werte freundlich gezeigt.“ usw.

- Periphrasen:

„eine Talfahrt fortsetzen“
„den tiefsten Stand notieren“

- wertende Adjektive und Adverbien:

„die Stimmung sei katastrophal“ *„etwas leichter notieren“*
„schlechte Unternehmensnachrichten“ *„mit festeren Kursen schließen“*
„sich freundlich zeigen“ *„schwächer eröffnen“*

- für die Laien unverständliche Fachausdrücke:

„*Der Nebenwerte-Index M-Dax lag 1,9 Prozent niedriger bei 3840 Punkten“*
„die Binität herunterstufen“
„mit festeren Kursen schließen“
„schwächer eröffnen“
„etwas leichter notieren“ (*F.A.Z.,* 25. 6. 2002, S. 26)

Trotz all dieser Eigenschaften gehören diese Texte einer Textsorte an. Primär sind sie Träger einer beschreibenden Funktion, da sie vor allem Fakten übermitteln. Aus diesem Grunde werden sie als „Berichte“ bezeichnet.

2) Berichte im engeren Sinne
Berichte gehören zwar zu den beschreibenden Textsorten, sind aber in allen durchsuchten Zeitungen sehr subjektiv gefärbt, so dass sie nicht selten einem Kommentar sehr ähneln. Sie beinhalten viele wertende Äußerungen. Auch im Wortschatz einer Nachricht und eines Berichtes finden wir wesentliche Unterschiede. Während sich Nachrichten vor allem des Grundwortschatzes bedienen, sind in Berichten metaphorische Wörter, Phraseologismen, Wortschöpfungen, Fremdwörter u.a. nachzuweisen.

1.4 Textsorte Reportage
Die Reportage wird häufig nicht als eine selbständige Textsorte behandelt, sondern als eine „Spielart des Berichts“ (vgl. Kurz/Müller/Pötschke/Pöttker 2000). Bei einer

Reportage geht es eigentlich um einen Erlebnisbericht, der Reporter berichtet darüber, was er erlebt hat. Typisch sind eine sehr anschauliche Weise des Berichtens und ein hoher Grad an Authentizität. Das beschriebene Geschehen wird chronologisch (Schritt für Schritt) beschrieben.

Nach den analysierten Berichten und Reportagen können wir die wichtigsten stilistischen Eigenschaften dieser beiden Textsorten zusammenfassen (vgl. auch Kurz/Müller/Pötschke/Pöttker 2000):

1. Berichte und Reportagen informieren detaillierter und anschaulicher, sie beschreiben, erzählen, schildern.
2. Je nach Absicht des Autors können Berichte und Reportagen sachbezogen, seriös, oder auch humoristisch, ironisch und salopp-unterhaltend formuliert werden.
3. Meistens wird beim Bericht statt einer offiziellen Quelle der Name des Autors angegeben.
4. Die personale Perspektive kann in der 3., aber auch in der 1. Person sein.
5. Bei Berichten werden meistens Präteritum oder Präsens (historisches Präsens) gebraucht.
6. In Berichten gibt es einen hohen Anteil an Zitaten, die auch umgangssprachlicher oder dialektischer Art sein können.
7. Die Informationen sind meistens chronologisch geordnet.
8. Die Ausdrucksökonomie ist für Berichte nicht typisch.
9. Typisch sind Sätze verschiedener Länge, grammatisch unvollständige Sätze, Ellipsen.
10. Einfache verbale Konstruktionen überwiegen über langen und komplizierten nominalen Konstruktionen.
11. In Berichten sind häufig metaphorische Ausdrücke, Modewörter und persönlich geprägte Wortverbindungen zu finden.
12. Es wird der Grundwortschatz verwendet, außerdem aber noch Fach- und Fremdwörter, individuelles Wortmaterial und Wortschöpfungen.
13. In Berichten sind emotionale Fügungen und Expressivität möglich.
14. Zu finden sind auch verschiedene Wortspiele und mehrdeutige Wörter.
15. Das Ziel eines Berichts und einer Reportage ist eine interessante und ästhetische Darstellungsweise.

Für Berichte in der Boulevardpresse sind noch weitere Eigenschaften charakteristisch, die vor allem den verwendeten Wortschatz betreffen. So wie in anderen Zeitungen kommen expressive und wertende Formulierungen häufig zum Ausdruck, im großen Maße sind außerdem viele Superlative, bildhafte Ausdrucksweise und emotional gefärbte Wörter nachzuweisen, wie z.B. „ihre Kleinen so schnell wie möglich in die Arme schließen“, „aus dem Kinderbett holen“, „Trennungs-Narben“, „alle Seelen-Wunden heilen“ usw. Für die Berichterstattung in der Boulevardpresse werden auch emotionale Themen gewählt.

1.5 Textsorte Porträt

Porträts finden wir in der *F.A.Z.* und in der *Süddeutschen Zeitung* in mehreren Büchern. In der Rubrik „Zeitgeschehen“ (*F.A.Z.*) erscheint beispielsweise regelmäßig ein politisches Porträt, weitere Porträts finden wir in der Rubrik „Namen & Nachrichten“ (*F.A.Z.*), „Im Profil“ (*Süddeutschen Zeitung*), „Namen“ (*Der Standard*) im Feuilleton-

Buch und gelegentlich auch in anderen Büchern. Diese Texte werden fast immer von einem Foto-Porträt begleitet. In den gefundenen Porträts wird meistens die berufliche, sportliche oder künstlerische Karriere einer Person vorgestellt. Es werden entweder ihre persönlichen Verdienste und Erfolge beschrieben oder die Aufmerksamkeit wird auf die interessante Tätigkeit (Beruf), die gerade diese Person ausübt, gerichtet.

1.6 Textsorte Interview

Das Interview ist ein Gespräch. In der Zeitung finden wir es in Form eines gedruckten Textes, der als Resultat einer sprachlichen Tätigkeit in einer mehr oder weniger geänderten Form veröffentlicht wurde. Dank dieser Textsorte sind auch in Zeitungen Formulierungen zu finden, die eigentlich für authentische, aufgelockerte gesprochene Texte typisch sind:

- umgangssprachliche Ausdrucksweise: *„Ist das nicht cool?“, „Das macht er verdammt gut*.“
- expressive Wörter: *„Fuck!“, „sich besaufen“, „etw. verdonnern“*
- Ausrufe: *„Jezt reicht's! Ich gehe zu Albini!“*
- Mode- und Fremdwörter: *„Kiff-Köpfe“, „loopen“, „total klar sein“, „cool“, „fuck“, „Band“, „Pick-Up-Truck“*
- syntaktisch unvollständige Sätze: *„Faul gewesen?“, „Klingt, als hätten Sie...“* u.a.

(*Süddeutsche Zeitung,* 26. 6. 2002: 14)

Bei der Analyse wurden alle gefundenen Interviews untersucht und es hat sich gezeigt, dass man zwei Typen unterscheiden muss:

1) ein beschreibendes Interview (Sachinterview)
2) ein kommentierendes Interview (Meinungsinterview)

(vgl. auch Lüger 1995)

Ad. 1) Sachinterview

Beim dem Sachinterview wurden bei der Analyse zwei Typen festgestellt:

a) authentisches Interview
b) zusammengebautes Interview

a) Ein authentisches Sachinterview entsteht z.B. vor, bei oder nach einer Veranstaltung so, dass der Reporter einer oder mehreren Personen eine oder mehrere Fragen stellt, welche die befragte(n) Person(en) beantwortet(n). Bei einem Sachinterview bemüht sich die befragte Person auf die Fragen sehr sachlich und neutral zu antworten. Sie äußert kaum ihre eigene Meinung, sie gibt Informationen, berichtet und vermittelt Fakten. Das Gespräch wird dann verschriftlicht und als Interview in der Zeitung präsentiert.

b) Eine neue Interview-Variante, die mit der leserorientierten Textgestaltung zusammenhängt, ist das zusammengebaute Interview. Dieses Interview kann ohne eine befragte Person in der Zeitungsredaktion entstehen. Der Journalist baut einen faktografischen Text in ein Interview um und so entsteht aus einem wenig attraktiven ein grafisch interessanter Text. Auf diese Art und Weise wird die Abwechslung im Layout der Seite erzielt und der ganze Text wird aufgelockert.

Ad. 2) Meinungsinterview

Bei einem Meinungsinterview wird nach der Meinung der befragten Person(en) gefragt. Dadurch, dass diese Person in den Antworten ihre Meinung äußert und/oder eine Situation kommentiert, wird dieses Interview in den kommentierenden Texten eingeordnet. Bei der Analyse wurde festgestellt, dass Meinungsinterviews in allen analysierten Tageszeitungen Sachinterviews überwiegen.

Fassen wir die wichtigsten stilistischen Eigenschaften eines Sachinterviews zusammen:

1. In einem Sachinterview wird vor allem sachlich informiert und berichtet.
2. Für ein Sachinterview ist eher ein ernsthafter Ton typisch.
3. Die personale Perspektive ist meistens in der 1. Person, ein Sachinterview kann aber auch unpersönlich geschrieben sein (ein „zusammengebautes Interview“).
4. Da es um einen Dialog geht, sind für ein Interview auch Anreden typisch - *Herr Meyer, Sie oder Du*. In einem „zusammengebauten Interview“ finden wir wiederum meistens keine Anreden.
5. In einem Sachinterview finden wir sowohl kurze als auch lange grammatisch korrekt gebildete Sätze. In einem „zusammengebauten Interview“ sind syntaktische Anomalien eher eine Ausnahme.
6. In einem Sachinterview können umgangssprachliche und territoriale Elemente auch vorkommen, eher werden die Aussagen aber auf Hochdeutsch formuliert.

Es wurden drei Varianten von dialogischen Texten nachgewiesen, die ich in meiner Analyse als Sachinterview bezeichnet habe:

1) Interview

Bei einem Interview im engeren Sinne wird eine bestimmte Person von einem Journalisten befragt. Der Journalist stellt eine ganze Reihe von Fragen, auf die eine und dieselbe Person antwortet.

2) Debatte

An einem Gespräch, das in der Zeitung abgedruckt ist, nehmen mehrere Personen teil. Ein Journalist stellt Fragen, die Befragten antworten abwechselnd oder reagieren auf die Antwort eines anderen Gesprächspartners.

3) Frage-Antwort-Text

Es geht um eine sehr kurze Form von einem Interview. Der interviewten Person wird nur eine Frage gestellt, die sie im Text kurz oder ausführlicher beantwortet. (Siehe Text Nr. 11) Zu dieser Variante werden auch Leserbriefe gerechnet, auf die auf der gleichen Seite reagiert wird.

In allen Interviewtypen sind die Fragen von Antworten grafisch abgetrennt. Die Fragen können kursiv oder fett geschrieben sein, sie werden durch Pfeile, Punkte, Nummer u.ä. oder durch den Namen der sprechenden Person markiert, was dem Leser einer besseren Orientierung dient.

Für Interviews ist auch eine Einleitung typisch, in der das besprochene Thema kurz eingeleitet wird. Es ist z.B. in Form eines Vorspanns, in Form einer einleitenden

Frage, oder in Form eines Titels und Untertitels. Abgeschlossen können diese Texte z.B. durch eine abschließende Frage oder durch eine Danksagung sein.

1.7 Andere beschreibende Textsorten

Zu anderen beschreibenden Textsorten zählen wir Texte, die nicht alle als journalistische Texte bezeichnet werden können. Sie sind aber häufig auf Seiten in der Tagespresse zu finden und dürfen aus diesem Grunde nicht außer Acht gelassen werden.

Textsorte Zitat

Zitate sind kurze Texte, die in allen untersuchten Zeitungen vorkommen und die wir nach ihrem Charakter den beschreibenden, kommentierenden oder unterhaltenden Textsorten zuordnen können. Es geht um Texte, die als Ganzes übernommen worden sind und in Anführungszeichen stehen. Zu den Zitaten, die einen rein sachlich informierenden Charakter haben, gehört z.B. ein abgedruckter Teil der Rede des Präsidenten Busch. Einen anderen Typ von Zitaten finden wir z.B. in der *F.A.Z.* in der Rubrik „Stimmen der Anderen", wo Informationen aus verschiedenen ausländischen Zeitungen zitiert werden, in der *Süddeutschen Zeitung* dann in der Rubrik „Blick in die Presse" oder „Internationale Pressestimmen", in der *Presse* unter „Pressestimmen".

Ein vorwiegend symbolischer Akt
Die „Frankfurter Rundschau" meint dazu:
„Russland darf vom Katzentisch..." (*F.A.Z.*, 29. 6. 2002, S. 2)

Das Wort "meint" im Untertitel des Zitats aus der F.A.Z. signalisiert, dass Zitate dieser Art die in anderen Zeitungen abgedruckten Kommentare und Meinungen zu einem bestimmten Thema darstellen. Nicht selten finden wir noch Zitate einer anderen Art. Es geht nicht um Worte aus anderen Zeitungen, sondern um Sprüche bekannter Persönlichkeiten „TV-Sprüche" oder Sprüche von Leuten auf der Straße. In der Bild-Zeitung z.B. tritt jedes Zitat immer zusammen mit einem Foto der sprechenden Person auf. Zitate haben also nicht immer eine informative Funktion. In einigen werden Meinungen geäußert (kommentierende Funktion), oder sie sollen unterhalten (unterhaltende Funktion). Zitate können also sowohl den berichtenden als auch den kommentierenden oder unterhaltenden Textsorten zugeordnet werden.

Textsorte Information

Es handelt sich um kurze berichtende, nicht journalistische Texte, deren dominierende Funktion zu informieren ist. Die Informationen haben äußerlich die Form einer Meldung, sie melden aber nicht Aktuelles, sondern informieren über allgemein gültiges, ergänzen Informationen zu einem Thema, das in einem anderen Text angesprochen wurde, oder sie bilden beschreibende Bildunterschriften. Oft handelt es sich um Texte mit einem enzyklopädischen Charakter.

Textsorte Wetterbericht

Wetterberichte sind zum festen Bestandteil fast jeder Zeitung geworden. Der Wetterbericht ist auch ein beliebtes Forschungsobjekt, da es um eine einzigartige Textsorte geht. Er besteht aus einer oder mehreren Grafiken (Karten), aus tabellarischen und durchgehenden Texten über einerseits gegenwärtige, andererseits über zukünftige Wetterlage, aus ikonischen Symbolen usw. Wetterberichte sind also sehr interessante Cluster, die aus mehreren Texten und grafischen Elementen bestehen, die gleichzeitig selbständig berichten und gleichzeitig zusammenhängen.

Zu anderen beschreibenden Textsorten gehören außerdem noch amtliche Bekanntmachungen, Ratschläge, Kochrezepte u.a.

2. **Bildjournalistische Darstellungsformen**

Es gibt keine Zeitung mehr, die nur reine Texte ohne Fotos, Abbildungen oder andere Bilder präsentieren würde. In der Boulevardpresse überwiegt sogar die Bilder-Fläche über der Fläche, die geschriebene Texte einnehmen. Bilder sind ein wichtiger Bestandteil einer Zeitung, in Zeitungen spielen sie eine unvertretbare Rolle. Das Bild und vor allem seine Auswahl und Platzierung dienen als „Blickfänger" für den Leser.

Im Falle von Bildern und Fotos können wir von „bildjournalistischen Darstellungsformen" sprechen. (vgl. Beifuß/Evers/Rauch 1994). Durch Bilder können Situationen oder Sachverhalte dargestellt werden, die sprachlich nur schwierig zu beschreiben und zu erklären sind. Beschreibt ein Bild das Aussehen eines Kängurus, oder die Farbe eines Papageien, ist ein Foto sicher anschaulicher. Man kann sich das Beschriebene besser vorstellen. Das Bild ist in diesem Falle informativer als ein Text. Will man aber dem Rezipienten die Information darüber vermitteln, was ein Känguru frisst, wie schnell es sich bewegt, wie oft es sich vermehrt usw., dann wäre es durch ein Foto nur schwer möglich. In diesem Fall können Texte mehr Informationen übermitteln.

Die Tatsache, dass Bilder ohne Texte selten eindeutig sind, beweisen täglich unsere Printmedien. Ein typisches Beispiel wären Fotos von bekannten Persönlichkeiten, die in einer Situation mit einem ungewöhnlichen Gesichtsausdruck fotografiert worden sind. Verschiedene Kommentare würden solchen Fotos auch verschiedene Bedeutungen geben. Noch markanter ist dieses Text-Bild-Verhältnis bei Werbungen, die auf dem Prinzip des Überraschungseffektes aufgebaut sind. Für diese Werbungen werden sensationelle, emotionale Bilder verwendet, die die Aufmerksamkeit fesseln und Interesse erwecken sollen, die aber inhaltlich mit dem Produkt, für das geworben wird, überhaupt nicht zusammenhängen (z.B. die schockierende Werbung von Benetton).

Immer häufiger werden aber Bilder mit Texten kombiniert. Ein schon klassisches Beispiel wären Comics. Die Bilder werden mit Sprechblasen ergänzt, man lässt die Bilder „sprechen". Es werden aber auch Kollagen aus Bild und Text zusammengestellt, oder ein Textkommentar wird direkt in ein Foto eingebaut. Ein ziemlich neues Phänomen, in dem Bilder, Pfeile, Linien, Texte usw. eine Einheit bilden, ist die Infografik, ein Typ der journalistischen Grafik. „Eine Informationsgrafik gibt eine journalistische Nachricht als Kombination von Text und grafischer Darstellung wieder." (Blum/Bucher 1998: 57) Es handelt sich meistens um Kollagen, die aus Fotos, Grafiken, Texten, Linien, Kurven, Ziffern u.a. bestehen. Mit Hilfe von Infografiken werden Informationen grafisch präsentiert. Infografiken, als grafisch dargestellte Informationen, sind zum festen Bestandteil aller analysierten Zeitungen geworden und neben der primären Funktion zu informieren, haben sie auch die Funktionen die Information übersichtlich zu präsentieren, verständlich zu machen und visuell zu unterstützen.

Schlussfolgerung

Wie die durchgeführte Analyse gezeigt hat, gibt es in den untersuchten Tageszeitungen sechs nachweisbare beschreibende Textsorten mit acht Textsortenvarianten: Meldung (Meldung im engeren Sinne, Bildunterschrift, Vorspann in einem Cluster), Nachricht,

Bericht (Analyse, Bericht im engeren Sinne), Reportage, Porträt, Sachinterview (Interview, Debatte, Frage-Antwort-Text).

Andere informationsbetonte (beschreibende) Textsorten in der Tagespresse, die nicht als reine journalistische Texte bezeichnet werden können, wären dann: Zitat, Information, Wetterbericht, Kochrezept, Ratgebung, amtliche Bekanntmachung, wissenschaftlicher Text u.a.

In allen drei untersuchten Zeitungstypen dominieren kurze journalistische Texte mit der beschreibenden Funktion, die mit der Absicht sachlich, kurz und möglichst neutral zu informieren entstanden sind – Meldungen. In der Qualitätspresse gehören zu den am häufigsten vertretenen Textsorten außerdem noch Berichte und Nachrichten. Diese Textsorten entsprechen völlig den Erwartungen der Leser, die in ihrer Zeitung eine qualitätsvolle Lektüre suchen. Obwohl es um beschreibende Texte geht, wird selbst in der seriösen Presse die Anforderung an eine absolute Objektivität der Nachrichtenvermittlung nicht erfüllt. In Rykalová (2006) wurde bereits erklärt, warum es auch nicht möglich ist. Die am häufigsten vertretenen Meldungen verfügen über einen sehr hohen Grad an Objektivität, Nachrichten bemühen sich darum objektiv zu sein und in Berichten sind schon viele kommentierende und wertende Ausdrücke und Konstruktionen vorhanden. Allgemein kann man über die Texte in der seriösen Presse sagen: Mit der zunehmenden Länge eines Textes wächst auch der Platz für eine subjektive Ausdrucksweise.

In der Boulevardpresse sind sehr häufig nicht-journalistische Texte (Horoskope, Ratschläge, Kochrezepte u.a.) vertreten. Vor allem ist es aber die Textsorte Information. Wie schon erklärt wurde, handelt es sich im Falle von Informationen um sachbetonte Texte, die vor allem in der Qualitätspresse einen enzyklopädischen Charakter haben und in der Boulevardpresse oder in regionalen Zeitungen - einfach geschrieben - eine erklärende, ergänzende Funktion besitzen. Sie bieten zusätzliche Informationen und dienen auf diese Art und Weise einer besseren Verständlichkeit der präsentierten Nachrichten.

Aus der Charakteristik der einzelnen Textsorten ist ersichtlich, dass sich die Boulevardzeitungen um eine einfache, kurze und vor allem verständliche Ausdrucksweise bemühen. Dies erzielen sie mit Hilfe von einfachen Satzkonstruktionen, Verwendung von Alltagssprache (alltägliche Ausdrücke, Modewörter) in einer Form, die der gesprochenen Sprache sehr ähnelt (Ellipsen, Zitate, umgangssprachliche Ausdrücke), Vermeiden von Fachausdrücken und komplizierten gedanklichen und grammatischen Konstruktionen.

Die Boulevardpresse bemüht sich vor allem um einen unmittelbaren Kontakt mit dem Leser, möchte ein Bestandteil seines Privatlebens dadurch werden, dass sie Themen, die ihn entweder direkt betreffen und/oder emotional fesseln, präsentiert. Als Glaubwürdigkeitssignale werden selten seriöse Quellenangaben und Presseagenturen angeführt, betont werden vor allem Aussagen (Zitate) von betroffenen Personen, typisch sind auch große Fotos. Emotional gefärbte Geschichten werden hauptsächlich in Form von Berichten präsentiert.

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur:

Der Standard 24. 6. 2002 – 29. 6. 2002

Die Presse 24. 6. 2002 – 29. 6. 2002

Kronen-Zeitung 24. 6. 2002 – 30. 6. 2002

Frankfurter Allgemeine Zeitung 24. 6. 2002 – 30. 6. 2002

Süddeutsche Zeitung 24. 6. 2002 – 29. 6. 2002

Bild 24. 6. 2002 – 30. 6. 2002

Sekundärliteratur:

BEIFUSS, Hartmut/ EVERS, Karl Heinz/RAUCH, Friedrich u.a. (1994): *Bildjournalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis.* 2., völlig überarb. Auflage. Paul List Verlag.

BLUM, Joachim/BUCHER, Hans-Jürgen (1998): *Die Zeitung: Ein Multimedium. Textdesign - ein Gestaltungskonzept für Text, Bild und Grafik.* UVK Medien.

BRAND, Peter /SCHULZE, Volker (Hg.) (1997): *Die Zeitung*. Hahner Verlagsgesellschaft.

BUCHER, Hans-Jürgen (1986): *Pressekommunikation. Grundstrukturen einer öffentlichen Form der Kommunikation aus linguistischer Sicht*. Tübingen.

BUCHER, Hans-Jürgen (1998): Vom Textdesign zum Hypertext. In: HOLLY, Werner/BIERE, Bernd Ulrich (Hg.): *Medien im Wandel*. Opladen, Wiesbaden.

GRUBER, Helmut (1991): *Antisemitismus im Mediendiskurs.* Die Affäre „Waldheim“ in der Tagespresse. Wiesbaden.

KURZ, Josef/MÜLLER, Daniel /PÖTSCHKE, Joachim /PÖTTKER, Horst (2000): *Stilistik für Journalisten*. Wiesbaden.

LÜGER, Heinz-Helmut (1995): *Pressesprache.* Germanistische Arbeitshefte, Band 28. Tübingen.

MAST, Claudia (Hg.) (1998): *ABC des Journalismus: ein Leitfaden für die Redaktionsarbeit*. UVK Medien.

NOELLE-NEUMANN, Elisabeth/SCHULZ, Winfried/WILKE, Jürgen (1994): *Fischer Lexikon.* Publizistik. Massenkommunikation. Frankfurt am Main.

RYKALOVÁ, Gabriela (2006): Das Problem der Objektivität bei der Berichterstattung. In: *Sborník prací filozofické fakulty Brněnské univerzity*, roč. 11, S. 91-97.

Metaphern als Mittel der Textkohärenz

Johannes SCHWITALLA

Zur Eingrenzung des Themas

Zu den notwendigen Bestandteilen einer Textdefinition wird von vielen Texttheoretikern die ‚Textkohärenz' genannt (exemplarisch: De Beaugrande/Dressler 1981: 88ff.). Ein Text als ganzer handelt von einem oder von mehreren Themen, die in den nachfolgenden Textteilen inhaltlich verbunden sein müssen. Unter den inhaltlichen Kategorien, die solche Sinnzusammenhänge stiften, werden in den Einführungen in die Textlinguistik immer wieder Begriffe wie ‚zeitliche Abfolge', ‚Handlungslogik', ‚das Ganze und seine Teile', ‚Kausalität', ‚Finalität' u.a. genannt.

Hier geht es um Metaphern als Kohärenzmittel. Damit ist gemeint, dass eine Metapher nicht isoliert für eine gemeinte Sache steht, wie das beim Sprechen und Schreiben unausweichlich der Fall ist, sondern dass eine Metapher sozusagen der Ansatzpunkt für weitere Metaphern wird, sodass sich weitere Gedanken an das zuerst eingeführte Bild heften können und so den Text in seinem weiteren Verlauf ein stückweit bestimmen. Ein Beispiel für nur einen weiteren metaphorischen Schritt ist folgender Schluss eines Zeitungsberichts über Armutsprobleme in den EU-Staaten:

> *Die Autoren fordern, der Sozialstaat müsse sich von einem Netz zu einem Trampolin entwickeln, das Arbeitslose zurück ins Berufsleben befördere.*
> (Süddeutsche Zeitung, 27.2.2007)

Die Metapher vom *sozialen Netz* ist jedem bekannt, der sich für Politik interessiert. Sie baut auf der Erfahrung eines Sicherungsnetzes auf, wie man es selbst schon einmal in einem wirklichen Zirkus oder im Fernsehen gesehen hat. Für Akrobaten, die in großer Höhe ihre Kunststücke vorführen, wird ein Netz gespannt, in das der Akrobat fallen kann, wenn er nicht den festen Griff seines Partners erwischt. Das Netz rettet ihn vor dem tödlichen Sturz in die Tiefe. Übertragen auf die Welt der Sozialpolitik heißt das: Wird eine Person arbeitslos (krank, berufsunfähig) und droht, in den „Abgrund"[1] finanzieller Armut zu „fallen", so retten sie monatliche Zahlungen von Arbeitslosengeld und anderen Hilfsmaßnahmen vor dem sozialen „Tod". Dieses Bild eines Netzes wird in unserem Text nun ersetzt durch das Bild eines Trampolins. Ein Trampolin ist eine elastische, meist gummiartige Fläche, auf die man mit Absicht hüpft, um sich mehrmals emporschwingen und wieder hinunterfallen zu lassen. Durch das Nacheinander der beiden Bilder wird dem Leser erkennbar, was kritikwürdig am ersten

[1] Ich setze hier und im Folgenden manchmal metaphorische Wörter in Anführungszeichen, um darauf aufmerksam zu machen, wie sehr unsere Sprache durch metaphorisches Denken geprägt ist.

Bild ist, nämlich dass der Akrobat im Netz liegen bleibt, d.h. dass der gemeinte Arbeitslose auf einem „niedrigen“ finanziellen Niveau weiterleben muss, wohingegen ihn ein Trampolin wieder in die Höhe, d.h. zu seinem früheren Lebensstandard „emporschleudern“ wird. Die in der Logik des Bildes angelegte Wiederholung des Prozesses, nämlich dass der Trampolinspringer wieder und wieder hinunterfällt, wird ausgeblendet.[2]

Das Beispiel zeigt auch, wie viel beim Metapherngebrauch nicht ausgesagt, sondern dem schnellen Erfassen des Lesers überlassen ist. Aus dem sprachlichen Kontext ist die Relation zwischen dem ersten Bild (*Netz*) und dem zweiten (*Trampolin*) zu erkennen: Dieses müsse sich zu jenem *entwickeln*. Dieses Wort ist selbst eine verblasste Metapher, welche eine (gesellschaftliche) Veränderung hin zum Komplexeren und meist auch Besseren bedeutet. Die beiden Metaphern stehen ganz am Schluss des Textes; damit fassen sie die Gesamtaussage der zitierten Studie in einem Bild zusammen und lassen es rhetorisch geschickt im Leser wirken.

1. Begriffsbestimmungen

Quintilian unterscheidet in seiner *Ausbildung des Redners* (VIII 6, 2; 44) den bildlichen Gebrauch eines Wortes (*metaphora, translatio*) von der bildlichen Redeweise mehrerer Wörter im Textzusammenhang (*allegoria, inversio*), die er auch *translatio continua* nennt. Seine Beispiele treffen genau das, worum es hier geht: Redeteile (nicht ganze Texte), die durch eine weiterentwickelte Metapher konstruiert werden. Eins seiner Beispiele holt er aus Horaz:

Schiff, dich treibt die Flut wieder ins Meer zurück!
Weh, was tust du nur jetzt!
Tapfer dem Hafen zu!

Quintilian erklärt, dass diese Stelle verständlich sei, wenn man für das *Schiff* das Staatswesen, für die *Flut* den Bürgerkrieg, für den *Hafen* Frieden und Eintracht einsetzt (VIII 6, 44). Vorstellbar wird eine ganze Szene, deren einzelne Teile – Schiff, Sturm, Hafen - miteinander in einem Ereignis- und Handlungszusammenhang stehen und zwei Ausgänge der kritischen Situation projizieren: den Untergang des Schiffes bzw. seine Rettung im sicheren Hafen.

Die Unterscheidung zwischen isolierter Wortmetapher und durchgeführter Metapher (*metaphora continuata*) hält sich in der gesamten Tradition der Rhetorik.[3] Sind es nur Textteile und bestimmen sie nicht den *ganzen* Text als einen, der sinnbildlich zu

[2] Im politischen Diskurs geschieht es öfters, dass man einem Bild des politischen Gegners ein Gegenbild, das besser zu den eigenen Interessen passt, entgegenstellt. Reinhard Höppner, der Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt, veränderte die metaphorische Redewendung *ein Fass ohne Boden*, mit der westdeutsche Politiker vor zu langfristigen finanziellen Hilfen für die neuen Bundesländer warnten, folgendermaßen: „Der Aufbau Ost sei ‚kein Fass ohne Boden’. Vielmehr sei ‚der Boden … da und das Fass halb gefüllt“ (*Badische Zeitung*, 30.3.2000). Im Januar 2006 mahnten Abgeordnete der Grünen ihren ehemaligen Vorsitzenden Joschka Fischer, sein Bundestagsmandat aufzugeben. Fischer hatte gesagt: „Ich war einer der letzten Live-Rock’n-Roller der deutschen Politik. Jetzt kommt in allen Parteien die Playback-Generation“. Fritz Kuhn konterte: „Ein Rock’n-Roller, der nicht mehr auf der Bühne singen will, sollte auch hinter der Bühne kein Konzertchen geben“ (*SZ* 30.1.06, S. 6).

[3] Zum Beispiel in dem einflussreichen *Lexicon Technologiae Latinorum Rhetoricae* von Johann Christian Ernst (Leipzig 1797; Nachdruck Hildesheim 1962): *translatio continua* S. 405.

verstehen ist (Parabel, Fabel, allegorische Erzählung),[4] so haben wir es mit einer „verlängerten Metapher“ zu tun. Drews u.a. (1985: 259) nennen eine solche Ausfaltung eines metaphorischen Grundgedankens auf mittlerer Ebene zwischen Wort und ganzem Text ein ‚Symbol’.

Zu unterscheiden ist eine expandierte Metapher schließlich von einer „metaphorischen Periphrase“ (Midjana 2005: 98ff.). Eine solche bezeichnet ein schon sprachlich eingeführtes Referenzobjekt im weiteren Textverlauf noch einmal aus anderer Perspektive mit einem (meist mehrgliedrigen) metaphorischen Ausdruck, z.B. die Titelfigur von Lion Feuchtwangers Roman *Die häßliche Herzogin Maultasch* aus der Perspektive des Kaisers und seiner Umgebung als „die deutsche Messalina, diese moderne Kriemhild“ (Midjana 2005: 121).

Für den Augenblick genügt zur Bestimmung des Begriffs ‚Metapher’, dass der verwendete Begriff (meist ein Wort für etwas, was leicht zu verstehen ist, z.B. ein sinnlich wahrnehmbares Objekt) und der gemeinte Begriff (etwas, was schwerer zu verstehen ist)[5] gemeinsame semantische Merkmale haben müssen. Aristoteles hat dies in seinem berühmten Beispiel ‚Achill ist ein Löwe’ damit begründet, „weil beide nämlich tapfer sind“ (*Poetik* 1406b).[6] Von da an enthält fast jede Metapherndefinition das Definiens des „gemeinsamen Dritten“ (*tertium comparationis*).

Wichtig für die Analyse von Metaphern im sprachlichen Kontext ist weiterhin die Erkenntnis, dass alle unsere Begriffe, nicht nur Metaphern, in einem Bedeutungs…-zusammenhang stehen, der sie mit anderen Begriffen verbindet und der auch einzelne Aspekte eines Begriffs nach unseren alltäglichen Erfahrungen strukturiert. Diese erste Erkenntnis hat Weinrich (1967: 12; 1976: 283ff.) mit dem Begriff des ‚Bildfeldes’ analog zum Begriff ‚Wortfeld’ ausgedrückt. Die zweite Erkenntnis wurde mit dem Konzept des ‚mentalen Modells’ (Jakob 1991: 40ff.) erarbeitet (vgl. Liebert 1992: 5ff.: ‚Metaphernbereich’). Jakob (1991: 62) gibt folgende Beispiele für das metaphorische Modell ‚ein Motor ist ein Körper’: ‚Nahrungszufuhr’ (*der Motor säuft viel*); ‚Stoffwechsel’ (*... verbraucht viel Öl*); ‚Schwäche/Krankheit’ (*... ist altersschwach*); ‚Leistungsfähigkeit’ (*... ist stark*); Tierverhalten (*... schnurrt*). Gerade für Studien von Weiterentwicklungen von eingeführten Metaphern im Text sind solche semantischen Anknüpfungspunkte wichtig.

2. Semantische Relationen zwischen Textmetaphern

Zunächst ist festzustellen, dass Metaphern wie andere Topiks[7] auch in den bekannten semantischen Relationen weitergeführt werden können. Dazu gehören Hyperonymie und Hyponymie, Kohyponymie und Antonymie, Handlungslogik, Intensivierung und andere.[8]

[4] Auch in schriftlosen Kulturen gibt es lange Strecken metaphorisch verhüllter Rede (*veiled speech*) zu Anspielungen auf Tabuisiertes oder zur Abschwächung eigener und fremder Fehler (Strathern 1975; Heeschen 1984).

[5] Vgl. Lakoff/Johnson (1980: 59): „… that we typically conceptualize the nonphysical in terms of the physical – that is, we conceptualize the less clearly delineated in terms of the more clearly delineated“.

[6] Übrigens besteht dieses älteste Beispiel einer Metapheranalyse nicht aus einer Wortmetapher, sondern aus einer relativ detailliert ausgeführten Szene, wie ein Löwe von einem Speer verletzt wird, sich zurückzieht und dann zum Angriff übergeht (*Ilias* XX, 164-169).

[7] Vgl. Wolf (1981: 206ff.).

[8] In einer Studie zu Textfunktionen von Metaphern in Schriften von Friedrich Nietzsche konnten die Verfahren der Synonymie, der Hyperonymie, der Metonymie beobachtet werden (Schwitalla 2001: 72ff.).

Ich gebe im Folgenden für einige dieser semantischen Relationen Beispiele sowohl aus schriftlichen wie aus mündlichen Texten.

Gegensätzlichkeit, Antonymie

Oft gibt ein metaphorisch gebrauchter Begriff einen Anlass, im Fortgang des Textes auch den Gegenbegriff zu nennen:

> *Zwar stimmt es, dass die da unten immer noch hart an der Niederlage beißen. Aber es stimmt auch, dass der da oben es nicht lassen kann, seinen schadenfrohen Triumph öffentlich auszuleben* (Fritz 2005: 1151).

Hier haben wir es mit einer weit verbreiteten und auf viele Aspekte des Lebens anwendbaren Orientierungsmetapher zu tun: *Oben* ist das Gute und Wertvolle; *unten* ist das Schlechte und weniger Wertvolle (Lakoff/Johnson 1980: 14ff.). Fritz (2005: 1151), von dem ich das Beispiel borge, weist zurecht darauf hin, dass die erste Metapher im räumlichen Bereich der Vertikale weitergeführt wird (*unten – Niederlage*). In ähnlicher Weise kann auch mit einer Orientierungsmetapher für ‚Zeit', nach der die Zukunft *vor* uns, die Vergangenheit *hinter* uns liegt, in einem Zeitungsartikel über Ehen im Alter der „Rückblick auf das gemeinsame Leben" ergänzt werden durch „den Blick auf Dinge, die noch realisiert werden können" (*Badische Zeitung* 7.5.07).

Im Gegensatz zur wissenschaftlichen Definitionsmethode durch die Bestimmung von *genus proximum* und *differentia specifica* definiert man im Alltag unbekümmert darüber, welches die nächst höhere Klassifikationsebene ist. Aber semantische Unterschiede können ebenfalls durch eine Gegenüberstellung der Eigenschaften der metaphorischen Definitionsbegriffe herausgearbeitet werden. In einer Sendung des *Literarischen Quartetts* vom 27.10.2000 definierte Marcel Reich-Ranicki die Begriffe ‚Roman' und ‚Kurzgeschichte' durch Metaphern von Leuchtquellen, die allerdings aus unterschiedlichen Wirklichkeitsbereichen, der Natur einerseits, der Artefakte andererseits, stammen, und daher keine Kohyponyme im strengen Sinne sind:[9]

> *der roMAN das ist=n GROßer schEInwerfer der LEUCHtet die WELT ab. (.)*
> *EIne stunde ZWEI drei stunden lang (--)*
> *die KURZgeschichte das ist kein schEInwerfer (.)*
> *das is=n BLITZ (.)*
> *nUr ein augenblick WAHNsinnig hell.*
> *in dem AUgenblick muss man genAU hinsehen um zu merken wAs da paSSIERT.*
> (Transkript von Verena Seißinger, WS 2000/01)

Nach der Nennung der Metaphern *großer Scheinwerfer* und *Blitz* arbeitet Reich-Ranicki nur *ein* Unterscheidungsmerkmal bei beiden Metaphern heraus, das der Dauer. Drei weitere werden nur bei einem der beiden Lichtquellen genannt:

	großer Scheinwerfer	***Blitz***
Merkmale:		
Objekt	*die Welt (ableuchten)*	-
Dauer	*eine Stunde, zwei, drei Stunden lang*	*nur ein Augenblick*
Helligkeitsgrad	-	*wahnsinnig hell*
Konsequenzen		*man muss genau*

[9] Zu den hier verwendeten Transkriptionszeichen vgl. den Anhang.

für den Betrachter	-	*hinsehen, was da passiert*

Dennoch kann sich der Hörer das nicht ausgeführte Merkmal auf der jeweiligen Gegenseite denken: Der *Welt* des Romans steht nur eine Szene oder kurze Handlungsfolge einer Kurzgeschichte gegenüber; der grellen Helligkeit eines Blitzes das gemäßigte Licht eines Scheinwerfers; der starken Konzentration beim Lesen einer Kurzgeschichte (*genau hinsehen*) das ruhige Verfolgen der Handlung im Roman.

Kohyponymie, Hyperonymie

Hat man eine Metapher gefunden, so bieten sich zur rhetorischen Elaboration ähnliche auf derselben Ebene begrifflicher Abstraktion an. In folgendem Beispiel vergleicht ein Chorleiter ein zu singendes Stück als *Gewürz* (= Hyperonym) innerhalb des „Gerichts" eines ganzen Konzertprogramms. Die Aussageabsicht ist, Kritikern gegenüber das Stück nicht als etwas Ganzes, sondern nur als einen Teil eines Konzerts „schmackhaft" zu machen. Dazu steuert er nun mehrere Gewürzsorten bei:

man ISST ja auch net orEgano pur; […]
oder, (-) äh- (.) neja SCHARfen sEnf vielleicht schon aber, (-)
man mUss es als geWÜRZ sehn; (.) verstehst; (-)
in dem progrAmm. (.) in dem progrAmm.
jA: oder MAggi oder so was (-) ne? in der sUppe.
(Schmidt 2003: 97)

Der ehemalige tschechische Premierminister Miloš Zeman sagte über Journalisten, die es gewagt hatten, ihn zu kritisieren: „Die tschechischen Journalisten – intellektuell unterentwickelt – führen sich zwar auf wie die Wachhunde der Demokratie, sind in Wahrheit aber nur degenerierte Straßenköter" (*Der Spiegel* 2/2001). *Wachhund* und *Straßenköter* sind zwar Kohyponyme zum Überbegriff *Hund* in einem alltäglichen, nicht-wissenschaftlichen Klassifikationssystem; wichtiger sind hier jedoch die expliziten (*degeneriert*) und konnotativen (*-köter*) Wertungen.

Kausalkette, Handlungsfolge

Metaphern aus dem Bereich der Natur legen kausale Expansionen nahe, solche aus dem Bereich der Gesellschaft und der Artefakte handlungslogische Anschlüsse. In einem Bewerbungsgespräch sagt ein Kandidat: „*Ich weiß, dort stehen ein Paar große Schuhe. Aber in die möchte ich hineinschlüpfen und damit weitergehen*". Er verbalisiert das, was man normalerweise mit Schuhen macht. Manchmal sind auch Kausalität und Handlungsziele miteinander verbunden. Im folgenden Text wurde der Mangel an Arbeitskräften mit einer *dünnen* bzw. *kurzen Personaldecke* symbolisiert. Im Text heißt es: „Wenn nun die Personaldecke überraschend einreißt oder Löcher bekommt und es gilt, den Riss[10] rasch und möglichst unauffällig zu nähen, das Loch zu stopfen, dann wirft das regelmäßig Probleme auf" (*SZ, Streiflicht*, 31.1.01).[11]

[10] Zur Textkohärenz mittels Wortbildung vgl. Wolf (1996).
[11] Liebert (1997: 197ff.) rekonstruiert die metaphorische Handlungsfolge bei der Beschreibung des Verhaltens von Pilzen auf Marmoroberflächen: Die Pilze sind Siedler, die sich auf einem *Gehäuse* niederlassen, mit *Geräten* Löcher bohren und dort *eindringen*.

Intensivierung

Eine Metapher kann mit anderen Metaphern fortgeführt werden, in denen entsprechend der Aussageabsicht des Autors ein bestimmtes Merkmal immer deutlicher heraustritt. Der oben genannte Chorleiter beschreibt z.B. das *Agnus Dei* von Samuel Barber, das „with increasing intensity" überschrieben ist, zuerst mit der Metapher *Anstieg*, dann mit *Aufschwung* (Schmidt 2003: 84). Georg Simmel fasst in seinem berühmten *Exkurs über den Fremden* den sich „verdichtenden" Gedanken, dass eine anfangs einzigartige (Liebes-)Beziehung sich im Lauf der Zeit eben doch nicht als so einzigartig herausstellt, in eine Bilderfolge von zunehmender Opakheit:

Hier und da drängen sie [die Möglichkeiten, dass sich eine ähnlich Beziehung auch mit anderen Menschen finden lasse] sich doch wie Schatten zwischen die Menschen, wie ein jedem bezeichnenden Worte enthuschender Nebel, der erst wie zu fester Körperlichkeit gerinnen müßte, um Eifersucht zu heißen. (Georg Simmel, *Gesammelte Werke Bd. 11,* S. 769).

Metaphorische Verdichtung

Im Text eingeführte, z. T. verblasste Metaphern können sich mit der zunehmenden Informationsmenge des Textes zu einem detaillierten Bild verdichten, dessen Imaginationskraft stärker auf den Rezipienten wirkt als die isolierten Metaphern im vorhergehenden Text. Weinrich (1976: 311f.) hat gezeigt, wie Balzacs mehrfach analysierte Metapher *steppes de pierre de taille* (Steinquadersteppen), die für ein im Umbau befindliches Stadtviertel in Paris steht, metaphorisch vorbereitet wurde (*dieses verlassene (désert) Viertel*; *diese Wüsten (déserts)*; *Wind, Kälte, Sumpf, Ozean*). Solche punktuellen Vorbereitungen gibt es auch in Alltagstexten. In einem Zeitungsbericht über die bedrohte Meinungsfreiheit in der Türkei anlässlich einer Anklage gegen den Schriftsteller Orhan Pamuk wegen „Verunglimpfung des Türkentums" (*Süddeutsche Zeitung*, 15.12.2005, S. 3) erscheint eine metaphorische Grundvorstellung mehrmals: die von der Entwicklung hin zu mehr Demokratie unter dem Bild einer Eisenbahn. Im 5. Abschnitt steht:

> *dass es in dem Land noch starke Kräfte gibt, die versuchen, das Rad zurückzudrehen.*
> *[9. Abschnitt:]*
> *Diese Gruppen wollen den Prozess entgleisen lassen.*
> *[10. Abschnitt:]*
> *Die [türkische] Regierung schwankt zwischen Ausbrüchen von Reformrhetorik und erstaunlicher Passivität. „Die klagen hier die besten Köpfe an, und die Politik hält still", wundert sich ein europäischer Diplomat in Ankara. Ist der Dampf raus aus der Reformlok? Oder wird das Feuer unter dem Kessel neu geschürt?*

Dass man einen politischen Prozess unter dem Bild eines fahrenden *Zuges* sieht, der *Geschwindigkeit aufnehmen* und *verlieren* kann, bei dem es eine *Lok* und eine *Bremse* gibt, dessen *Anschluss* man *verpassen* kann oder den man *überholen* kann – all das gehört zur gängigen Reise-, Weg- und Transportmetaphorik des aktuellen Europa-Diskurses (Musolff 2003). Worauf es mir hier ankommt, ist der zunehmende Prozess der Metaphorisierung im Text: Zuerst kommt eine Zugmetapher nur andeutungsweise vor (das *Rad* in der Redewendung *das Rad zurückdrehen* muss nicht unbedingt das Rad einer Lokomotive bedeuten), dann eindeutig, aber immer noch vereinzelt (*den Prozess entgleisen lassen*); schließlich in zwei alternativen Bildern, die die Antonymie der eingangs gestellten Behauptung, die Regierung schwanke zwischen Ausbrüchen von Reformrhetorik und erstaunlicher Passivität, metaphorisch wiederholt. Dabei knüpft das

erste Bild (*ist der Dampf raus aus der Reformlok?*) thematisch an die zweite Alternative (*Passivität*) an. Der Verfasser arbeitet dabei mit dem Phraseologismus *der Dampf ist raus*. Dieses auf der Dampftechnik des 19. Jahrhunderts beruhende Bild (Jakob 1991: 220ff.; Kratochvílová 2006) ist in der Gegenwart noch sehr geläufig. Die Wörter *Dampf* und *raus* setzen einen Behälter voraus, aus dem der Dampf entweichen kann. Im Satz wird er mit *der Reformlok* bezeichnet, womit aufgrund der Funktionsweise einer Lok, nämlich einen ganzen Zug in Bewegung zu setzen und zu halten, nur die türkische Regierung gemeint sein kann. Die Aussageabsicht ist klar: In diesem Falle hat die Regierung das Interesse am Demokratisierungsprozess verloren. Das alternative Bild: *Oder wird das Feuer unter dem Kessel neu geschürt?* setzt die eingangs gestellte erste Alternative metaphorisch um: *Ausbrüche* (eine verblasste Metapher) *von Reformrhetorik*. Der Leser muss das Bild in seinen finalen und kausalen Zusammenhängen weiterdenken: Man schürt ein Feuer unter einem Kessel mit der Absicht, Wasserdampf zu erhitzen, der dann die Räder einer Lokomotive und damit eines ganzen Zuges antreibt. – Wichtig war an diesem Beispiel die zunehmende Verdichtung und Vereindeutigung eines metaphorischen Konzepts: Zwei antithetisch konzipierte, komplexe Bilder greifen einzelne metaphorische Bestandteile des Vortextes auf und bringen einen unmittelbar zuvor genannten Gegensatz, der zugleich die zentrale Frage des Artikels ist, in zwei gegensätzliche Bilder.

Rahmenwechsel

Mit ‚Rahmenwechsel' ist gemeint, dass eine im Text eingeführte Metapher in einen anderen übergreifenden Handlungs- oder Geschehenszusammenhang gestellt wird. Spiegel (1996: 105f.) gibt ein Beispiel für die Metapher *Kuchen* in einem ökologischen Diskurs: Unsere Erde ist ein *großer Kuchen*, der ungerecht verteilt ist: Die Europäer haben *die großen Stücke unter [sich] verteilt*, die *kleinen Stücke lassen* sie für die Länder der Dritten Welt *übrig*. Dann wechselt der Rahmen (Spiegel nennt ihn „Szenario") vom Kuchenessen zum Kuchenbacken: *wir [haben] immer neue und größere Kuchen gebacken* (ein weiteres Beispiel in Abschnitt 6).

3. Metaphern als rote Fäden durch den Text

Manche Texte sind von Anfang bis Ende durch *ein* Bildfeld strukturiert. Dies ist jedoch bei langen Texten selten, aber je kürzer ein Text ist, desto leichter lässt sich das Bild in seinen einzelnen Aspekten durchhalten. Das ist in Heiratsannoncen des Öfteren der Fall:

> *Frau, 55/1,73, schwarze Haare […] Und ist der Herbst nicht wie der Frühling, sonnig, bunt, stürmisch, dabei doch ruhiger und genußvoller? Die Ernte ist eingefahren, aber noch können die roten, frischen Äpfel vom Baum geholt werden und während wir knackig hineinbeißen, freuen wir uns schon, sie im Winter, am warmen Ofen langsam, gemütlich mit Zimt, Rosinen, Sahne und Musik zu genießen. Weltbürgerin (engl., spa., frz.) mit angesehenem akad. Beruf […]* (*Die Zeit*, 7.12.2000)

Hier wird die alte metaphorische Gleichung ‚die Lebenszeit ist ein Jahreskreis' in drei von vier Abschnitten (*Frühling, Herbst, Winter*) genannt. Die Schreiberin fokussiert den *Herbst*, dessen Attribute (ebenso *sonnig, bunt, stürmisch* wie der *Frühling*, aber *ruhiger*) sich leicht auf den Lebensabschnitt vor dem Alter übertragen lassen. Wem sich aufgrund der Formanalogie bei den *frischen Äpfel[n]* ein zu konkretes erotisches Bild

einstellt, der muss zu Beginn des nächsten Satzes (*während wir knackig hineinbeißen*) wieder eine Abstraktionsstufe höher klettern. Ein Rückblick auf den Sommer (*die Ernte ist eingefahren*) und ein Ausblick auf den *Winter* grenzen den *Herbst* ein, wobei sich das Zukunftsbild von den Bratäpfeln sich zunehmend zu einer nicht-metaphorischen häuslichen Idylle entwickelt. Die Metaphernstrecke bildet den Hauptteil des Textes. Am Anfang und am Ende stehen mehr sachliche Informationen.

Auch das folgende Beispiel stammt aus einem kurzen Text, einer Leserzuschrift an die Zeitung *Time*. Der Schreiber baut die bekannte Gleichsetzung ‚der Staat ist ein Schiff' aus:

> *There seems to be a lot of arrogance on the bridge of the U.S. ship of state, which has been steered on a heading favored more by the officers and crew than by the passengers. I hope Senator Jeffords' decision will be seen as a shot across the bow that will correct the course to benefit all the country, not just people in the first class* (*Time* July 2, 2001, S. 8).

Ich brauche nicht die einzelnen Bestandteile (*Brücke*) und Funktionen (*steuern, den Kurs korrigieren*) eines Schiffes, die sozialen Kategorien (*Offiziere, Mannschaft, Passagiere, Leute der ersten Klasse*) und das, was man (im Konfliktfall) mit einem Schiff machen kann (*Schuss vor den Bug*), zu erläutern. Obwohl alle Metaphern zum gleichen Bildfeld (*Staatsschiff*) gehören und dadurch leicht verständlich sind, haben sie dennoch etwas Gewolltes, was sich auch an dem Bildbruch *Schuss vor den Bug* zeigt: Jefford ist US-Amerikaner, sogar Senator, gehört im Bild also zur *Crew*. Normalerweise kommt ein *Schuss vor den Bug* von einem anderen Schiff, nicht von innerhalb des Schiffes.

Texte, in denen sich ein Metaphernbündel von Anfang bis Ende durchhält, sind selten. Wenn ein Grundgedanke metaphorisch eingeführt und dieser nicht von anderen Themen abgelöst wurde, so ist dies auch für mittellange Zeitungstexte möglich. Der Bericht *Fastenkur im Zentrum der Milchstraße. Schwarzes Loch hat vor 50 Jahren zum letzten Mal große Mengen Materie verschluckt* (*SZ* 13.1.07) berichtet nur über dieses Thema, das über folgende Reihe von Essensmetaphern veranschaulicht wird; am Textbeginn: *Vielfraße, vertilgen, Hunger schieben, letzte vernünftige Mahlzeit*; in der Textmitte: *vertilgen*; am Schluss: *ein Festmahl*. Es gibt jedoch auch sehr lange Zeitungstexte, die ein Bildfeld durchhalten. Ein solcher Text ist der ziemlich lange Artikel *Das offene Fenster. Vor 40 Jahren ging das Zweite Vatikanische Konzil zu Ende* von Matthias Dobrinski (*Süddeutsche Zeitung*, 8. 12. 2005). Der Artikel besteht aus zehn Abschnitten, und es ist interessant, dass das Bild des *offenen Fensters*, das *frische Luft* in das Haus der Kirche einlässt, am Beginn und am Ende des Textes ausgefaltet wird. Ich zitiere nur die entsprechenden Stellen:

Überschrift: „Das offene Fenster"

1. Abschnitt: „Frische Luft für die katholische Kirche." Symbolisierung des wirklichen Windes auf dem Petersplatz am 8.12.1965 als „der Wind des Wandels"
1. Abschnitt: Papst Johannes XXIII beruft das Konzil ein, „um die Kirchenfenster zur Gegenwart zu öffnen, frische Luft hineinzulassen"; die Kardinäle und die Kurie „wollen die Fenster höchstens kippen"
8. Abschnitt: Nach dem Konzil: Wie ist das Konzil zu deuten? „Muss die Kirche von nun an die Fenster offen halten […]? Ist nun genug Frischluft in die Kirche geströmt, muss das Fenster wieder geschlossen werden, damit sich das Kirchenvolk nicht erkältet?"

9. Abschnitt: Die Päpste nach Johannes XXIII: „Durchgesetzt hat sich letztlich die Angst vor der Erkältung des Gottesvolkes. Die Phase der Frischluft-Phobie beginnt mit der ‚Pillen-Enzyklika.'" In den 90er Jahren: Zahlreiche Rundschreiben [verkleben] die letzten Ritzen des einst offenen Fensters […] Aus dem frischen Wind von einst ist schlechte Luft geworden."

Der Aussageintention des Textes, dass die „Öffnung" der Kirche nach dem Vatikanischen Konzil mehr und mehr zurückgenommen wurde, folgt die Veränderung des Bildes von einem *offenen* über ein *gekipptes* zu einem *geschlossenen*, ja sogar zu einem *bis in die letzten Ritzen verklebten Fenster*. Das offene Fenster ist aber nicht das Wesentliche; es ist nur die Bedingung für *frische Luft*. Und mit dieser steht am Beginn und am Ende des Textes metonymisch der (*frische*) *Wind*, der, wenn er nicht mehr wehen kann, zur *schlechten Luft* wird. Natürlich rechnet der Autor bei seinen bibelkundigen Lesern damit, dass sie sich an das Jesuswort erinnern, dass der Wind (der Geist) weht, wo er will (Joh. 3, 8).

4. Metaphernsprünge

Kein komplexer Sachverhalt ist nur mit *einer* Metapher zu verstehen. Jede Metapher blendet bestimmte Eigenschaften des zu verstehenden Objekts aus. Es ist deshalb sinnvoll, wenn man in erklärenden Texten mehrere metaphorische Modelle auf das zu erläuternde Konzept anwendet. An einem Radio-Bericht über die Aids-Forschung hat Biere (1997) gezeigt, wie die körpereigene „Abwehr" von Viren zuerst mit dem Modell ‚Kampf' (*blockieren, unterminieren, aufgeben, Kampf*) eingeführt wird, wie sie sich allmählich vermischt mit dem Modell ‚biologische Vermehrung' der Viren, wie diese miteinander verwobenen Bilder plötzlich unterbrochen werden durch das ganz andere Bild einer *Tretmühle*, wie dann aber der Schreiber wieder zurückkehrt zur Vorstellung eines Kampfes, diesmal verbunden mit dem Szenario ‚Kampf um Produktionsstätten' (*einbauen*).[12]

Ein anderes Beispiel: In einer Zeitungsreportage geht es um den prekären Zustand der großen Koalition im Juni 2006 und um die Bemühungen der beiden Fraktionschefs, Peter Struck (SPD) und Volker Kauder (CDU), die Abgeordneten ihrer Parteien zu kontrollieren. Der Artikelschreiber vergleicht die politische Zusammenarbeit der beiden Parteien zunächst mit einem erzwungenen Zusammenspiel jahrelang verfeindeter Fußballmannschaften. Diese Metapher hält sich durch fünf Sechstel des ersten Abschnitts, wird immer wieder durch andere Bilder gestört und wechselt dann plötzlich zu dem anderen Bild eines zuerst glimmenden, dann brennenden Feuers, das Feuerwehrleute löschen müssen. Zur Markierung der schnellen Wechsel von bildspendenden Realitätsbereichen werden diese in eckigen Klammern in den nun folgenden Textausschnitt eingeschoben und die entsprechenden metaphorischen Ausdrücke unterstrichen:

Große Koalition, das ist ein bisschen, als hätte man
[Fußball:]
die Mannschaften von Werder Bremen und Bayern München

[12] Im gleichen Kontext von medizinischen Erklärungen beobachtet Dobrovol'skij (1997: 174ff.) den Wechsel unterschiedlicher Metaphernkonzepte in der Beschreibung nacheinander folgender Prozesse bei einem Befall mit HIV-Viren. Nietzsche war ein Meister der schnellen Metaphernwechsel (Schwitalla 2001: 75ff.).

[Zugtiere, Joch:]
zusammengeschirrt.
[Kampf, Fußball:]
Jahrelang wurde erbittert um die Vorherrschaft gekämpft, und nun soll man sich plötzlich gegenseitig Vorlagen geben und gemeinsam Tore schießen. Das ist nicht leicht.
[Konzern:]
Auf der Vorstandsetage sind zwei, die plinkern sich manchmal freundlich an, aber dann hält der eine, wie am Freitag geschehen, erbost eine Pressekonferenz.
[Fußball:]
Auch die Mannschaften tun sich schwer, und deshalb haben die beiden Trainer Volker Kauder und Peter Struck tatsächlich sehr viel Arbeit zu verrichten. [... 3 Zeilen ausgelassen]
[Militär? Organisation]
Ist etwas der einen Truppe
[Körperorgane:]
ein Herzensanliegen, dann kann man darauf wetten, dass es der anderen an die Nieren geht.
[Feuer, Feuerwehr:]
Irgendwo glimmt es immer, und dass daraus kein Brand wird, ist die Hauptaufgabe der Feuerwehrleute Kauder und Struck. Löschen, ausblasen,
[Wasserflut:]
eindämmen, wegreden,
[Bombe:]
entschärfen,
[Hirt, Herde?:]
zusammenhalten.
[See-, Meeresoberfläche:]
Wogen glätten, Kompromisse finden – es ist eben nicht wenig, was einer können muss in diesem Job. [...]
(*Süddeutsche Zeitung*, 6.6.2006)

Der Text setzt sich dann mit weiteren Berufsvergleichen fort (*Basarhändler*, *Schlichter*, *Krisenmanager*) und endet in einer fast gewaltsamen Rekonkretisierung des idiomatischen Ausdrucks *Kindergärtner*: *ein Talent zum Gärtnern von Kindern ist ebenfalls nicht schädlich*. Man sieht: Der Artikelschreiber lässt sich von seinen Einfällen leiten. Das Bild von der zusammengezwungenen Fußballmannschaft passt für den Zustand der großen Koalition, deren Partner dazu neigen, gegeneinander statt miteinander zu agieren. Das Bild passt schon nicht mehr zu der Tatsache, dass *eine* Mannschaft eigentlich nur *einen* Trainer hat; und die Frage, gegen wen man spielt, wird ganz ausgeblendet. Schon in diesem Textteil werden immer wieder Metaphern aus anderen Wirklichkeitsbereichen eingebaut (Joch, Konzern, Militär?, Körper). Einen starken Bruch gibt es dann beim Wechsel zum Bild ‚Brand – Brandbekämpfung'. Und dann überschlagen sich geradezu heterogene Metaphern. Sehr schnell wechseln die Bilder: von Brand (*löschen, ausblasen*), zu einer Flut (*eindämmen*), zu einer Bombe (*entschärfen*), zu einer Herde oder Kinderschar (*zusammenhalten*), zu *Wogen glätten*. Und mit den Bildern wechseln implizit auch die Kollektive bzw. materiellen Stoffe, die Kauder und Struck kontrollieren. Sie werden bis zu *Brand* und *Bombe* immer stärker negativ konnotiert (Intensivierung).

Trotz der vielen unterschiedlichen Metaphern hält sich aber doch von Anfang bis Ende eine kohyponyme Reihe von Berufsbezeichnungen durch, deren Überbegriff am Ende auch genannt wird (*Job*). Von diesen Berufsbezeichnungen haben einige die Funktion, Untergebene bzw. Anvertraute zu beaufsichtigen und/oder zu belehren (*Trainer*, implizit: *Hirt*, *Gärtner von Kindern*); andere haben die Funktion, Konflikte zu lösen und Interessensunterschiede auszugleichen (*Schlichter, Krisenmanager, Basarhändler*). Insofern sind die gewählten Metaphern nicht vollkommen willkürlich. An den schnellen Wechseln und an der gesuchten Formulierung *Gärtner von Kindern* merkt man auch, dass es dem Autor Spaß macht, in variationsreichen Bildern zu schwelgen.[13]

5. Dialogische Weiterführungen von Metaphern

In gesprochenen Dialogen sind dieselben semantischen Expansionsmuster wie in geschriebenen Texten zu beobachten. Im Dialog haben wir aber zwei Sprecherquellen und damit möglicherweise unterschiedliche Perspektiven auf das, wovon gesprochen wird. Es kommt hier wesentlich darauf an, ob der nachfolgende Sprecher die Perspektive des vorausgehenden übernimmt oder ob er eine eigene setzt. Perspektivenübernahmen führen die Metapher des vorangegangenen Sprechers weiter; Perspektivendivergenzen setzen eigene Akzentuierungen bis hin zu ganz anderen Bildern (vgl. Liebert 1997: 187). Zuerst ein Beispiel für eine dialogische Fortführung. Drei Interviewer sprechen über einen Bewerber und seine derzeitigen Arbeitskollegen nach einem gerade abgeschlossenen Bewerbungsgespräch. Sie kritisieren an ihnen, dass sie sich darauf beschränken, vorgegebene Aufgaben zu lösen anstatt eigene Initiativen zu entwickeln:

Int. 3: Und dann gehen die nur an dieses Projekt <u>mit Scheuklappen</u> dran.

Int. 1: Ja genau, damit die ja nicht <u>vom Wege abkommen</u>.

Int. 3: Damit die ja nicht was andres machen.

Int. 2: Also Multi-Tasking sollte bei uns schon weiterhin auch bei den Mitarbeitern möglich sein. (Text von Karin Birkner)

Scheuklappen zu haben bedeutet borniert sein, nur das zu „sehen“, was einem andere vorgeben. Interviewer 1 stimmt diesem Bild zu, wählt aber einen anderen Vergleichspunkt aus. Das funktionale Ziel der Scheuklappen ist nun nicht mehr, anderes nicht wahrnehmen zu können, sondern *nicht vom Wege abkommen*. Dies ist eine Wegmetapher, die schon im Bild der Scheuklappen angelegt ist: Scheuklappen hindern Pferde daran, von Ereignissen um sie herum scheu zu werden, damit sie sich nur auf den Weg vor ihnen konzentrieren können. *Vom Wege abkommen* ist eine Wendung aus dem Bildbereich ‚Leben = Weg’, die meint, dass man von geplanten, meist auch guten Vorsätzen für die Zukunft „abweicht“. Interviewer 3 und Interviewer 2 formulieren dann die vom Bewerber geforderten Eigenschaften mit nicht-metaphorischer Lexik (*was andres machen; Multi-Tasking*).

Häufiger sind in dialogischen Materialien Bildentgegensetzungen, weil man mit ihnen andere Sichtweisen auf die Welt werfen kann. Am einfachsten ist dies durch eine antonymische Umkehr des Bildes. Ein Beispiel: Ein erwachsener Besucher steht auf dem

[13] Einen ähnlich schnellen Wechsel von Metaphern zur Umschreibung eines Fremdstereotyps hat Roth (2005: 22ff.) analysiert: Eine Ostberlinerin charakterisiert Westdeutsche zuerst mit der verblassten Metapher *Kaltschnäuzigkeit*, dann mit *Ablehnung in der Ausstrahlung* und als *Struktur durch die Gegend gehen*, dann findet sie das Bild einer *Schale*, *hinter* der man ein *Lebewesen* erkennen kann, an der man *rumklopfen* und die man *entblättern* kann.

Balkon der Gastgeber, blickt in den schönen Garten und sagt: „Das ist ja hier das Paradies“. Der Sohn der Gastgeber, der im Hintergrund an einem Tisch sitzt und arbeitet und an den die Rede nicht gerichtet war, sagt im schnellen Anschluss: „Das ist hier die Hölle.“ Alle lachen. - *Paradies* und *Hölle* sind Antonyme; jedoch hat sich mit der Entgegensetzung auch das Referenzobjekt (*das*) verschoben: Es meint nicht mehr Haus und Garten, sondern die Lebensumstände des Sohnes in Bezug auf seine Eltern.

Beim Argumentieren gibt es den rhetorischen Trick, ein Argument des Gegners gegen ihn selbst zu kehren. Entsprechend kann man eine Metapher des Gesprächspartners gegen ihn interpretieren, indem man an einem anderen Aspekt anknüpft als jener. Man kann im Bildspender ein anderes *tertium comparationis* auswählen; man kann der angebotenen Metapher eine andere (kohyponyme) entgegensetzen;[14] man kann aber auch das gewählte Bild übernehmen und in einen anderen Rahmen stellen. Letzteres tut ein Interviewer in einem Bewerbungsgespräch. Der Bewerber hatte gerade gesagt, dass er 7.300 DM im Monat verdiene, und auf die Nachfrage des Interviewers, ob er auch in seiner neuen Stelle mit soviel Gehalt rechne, antwortete er mit den Metaphern *einen Schritt nach vorne* vs. *einen Schritt zurück*:

BE: man wechselt ja UNgerne indem man nen schritt zuRÜCK macht;
man sucht ja den schritt nach VORne.
(0,5)
IN: (hehehehehehe) (h) also (h) DA (h) müssen=se (h) jetzt ERSTmal=n (h) schritt machen, (h) damit se nich in=n ABgrund stürzen; herr: herr brinkmeier.
(Birkner 2001: 171)

Der Interviewer setzt das Bild *einem Schritt nach vorne machen*, das beim Bewerber nur auf der Analogie zwischen ‚ein Schritt nach vorwärts’ = ‚mehr Geld verdienen’ beruhte, in einen vollkommen neuen Rahmen. Er antwortet angesichts der gesetzten Alternative *einen Schritt vorwärts* vs. *einen Schritt zurück* zunächst unspezifisch hinsichtlich der Richtung, wohin der Schritt gehen soll: *erstmal=n Schritt machen*. Dann führt er aber die neue Metapher *Abgrund* ein, und plötzlich steht das Bild vom *Schritt* in einer vollkommen neuen Situation: Der Bewerber steht vor einem *Abgrund*, d.h. es droht ihm die Arbeitslosigkeit. Es empfiehlt sich daher eher ein *Schritt zurück*, sprich: sich mit einem geringeren Gehalt zu begnügen. All das bringt der Interviewer nach einem langen Lachen und unter ständig wiederholten Lachpartikeln (*(h)*) hervor. Er freut sich wohl über seine eigene Uminterpretation, ist aber ziemlich ungerührt darüber, was das für den Bewerber bedeutet.

Schlagfertige Antworten auf provozierende Initiativen, die geschickt das metaphorische Material in eine andere Richtung lenken, spielen in Kulturen, die Schlagfertigkeit und spielerische Aggression schätzen, eine große Rolle. Mitchell-Kernan (1972: 174) berichtet folgendes Beispiel: Bei einer Party unter Schwarzen in New York kommt ein männlicher Gast aus der Toilette. Er hat vergessen, seinen Hosenladen zuzumachen. Einige Frauen beobachten ihn und lachen. Freunde des Mannes machen ihn auf sein Missgeschick aufmerksam. Nun geht der Mann auf eine der Frauen zu und sagt:

[14] Zu beidem liefert Habscheid (2003: 183ff.) eine Analyse: Anstehende Organisationsaufgaben werden von Sprecher A als *Kette* symbolisiert; B stellt dem ein *Puzzlespiel* gegenüber, und nun beginnt ein wechselseitiges Interpretieren der Puzzle-Metapher: A fragt, ob alle Puzzle-Teile vorhanden seien; B fragt, ob nicht auch Puzzle-Teile aus einem anderen Puzzle dazwischen gemengt wurden, dann fordert er, neue Puzzle-Regeln zu erfinden. Zur kohyponymen Entgegensetzung vgl. auch das letzte Beispiel dieses Abschnitts.

Mann: Hey, baby, did you see that big Cadillac with full tires,
ready to roll in action just for you?
Frau: No, motherfucker, but I saw a little grey Volkswagen with two flat tires.

6. Der rhetorische Nutzen von Metaphern im Text

Der natürliche Ort des Denkens und Schreibens in Bildern ist die Dichtung, speziell die Lyrik (Wellbery 1999). In Alltagstexten dienen expandierte Metaphern vor allem in wissensvermittelnden Texten – mündlichen wie schriftlichen – dazu, einem Laienpublikum durch das Anknüpfen an Erfahrungen des Alltags einen fremden, schwierigen Wissensstoff begreiflich zu machen (Hartog 1996: 217ff.).

Texte sind sprachliche Einheiten, in denen Gedanken entwickelt werden können. Sie bieten deshalb für Metaphern die Möglichkeit, ihre potenziellen semantischen Anschlussstellen zum Ausgangspunkt neuer Gedanken zu machen. Was am Anfang noch vage formuliert wird, kann mit immer mehr Informationen zu einem immer vollständigeren Wissen werden. Metaphern wirken dabei eindringlicher als abstrakte Begriffe. Wenn man über eine einzelne Metapher hinweglesen kann, und dies umso eher, je verblasster die Metapher ist, so ist dies bei Textstücken, die mehrere Metaphern aneinanderreihen oder zum Ausgangspunkt einer ganzen Szene manchen, nicht mehr so leicht möglich. Automatisch stellt sich eine visuelle Vorstellung ein, und je detaillierter sie der Text versprachlicht (z.B. *die letzten Ritzen eines Fensters verkleben*), umso stärker wirkt sie auf unsere Phantasie.

Wir verarbeiten visuelle Vorstellungen anders als abstrakte Begriffe.[15] Metaphern sind mehr mit den Modi der Sinneswahrnehmungen verbunden und mit Gefühlen besetzt (Beispiele aus den zitierten Texten: *Trampolin, Blitz, scharfer Senf, enthuschender Nebel, entgleisen, knackig in einen Apfel hineinbeißen*). Und da die meisten metaphorischen Wörter aus dem Wortschatz unserer Alltagserfahrung stammen, können sie leicht zu Szenen („Szenarios“) ausgebaut werden, in denen der Referent normalerweise vorkommt. Auf diese Weise entsteht sowohl beim Produzenten wie beim Rezipienten ein immer komplexeres Bild von einer Szene oder einer Handlungsfolge. Das Interesse am Text bleibt erhalten. Die Bildlichkeit prägt sich dem Gedächtnis stärker ein als Abstraktion.

Natürlich können sich beim Sprechen, mehr noch als beim reflektierten Schreiben, semantische Inkohärenzen ergeben (Dobrovol'skij 1997: 177).[16] Aber das Faszinierende an solchen Metaphernexpansionen ist der erstaunliche Einfallsreichtum, mit dem wir Alltagsmenschen unsere Themen umschreiben. Wenn sich gar zwei Metaphernkozepte überlagern und mischen (metaphorisches Blending), führt dies zu vollkommen neuen Vorstellungen und überraschenden Erkenntnissen.[17]

---

[15] Es scheint, dass Metaphern (wie Interjektionen, die Prosodie, Humor und indirektes Sprechen) bei Rechtshändern in der rechtsseitigen Hemisphäre verarbeitet werden (Instituts de Recherche en Sanité du Canada: Le cerveau à tous les niveaux. De la pensée au langage. http://lecerveau.mcgill.ca/flash/index._d.html (Stand: 19.5.2007).

[16] Schriftliche Texte stehen jedoch mündlichen in nichts nach, wenn es darum geht, Bildkapriolen zu schlagen. Ein Bericht über die Namensänderung der Firma Daimler-Chrysler mit der Überschrift *Benz kommt unter die Räder* beginnt folgendermaßen: *Angefangen hat es damit, dass ein Herr Schrempp und ein Mister Eaton sich vor dem Traualtar gegen den Vater des Automobils versündigten* (*Badische Zeitung*, 19.5.07).

[17] Ein Verfahren, das Nietzsche öfters anwendet (Schwitalla 2001: 83ff.). Man hat überhaupt das Gefühl, dass sich Nietzsche durch seine bildhaften Einfälle bei der Verfolgung eines Gedankens treiben lässt. Vgl. auch die oben zitierte Mischung von Modellen bei Biere (1997: 135ff.).

Anhang: Transkriptionszeichen

(.)	Mikropause
(-)	kurze Pause
(--)	mittlere Pause
KLAR	Hauptakzent (ganze Silbe mit Großbuchstaben)
klAr	Nebenakzent (Silbenkern mit Großbuchstaben)
=	Verschleifung zwischen Wortgrenzen
.	stark fallende Intonation nach Äußerungseinheit
;	leicht fallende Intonation nach Äußerungseinheit
,	leicht steigende Intonation nach Äußerungseinheit
?	stark steigende Intonation nach Äußerungseinheit
:	Dehnung

Literaturverzeichnis:

DE BEAUGRANDE, Robert-Alain /DRESSLER, Wolfgang Ulrich (1982): *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen.

BIERE, Bernd Ulrich (1997): „Sturmangriff der Killerviren". Metaphern und Verständlichkeit. In: BIERE, Bernd Ulrich/LIEBERT, Wolf-Andreas (Hg.), S. 132-147.

BIERE, Bernd Ulrich /LIEBERT, Wolf-Andreas (Hg.) (1997): *Metaphern, Medien, Wissenschaft.* Zur Vermittlung der AIDS-Forschung in Presse und Rundfunk. Opladen.

BIRKNER, Karin (2001): *Bewerbungsgespräche mit Ost- und Westdeutschen.* Eine kommunikative Gattung in Zeiten gesellschaftlichen Wandels. Tübingen.

DOBROVOL'SKIJ, Dimitrij (1997): Metaphernmodelle und Idiome in mündlichen Fach- und Vermittlungstexten. Eine exemplarische Analyse zum Thema AIDS. In: BIERE, Bernd Ulrich/LIEBERT, Wolf-Andreas (Hg.), S. 148-179.

DREWS, Axel /GERHARD, Ute /LINK, Jürgen (1985): Moderne Kollektivsymbolik. Eine diskurstheoretisch orientierte Einführung mit Auswahlbibliographie. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. 1. Sonderheft, S. 257-375.

HABSCHEID, Stephan (2003): *Sprache in der Organisation. Sprachreflexive Verfahren im systematischen Beratungsgespräch*. Berlin, New York.

HARTOG, Jennifer (1996): *Das genetische Beratungsgespräch*. Tübingen.

HEESCHEN, Volker (1984): Ästhetische Form und sprachliches Handeln. In: ROSENGREN, Inger (Hg.): *Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1984*. Malmö, S. 387-411.

JAKOB, Karlheinz (1991): *Mensch, Maschine, mentales Modell*. Tübingen.

KRATOCHVÍLOVÁ, Iva (2006): *Zur Konzeptualisierung und Popularisierung von Wissen in der Enzyklopädie des ausgehenden 19. Jahrhunderts*. Typoskript.

LAKOFF, George /JOHNSON, Mark (1980): *Metaphors we live by*. Chicago, London.

LIEBERT, Wolf-Andreas (1992): *Metaphernbereiche der deutschen Alltagssprache. Kognitive Linguistik und die Perspektiven einer Kognitiven Lexikographie*. Frankfurt/M.

LIEBERT, Wolf-Andreas (1997): Interaktion und Kognition. Die Herausbildung metaphorischer

Denkmodelle in Gesprächen. In: BIERE, Bernd Ulrich/LIEBERT, Wolf-Andreas (Hg.), S. 180-209.

MARCUS FABIUS QUINTILIANUS: *Ausbildung des Redners.* Zwölf Bücher. RIEM, Helmut.(Hg.) (1975): Darmstadt.

MIDJANA, Tetjana (2005): *Die Periphrase*. Tübingen.

MITCHELL-KERNAN, Claudia (1972): Signifying and Marking: Two Afro-American Speech Acts. In: GUMPERZ, John J. /HYMES, Dell (Hg.): *Directions in Sociolinguistics*. New York etc., S. 161-179.

MUSOLFF, Andreas (2003): Metaphernanalyse als Aspekt komparativer Diskursgeschichte. Zum Vergleich bildhaften Sprachgebrauchs in deutschen und britischen Europadiskursen. In: WENGELER, Martin (Hg.): *Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven*. Hildesheim, Zürich, New York, S. 272-287.

ROTH, Marita (2005): Die Kraft der Metapher im Prozess der Stereotypisierung. In: *Deutsche Sprache* 33, S. 15-32.

SCHMIDT, Katrin (2003): *„Alt hat Vorfahrt". Gesprochene Metaphern in Chorprobengesprächen.* MA-Arbeit im Fach Deutsche Sprachwissenschaft, Universität Würzburg.

SCHWITALLA, Johannes (2001): Nietzsche's Use of Metaphors: Semantic Processes and Textual Procedures. In: *Journal of Nietzsche Studies* 22, S. 64-87.

SPIEGEL, Carmen (1996): „Bei ihrer wegwerfmentalität geht unsere welt zugrunde". Zum Topos „Eine Welt" in umweltpolitischen Auseinandersetzungen. In: *Der Deutschunterricht* 2/96, S. 102-107.

STRATHERN, Andrew (1975): Veiled Speech in Mount Hagen. In: BLOCH, Maurice (Hg.): *Political Language and Oratory in Traditional Society*. London etc., 185-203.

WEINRICH, Harald (1967): Semantik der Metapher. In: *Folia Linguistica* 1, S. 3-17.

WEINRICH, Harald (1976): *Sprache in Texten*. Stuttgart.

WELLBERY, David E. (1999): Übertragen: Metapher und Metonymie. In: BOSSE, Heinrich/ RENNER, Ursula (Hg.): *Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel*. Freiburg/Br., S. 139-155.

WOLF, Norbert R. (1981): Am Beispiel Elias Canettis Überlegungen zur Textsyntax und zur Texttypologie. In: HOLZNER, Johann/KLEIN, Michael/WIESMÜLLER, Wolfgang (Hg.): *Studien zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für Alfred Doppler*. Innsbruck, S. 205-218.

WOLF, Norbert R. (1996): Wortbildung und Text. In: *Sprachwissenschaft* 21, H. 3, S. 241-261.

Überlegungen zur deutschen Konjugation

Norbert Richard WOLF

1. Terminologisches

Das Deutsche gilt gemeinhin als eine flektierende Sprache. Spätestens aber seit dem Aufsatz von Damaris Nübling (2002) ist uns bewusst, dass die Flexion, zumindest im Deutschen der Gegenwart, nicht das einzige Verfahren zu Bildung von ‚Flexionsformen' ist, was vor allem auf die Konjugation, die Formenbildung des Verbs, zutrifft.

Damit die Verwirrung der geneigten Leserschaft nicht größer wird als unbedingt notwendig, seien einige Festlegungen vorangestellt. ‚Konjugation' ist die Formenbildung des Verbs, die sowohl durch ‚Flexion' als auch durch ‚Agglutination' vor sich gehen kann. Unter ‚Flexion' verstehe ich die ‚innere' Formbildung, wie sie besonders bei den starken Verben begegnet: *spr**e**ch*(*-en*) vs. *spr**a**ch*. Das Ergebnis der Flexion ist ein ‚Portemanteaumorph', eine Form, die sich ausdrucksseitig nicht segmentieren lässt, obwohl sie die Bedeutung von zwei (oder mehr) Morphemen in sich trägt: Die Form *sprach* enthält demgemäß die Bedeutungen {*sprech(en)*} + {Präteritum}. Agglutination ist demgemäß die Aneinanderreihung der Morpheme: *red*(*-en*) vs. *red-ete*; hier sind die beiden Morphe(me) deutlich sichtbar: {*red* = Basismorphem} + {*ete* = Präteritum}.

Wenn mann bereit ist, diesen terminologischen Festlegungen zumindest auf diesen Seiten zu folgen, dann ergibt sich, dass wir als übergeordneten Begriff nicht ‚Flexion', sondern ‚Formenbildung' verwenden sollten.

2. Herkömmliches

Bislang finden wir in den Grammatiken meist folgende Paradigmen, als Beispiel dient das Kapitel ‚Das Verb' in der jüngsten Auflage der Duden-Grammatik (nach Fabricius-Hansen 2005: 441ff.):

Indikativ Präsens				
Num.	Person	schwaches Verb	starkes Verb	Endung
Sg.	1.	*red-e*	*fahr-e*	*-e*
	2.	*red-est*	*fähr-st*	-(*e*)*st*
	3-	*red-et*	*fähr-t*	-(*e*)*t*
Pl.	1.	*red-en*	*fah-en*	*-en*
	2.	*red-et*	*fahr-t*	-(*e*)*t*
	3	*red-en*	*fahr-en*	*-en*

Konjunktiv I				
Num.	Person	schwaches Verb	starkes Verb	Endung
Sg.	1.	*red-e*	*fahr-e*	*-e*
	2.	*red-est*	*fahr-est*	*-est*
	3.	*red-e*	*fahr-e*	*-e*
Pl.	1.	*red-en*	*fahr-en*	*-en*
	2.	*red-et*	*fahr-et*	*-et*
	3.	*red-en*	*fahr-en*	*-en*

Indikativ Präteritum					
Num.	Person	schwaches Verb	starkes Verb	Endung schwach	Endung stark
Sg.	1.	*red-ete*	*fuhr*	*-(e)te*	-∅
	2.	*red-etest*	*fuhr-st*	-(*e*)*test*	-(*e*)*st*
	3.	*red-ete*	*fuhr*	*-(e)te*	-∅
Pl.	1.	*red-eten*	*fuhr-en*	-(*e*)*ten*	*-en*
	2.	*red-etet*	*fuhr-t*	-(*e*)*tet*	-(*e*)*t*
	3.	*red-eten*	*fuhr-en*	-(*e*)*ten*	*-en*

Konjunktiv II					
Num.	Person	schwaches Verb	starkes Verb	Endung schwach	Endung stark
Sg.	1.	*red-ete*	*führ-e*	*-(e)te*	*-e*
	2.	*red-etest*	*führ-est*	-(*e*)*test*	*-est*
	3.	*red-ete*	*führ-e*	*-(e)te*	*-e*
Pl.	1.	*red-eten*	*führ-en*	-(*e*)*ten*	*-en*
	2.	*red-etet*	*führ-et*	-(*e*)*tet*	*-et*
	3.	*red-eten*	*führ-en*	-(*e*)*ten*	*-en*

Hier und sehr wohl auch andernorts wird deutlich:

— Die starken Verben weisen sowohl im Präsens als auch im Präteritum deutliche Merkmale von Flexion auf:
1. Zur Bildung einer Personalendung des Präteritums wird durch Stammveränderung, also durch prototypische Flexion der Präteritalstamm erzeugt, an den dann die Personalendungen treten. Die Endung der 1. und 3. Person Singular ist ∅. Ansonsten werden die Personalendungen agglutinierend angefügt.
2. Bei einer Reihe von Verben ändert sich im Präsens zusammen mit der Endung der Stamm der 2. und 3 Person Singular; historisch gesehen handelt es sich hier um Umlautphänomene.

— In der herkömmlichen Darstellung haben die schwachen Verben keinen Präteritalstamm, sondern eine erweiterte Personalendung. Dabei sind die Personalendungen gleichmäßig mit dem ‚Element' -(*e*)*t*- versehen.

— Sowohl das schwache Präteritum als auch die beiden Konjunktive aller Verben haben in der 1. und 3. Person Singular ein *e* in der Endung; dieses *e*, ganz gleich wie es phonetisch realisiert wird, begegnet allerdings in jeder Personalendung der drei genannten Kategorien.

Solche herkömmlichen Darstellungen vermitteln den Eindruck, dass die Konjugation der Verben ein mehr oder weniger zufälliges Verfahren ist, Tempora, Modi und Personalformen zu erzeugen, dass die Konjugation sich mehr oder weniger jeder systematischen Darstellung entzieht.

Die große ‚Grammatik der deutschen Sprache' des Mannheimer Instituts für deutsche Sprache verfährt schon etwas anders, was kurz am Beispiel der schwachen Verben gezeigt werden soll. Es heißt explizit: „Das Morphem -*(e)t*- wird an den Präsensstamm der schwachen Verben zur Bildung des Präteritums (Indikativ/Konjunktiv) gehängt" (Hoffmann 1997: 50). Dementsprechend sieht die tabellarische Darstellung aus:

Präteritum (Indikativ): schwaches Verb			
Num.	**Person**	***machen***	***Retten***
Sg.	1. *ich*	*mach-**t**-e*	*rett-**et**-e*
	2. *du*	*mach-**t**-est*	*rett-**et**-est*
	3. *er/sie*	*mach-**t**-e*	*rett-**et**-e*
Pl.	1. *wir*	*mach-**t**-en*	*rett-**et**-en*
	2. *ihr*	*mach-**t**-et*	*rett-**et**-et*
	3. *sie*	*mach-**t**-en*	*rett-**et**-en*

Eine solche Darstellung ist sicherlich ein Fortschritt, wenngleich auch sie nicht ganz unproblematisch ist. Es stellt sich nämlich die Frage, warum z.B. -*e* (1.3. Pers. Sg.) eine eigene Endung ist, wo doch <e> in jeder Personalendung vorkommt, somit doch Teil des Präteritalmorphems sein könnte. Die Formulierung, dass bei den schwachen Verben das „Morphem -*(e)t*- [...] an den Präsensstamm [...] gehängt" werde, ist zudem

missverständlich: Wenn *mach-* der „Präsensstamm“ ist, dann müsste das Präteritalmorphem zunächst die Präsensbedeutung neutralisieren, bevor die Verbformen präteritale Bedeutung haben können.
Das Präsens ist im Gegensatz zum Präteritum ein unmarkiertes Tempus, weitgehend zeitneutral. Es braucht daher zur Tempusbildung kein Markierungssignal. *mach-* ist einfach der Verbstamm, an den dann — zur Bildung des markierten Tempus Präteritum — ein Präteritalmorphem tritt. Dasselbe gilt dann aber auch für die Konjunktive, die in der tabellarischen Übersicht in Hoffmann 1997 fehlen. Auch hier gilt: Das Präsens ist im Gegensatz zu den Konjunktiven modal unmarkiert, die Konjunktive werden demgemäß mit einem Konjunktivsignal markiert.

Dieser grammatikographische Befund aus der ‚Grammatik der deutschen Sprache‘ ist umso erstaunlicher, als bereits im Jahre 1993 ein Aufsatz mit dem vielleicht provokanten, auf alle Fälle aber neugierig machenden Titel ‚Wie schwer soll die deutsche Grammatik sein? Ein Erklärungsmodell für die Konjugation‘ (Eismann/Thurmair 1993) erschienen ist. Darin finden wir eine Tabelle, die die „Funktion der Differenzierungssignale“ (Eismann/Thurmair 1993: 239) zum Inhalt hat:

	Tempus-/Modus-Formen	**Personalformen**
charakteristische Personalendungen		+
Modifikation im Verb-Stamm	+	+
Zusatz eines Suffixes vor der Personalendung	+	

Eismann/Thurmair (1993: 240) formulieren dann explizit: „Suffixe vor den Personalendungen treten auf als
— Präteritum-Signal bei regelmäßigen Verben: Suffix *-te*
— Modus-Signal bei allen Verben im Konjunktiv I und II: Suffix *-e*.“
Dazu kommen noch phonologische Regeln, von denen eine in unserem Zusammenhang wichtig ist: „Gleiche Phoneme verschmelzen“: *wir mach-te-en → wir machten*.

Ob man im phonologischen Bereich diesen Formulierungen folgen will, ist kaum von Belang. Ich werde vorschlagen, stärker mit Allomorphien zu operieren, das Resultat wird allerdings das Gleiche sein. Zudem sollte der Terminus ‚Suffix‘ für die Wortbildung reserviert bleiben.

Eismann/Thurmair haben ihren Aufsatz ohne Kenntnis einer schwedischen Lernergrammatik des Deutschen geschrieben: Bereits im Jahre 1975 formulierte Bo Inge Andersson (1975/1990: 123ff.) folgende Regeln :

Präteritum der schw. Verben:	STAMM	+ TE +	PERSONALENDUNG
Konjunktive:	STAMM	+ E +	PERSONALENDUNGEN DES PRÄTERITUMS

Für die starken Präteritumsformen formuliert Anderssen (1975/1990):
ABGELAUTETER STAMM + PERSONALENDUNG

Damit wäre der Stand erreicht gewesen, der eine adäquate und präzise Beschreibung der gegenwartsdeutschen Konjugation ermöglicht. Leider hat das Buch von Bo Inge Andersson im deutschen Sprachraum nicht gewirkt.

3. Tastender Versuch

Im Folgenden möchte ich versuchen, im Anschluss an Andersson und Eismann/Thurmair die Regularitäten der deutschen Verbkonjugation zu beschreiben. Es geht dabei nicht um spezielle Details spezieller Verben (etwa der ‚Präterito-Präsentien') oder um Einzelfälle; es geht dabei nicht um die analytischen Formen, sondern um die beiden ‚Basistempora' Präsens und Präteritum sowie um die beiden Konjunktive.

Präsens (Indikativ): schwaches Verb				
Num.	**Person**	***machen***	***reden***	**Personal-endung**
Sg.	1. *ich*	*mach-e*	*red-e*	*-e*
	2. *du*	*mach-st*	*red-est*	-(*e*)*st*
	3. *er/sie*	*mach-t*	*red-et*	-(*e*)*t*
Pl.	1. *wir*	*mach-en*	*red-en*	*-en*
	2. *ihr*	*mach-t*	*red-et*	-(*e*)*t*
	3. *sie*	*mach-en*	*red-en*	*-en*

Präsens (Indikativ): starkes Verb				
Num.	**Person**	***geben***	***bitten***	***Personal-endung***
Sg.	*1. ich*	*geb-e*	*bitt-e*	*-e*
	2. *du*	*gib-st*	*bitt-est*	-(*e*)*st*
	3. *er/sie*	*gib-t*	*bitt-et*	-(*e*)*t*
Pl	1. *wir*	*geb-en*	*bitt-en*	*-en*
	2. *ihr*	*geb-t*	*bitt-et*	-(*e*)*t*
	3. *sie*	*geb-en*	*bitt-en*	*-en*

Im Präsens hat nur die 1. Person Singular die Personalendung -*e*. Bei allen anderen Personen steht das <e> der Endung unter phonologisch genau definierbaren Bedingungen. Es sind also durchweg Allophone mit <e> oder ohne <e> anzunehmen. Verben, deren Stämme auf *el* oder *er* auslauten, bevorzugen auch in der 1. und 3. Person Plural die Variante ohne <e>: *wir/sie wechsel-n, stöber-n*.

Präteritum (Indikativ): schwaches Verb					
Num.	**Person**	***machen***	***reden***	**Präterital-morphem**	**Personal-endung**
Sg.	1. *ich*	*mach-te-∅*	*red-ete-∅*	-(*e*)-*te*-	-∅
	2. *du*	*mach-te-st*	*red-ete-st*	-(*e*)-*te*-	-*st*
	3. *er/sie*	*mach-te-∅*	*red-ete-∅*	-(*e*)-*te*-	-∅
Pl.	1. *wir*	*mach-te-n*	*red-ete-n*	-(*e*)-*te*-	-*n*
	2. *ihr*	*mach-te-t*	*red-ete-t*	-(*e*)-*te*-	-*t*
	3. *sie*	*mach-te-n*	*red-ete-n*	-(*e*)-*te*-	-*n*

Präteritum (Indikativ): starkes Verb					
Num.	**Person**	***geben***	***bitten***	**Präterital-morphem**	**Personal-endung**
Sg.	1. *ich*	*gab-∅*	*bat-∅*	Ablaut	-∅
	2. *du*	*gab-st*	*bat-est*	Ablaut	-(e)st
	3. *er/sie*	*gab-∅*	*bat-∅*	Ablaut	-∅
Pl.	1. *wir*	*gab-en*	*bat-en*	Ablaut	-*en*
	2. *ihr*	*gab-t*	*bat-et*	Ablaut	-(e)t
	3. *sie*	*gab-en*	*bat-en*	Ablaut	-*en*

Das Präteritalmorphem der schwachen Verben existiert ebenfalls in zwei Allomorphen, sodass wir dafür notieren können: -(*e*)*te*-. Der Verbstamm und das Präteritalmorphem bilden zusammen den Präteritalstamm, an den die Personalendungen treten. Der Präteritalstamm der starken Verben wird als Portemanteau-Morph gebildet:

STAMM + PRÄTERITUM → ABGELAUTETER PRÄTERITALSTAMM

Der entscheidende Vorteil dieser Darstellung liegt in der Tatsache, dass die präteritalen Personalendungen der starken und der schwachen Verben identisch sind, sich höchstens als phonologisch bedingte Allophone voneinander unterscheiden (können).

Zwischen dem Präteritalstamm *gab* und den Präsensstamm 2. und 3. Person Singular *gib* besteht ein kategorialer Unterschied:

gab-: Portemanteumorph
Bedeutung von zwei Morphemen: {geb} + {Präteritum} ➞ *gab*

gib-: Allomorph von {geb}, kombinatorisch (in Verbindung mit bestimmten Personalendungen), Bedeutung nur eines Morphems

Der Konjunktiv I wird bekanntlich mit Hilfe des (Präsens-)Stammes und des Konjunktivmorphems -*e*- gebildet.

Konjunktiv I: schwaches Verb					
Num.	**Person**	***machen***	***reden***	**Konjunktiv-morphem**	**Personal-endung**
Sg.	1. *ich*	*mach-e-∅*	*red-e-∅*	*-e-*	*-∅*
	2. *du*	*mach-e-st*	*red-e-st*	*-e-*	*-st*
	3. *er/sie*	*mach-e-∅*	*red-e-∅*	*-e-*	*-∅*
Pl.	1. *wir*	*mach-e-n*	*red-e-n*	*-e-*	*-n*
	2. *ihr*	*mach-e-t*	*red-e-t*	*-e-*	*-t*
	3. *sie*	*mach-e-n*	*red-e-n*	*-e-*	*-n*

Konjunktiv I: starkes Verb					
Num.	**Person**	***geben***	***bitten***	**Konjunktiv-morphem**	**Personal-endung**
Sg.	1. *ich*	*geb-e-∅*	*bitt-e-∅*	*-e-*	*-∅*
	2. *du*	*geb-e-st*	*bitt-e-st*	*-e-*	*-st*
	3. *er/sie*	*geb-e-∅*	*bitt-e-∅*	*-e-*	*-∅*
Pl.	1. *wir*	*geb-e-n*	*bitt-e-n*	*-e-*	*-n*
	2. *ihr*	*geb-e-t*	*bitt-e-t*	*-e-*	*-t*
	3. *sie*	*geb-e-n*	*bitt-e-n*	*-e-*	*-n*

Der Konjunktiv II geht vom Präteritalstamm der starken und der schwachen Verben aus. Bei den starken Verben wird der Stammvokal umgelautet, sofern ein umlautfähiger Vokal vorhanden ist.

Konjunktiv II: schwaches Verb						
Num.	**Person**	***machen***	***reden***	**Präterital-morphem**	**Konjunktiv-morphem**	**Personal-endung**
Sg.	1. *ich*	*mach-t-e-∅*	*red-et-e-∅*	*-(e)t-*	*-e-*	*-∅*
	2. *du*	*mach-t-e-st*	*red-et-e-st*	*-(e)t-*	*-e-*	*-st*
	3. *er/sie*	*mach-t-e-∅*	*red-et-e-∅*	*-(e)t-*	*-e-*	*-∅*
Pl.	1. *wir*	*mach-t-e-n*	*red-et-e-n*	*-(e)t-*	*-e-*	*-n*
	2. *ihr*	*mach-t-e-t*	*red-et-e-t*	*-(e)t-*	*-e-*	*-t*
	3. *sie*	*mach-t-e-n*	*red-et-e-n*	*-(e)t-*	*-e-*	*-n*

Konjunktiv II: starkes Verb						
Num.	**Person**	***geben***	***bitten***	**Präterital-morphem**	**Konjunktiv-morphem**	**Personal-endung**
Sg.	1. *ich*	*gäb-e-∅*	*bät-e-∅*	Ablaut	*-e-*	*-∅*
	2. *du*	*gäb-e-st*	*bät-e-st*	Ablaut	*-e-*	*-st*
	3. *er/sie*	*gäb-e-∅*	*bät-e-∅*	Ablaut	*-e-*	*-∅*
Pl.	1. *wir*	*gäb-e-n*	*bät-e-n*	Ablaut	*-e-*	*-n*
	2. *ihr*	*gäb-e-t*	*bät-e-t*	Ablaut	*-e-*	*-t*
	3. *sie*	*gäb-e-n*	*bät-e-t*	Ablaut	*-e-*	*-n*

Die Personalendungen der beiden Konjunktive sind völlig identsich, zudem stimmen sie mit den Endungen des Präteritums überein. Dies muss Konsequenzen für die Beschreibung des Konjugationssystems haben. Dadurch dass an zahlreichen Stellen ein <e> bzw. das /ə/ des Präterital- oder des Konjunktivmorphems mit einem <e> bzw. einem /ə/ der Personalendung zusammentreffen, wird bei der Personalendung die *e*-lose Variante gewählt, was dann zu einem Formensynkretismus führ, sodass Indikativ- und Konjunktivformen häufig nicht zu unterscheiden sind.

4. Fazit

1. Das Präsens hat ein eigenes Konjugationsparadigma, das sich allerdings nur in der 1. und 3. Pers. Sg. manifestiert:

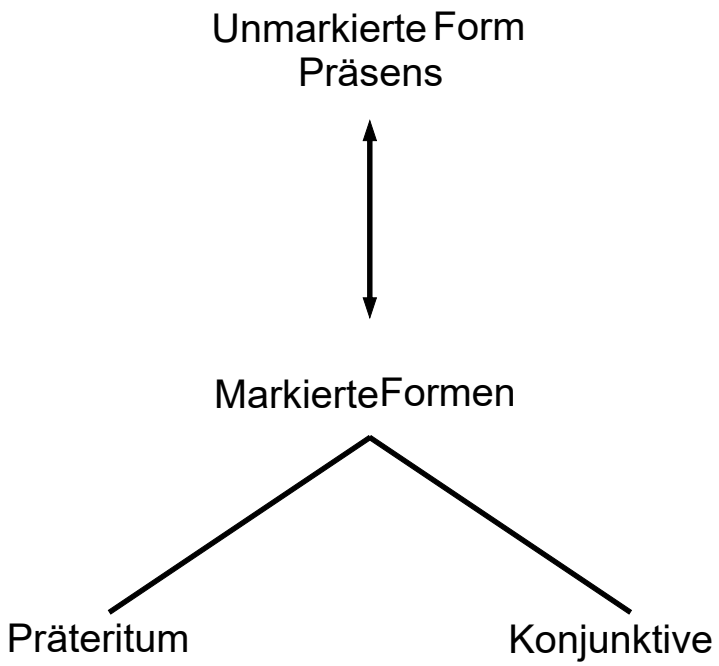
Präsens (Indikativ)		
Num.	**Person**	**Personal-endung**
Sg.	1. *ich* 3. *er/sie*	*-e* *-(e)t* [12]
	2. *du*	*-(e)st* [12]
Pl.	1. *wir* 3. *sie*	*-(e)n*
	2. *ihr*	*-(e)t*

Funktion der Indexziffern:

[1] gibt an, dass starke Verben mit Stammvokal *e* in der 2. und 3. Pers. Sg. zum Stammvokal *i* wechseln: *geben — gibst*/*gibt*.

[2] gibt an, dass der Stammvokal *a* oder *o* starker Verben umgelautet wird: *fahren — fährst*/*fährt*, *stoßen — stößt*.

2. Alle anderen Formen, das Präteritum und die Konjunktive haben ein gemeinsames Konjugationsparadigma:



Präteritum, Konjunktiv I und Konjunktiv II		
Num.	**Person**	**Personal-endung**
Sg.	1. *ich* 3. *er/sie*	-Ø [2]
	2. *du*	*-(e)st* [2]
Pl.	1. *wir* 3. *sie*	*-(e)n* [2]
	2. *ihr*	*-(e)t* [2]

Funktion der Indexziffer:
[2] gibt an, dass ein umlautfähiger Stammvokal starker Verben umgelautet wird.

3. Somit wird deutlich: Das Präsens ist die unmarkierte Form, die in den meisten Kontexten für die markierten Formen eintreten kann. Es gibt sich somit folgendes Oppositionsverhältnis:

4. **Sprachgeschichtlicher Exkurs:**
Die schwachen Verben sind, sprachgeschichtlich die jüngeren Verben; das Präteritalmorphem ist eine sprachliche Neuerung, die nur die germanischen Sprachen kennzeichnet.
Überdies können wir im Laufe der Sprachgeschichte immer wieder die Tendenz erkennen, durchschaubare Zeichen oder Formen zur Verfügung zu stellen.

Die Entwicklung der schwachen Verben ist eine Entwicklung zur Bildung durchschaubarer Tempus- und Modusformen; die Durchschaubarkeit war und ist durch das Verfahren der Agglutination gewährleistet.

Im Deutschen geht also der Weg von der Flexion zur Agglutination, wobei lautliche Wandelvorgänge immer wieder zu Mischformen und Synkretismen führen.

Literaturverzeichnis:

ANDERSSON, Bo Inge (1975/1990): *Tysk formlära för högskole bruk*. Malmö.

FABRICIUS-HANSEN, Catherine (2005): Das Verb. In: *Duden*. Die Grammatik. 7. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich, S. 395-572.

HOFFMANN, Ludger (1997): Wortarten und interaktive Einheiten. In: ZIFONUN, Gisela/HOFFMANN, Ludger/STRECKER, Bruno (Hg.): *Grammatik der deutschen Sprache* Bd. 1. Berlin, New York, S. 21-67.

NÜBLING, Damaris (2000): Wörter beugen. Grundzüge der Flexionsmorphologie. In: DITTMANN, Jürgen/SCHMIDT, Claudia (Hg.): *Über Wörter*. Grundkurs Linguistik. Freiburg Breisgau, S. 87-104.

BayDat – die bayerische Dialektdatenbank: Abschlussbericht

Ralf ZIMMERMANN

1. Das Projekt BayDat und dessen Ziele

Die bayerische Dialektdatenbank BayDat ist ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst finanziertes Projekt. Ziel des Projekts ist es, die elektronisch erfassten Erhebungsdaten aus den sechs Teilprojekten des Bayerischen Sprachatlas (Bsa) in einer zentralen Datenbank zusammenzuführen und so einerseits die zukunftssichere Speicherung der Daten zu gewährleisten, andererseits einen unkomplizierten und schnellen Zugriff auf die Daten zu ermöglichen.

Das Ziel, die Daten zukunftssicher zu speichern, konnte durch die verwendete Datenbanksoftware Oracle 9i realisiert werden: Die Oracle-Datenbanksoftware erschien erstmals in den späten 70er Jahren und wird von zahlreichen internationalen Unternehmen und Institutionen eingesetzt. Es ist daher davon auszugehen, dass die Software auch in kommenden Jahren und Jahrzehnten weiter unterstützt wird. Außerdem gewährleistet Oracle durch integrierte Sicherheitssysteme eine sichere Speicherung der BSA-Daten.

Das zweite Ziel – der schnelle und möglichst unkomplizierte Zugriff auf die BSA-Daten – konnte einerseits durch die Realisierung einer Online-Schnittstelle, andererseits durch die weitere Aufbereitung der Daten, insbesondere der sprachwissenschaftliche Auszeichnung der Projektfragebücher, verwirklicht werden.

2. Die sprachwissenschaftliche Aufbereitung der Projektfragebücher

Die Projektfragebücher der BSA-Teilprojekte sind zwar im Umfang ähnlich, unterscheiden sich jedoch an einzelnen Stellen voneinander: Das Projektfragebuch des SPRACHATLAS VON UNTERFRANKEN enthält z.B. zusätzliche Fragen aus dem Bereich Weinbau, das Fragebuch des SPRACHATLAS VON NIEDERBAYERN ist um Fragen zur Holzwirtschaft ergänzt. Auch im formalen Aufbau, z.B. in der Nummerierung der einzelnen Fragen, können die Projektfragebücher voneinander abweichen. Um elektronisch auf sämtliche Einzelfragen zugreifen zu können, war es daher zunächst notwendig, die Projektfragebücher in einem Maximalfragebuch tabellarisch zusammenzufassen: Eine Spalte enthält die laufende Nummer der Frage im Maximalfragebuch, es folgen der Fragetext und die Fragenummern aus den einzelnen Teilprojekten.

Für den BSA wurde z.B. das Flexionsparadigma des Verbs *sein* erhoben (vgl. Abbildung 1). Wollte man nun im gesamten Maximalfragebuch nach Fragen suchen, die

Flexionsformen des Verbs *sein* erheben, müsste man diese einzeln suchen: Zunächst müsste nach *bin*, anschließend nach *bist*, *ist*, *seid* usw. gesucht werden. Sollen zusätzlich Fragen gefunden werden, die das Präteritum von *sein* erheben, müsste weiterhin nach *war*, *warst*, *wart* usw. gesucht werden. Ist man außerdem nur an Flexionsformen des Vollverbs *sein*, nicht jedoch an Flexionsformen des entsprechenden Hilfsverbs interessiert, müssten die Suchergebnisse anschließend vom Nutzer auf das gewünschte Phänomen hin durchsucht werden.

Hier setzt die sprachwissenschaftliche Auszeichnung des Maximalfragebuchs an: In separaten Datenbanktabellen werden Zusatzinformationen zu den Erhebungsfragen notiert. Wird in einer Frage z.B. ein Verb erhoben, so werden in der Tabelle *Verben* folgende Informationen festgehalten:

- die Grundform des erhobenen Verbs
- die Form des Verbs in der jeweiligen Frage
- die Person des Verbs
- der Numerus des erhobenen Verbs
- der Modus des jeweiligen Verbs
- das Tempus des Verbs
- die Art des Verbs
- die Klasse des erhobenen Verbs

Werden infinite Verbformen erhoben, so wird deren Art – Infinitiv oder Partizip II – sowie deren Position – freistehend, nach Hilfsverb usw. – notiert, für die Klasse der starken Verben wird außerdem deren Ablautreihe angegeben.

Durch die Auszeichnungen werden nun gezielte Suchanfragen möglich, so lassen sich durch eine entsprechende Anfrage z.B. sämtliche Fragen ermitteln, die das Vollverb *sein* im Konjunktiv II erheben. Das Vollverb *sein* wird innerhalb des BSA dreimal im Konjunktiv II erhoben, nämlich in den Fragen 535 - "*Wenn das Roß/der Gaul jünger wäre, könnte es/er besser ziehen" -, 2067 – "Wenn ich gesund wäre, würde ich tanzen gehen" – und 2578 – "Wäre ich froh, wenn ich das wüsste*.".

Die sprachwissenschaftlichen Auszeichnungen der Fragebücher beschränken sich natürlich nicht auf die Auszeichnung von Verben: Im Bereich der Morphologie sind relevante Informationen zu sämtlichen Wortarten ausgezeichnet, für Substantive z.B. Genus, Numerus und Kasus, für Adjektive Grad, Position usw. Außerdem wurden Auszeichnungen im Bereich Lautung und Wortbildung durchgeführt.

Ausgezeichnet wurden dabei nicht nur in den Fragetexten auftauchende linguistische Phänomene. Die Suggerierformen zu den einzelnen Fragen werden nach und nach in die Datenbank aufgenommen und ebenfalls in den Bereichen Morphologie, Lautung und Wortbildung ausgezeichnet.

Um auf die in den Datenbanktabellen enthaltenen Informationen zugreifen zu können, müssen Abfragen in der Datenbanksprache SQL erstellt werden. Da dem Laienbenutzer die Erstellung von SQL-Abfragen kaum zuzumuten ist, wurde im Rahmen des Projektes BAYDAT eine Onlineoberfläche erstellt, die nach der endgültigen Fertigstellung der Datenbank für jedermann frei zugänglich sein wird. Innerhalb der Onlineoberfläche lässt sich über die Menüpunkte *Fragen* und *Spezialsuche* auf zweierlei Weise nach Fragen suchen, die bestimmte sprachwissenschaftliche Phänomene erheben:

3. Die Suchmöglichkeiten innerhalb der Onlineoberfläche der BayDat-Datenbank

Der Menüpunkt *Fragen* erlaubt zunächst eine Volltextsuche innerhalb der Fragetexte und Suggerierformen. Dabei muss nicht der gesamte Fragetext bzw. die gesamte Suggerierformen in das Suchfeld eingegeben werden, die Eingabe von *wäre* gibt z.B. die Frage 535 – "Wenn das Roß/der Gaul jünger wäre, könnte es/er besser ziehen" als Ergebnis zurück. Die Leiste *Sachbereiche* stellt eine weitere Möglichkeit dar, innerhalb des Maximalfragebuchs zu suchen: Die Fragen sind innerhalb der Projektfragebücher nach Sachgruppen geordnet, diese Ordnung wurde für die BAYDAT-Datenbank übernommen. Durch Linksklick werden sämtliche Fragen aus dem gewählten Sachbereich als Suchergebnis angezeigt, z.B. alle Fragen aus dem Sachbereich *Das Vieh und seine Pflege*.

Möchte man über den Menüpunkt *Fragen* auf die linguistischen Auszeichnungen zugreifen, muss zunächst über das Suchfeld oder über die Leiste *Sachbereiche* nach Fragen gesucht werden. Um z.B. auf die Auszeichnungen des Verbs *sein* zuzugreifen, muss zunächst nach einer beliebigen Form des Verbs, z.B. dem Infinitiv oder der Flexionsform *wäre*, gesucht werden. Anschließend lassen sich durch einen Linksklick auf den Fragetext Zusatzinformationen zur jeweiligen Frage anzeigen.

Ein Linksklick auf den Fragetext der Frage 2067 – "Wenn ich gesund wäre, würde ich tanzen gehen." – führt z.B. zum in Abbildung 2 gezeigten Ergebnis: Unter dem Punkt *Details* finden sich die Fragenummern aus den jeweiligen Projektfragebüchern. Da zu jedem Projekt eine Fragenummer angegeben ist, kann man erkennen, dass die Frage in jedem Teilprojekt des Bayerischen Sprachatlas erhoben wurde. Diese Frage würde sich also dazu eignen, Quervergleiche zwischen den einzelnen Projekten anzustellen.

Der Unterpunkt *Verknüpfungen* erlaubt den Zugriff auf die sprachwissenschaftlichen Auszeichnungen: Zum Verb *gehen* sind 34 Auszeichnungen – hier Verknüpfungen genannt - vorhanden, d.h. das Verb wurde innerhalb des Maximalfragebuchs 34-mal erhoben und entsprechend ausgezeichnet. Man kann außerdem feststellen, dass nicht nur Verben, sondern auch andere Wortarten sowie Wortbildungen, Vokale und Konsonanten ausgezeichnet wurden, z.B. wurde das Verb *gehen* im Maximalfragebuch 14-mal im Rahmen von Wortbildungen erhoben.

Durch einen Linksklick auf *sein* lassen sich die entsprechenden Auszeichnungen anzeigen: Zunächst werden die Auszeichnungen für das Vollverb *sein* angezeigt, infinite Formen werden vor finiten Formen angezeigt. Weiter unten finden sich die Auszeichnungen für das Hilfsverb *sein*. Die Form *ist* in Frage 2058 – "Er ist nie still gewesen." – ist als 3. Person Singular Indikativ Präsens ausgezeichnet. Es werden nur die Tempora Präsens und Präteritum ausgezeichnet, d.h. die synthetischen Tempora. Um Fragen zu finden, die analytische Tempora, z.B. Perfekt oder Futur I, erheben, muss nach Fragen gesucht werden, die sowohl die finite Form des entsprechenden Hilfsverbs und eine infinite Form eines Vollverbs erheben. Diese komplexen Abfragen lassen sich über den Menüpunkt *Spezialsuche* erstellen.

Es soll nach Fragen gesucht werden, die die 3. Person Singular Perfekt mit dem Hilfsverb *sein* erheben. Hierzu muss aus der Kategorienleiste auf der linken Seite zunächst der Unterpunkt *Verben* angewählt werden. Es erscheinen nun verschiedene Auswahlmöglichkeiten, die den linguistischen Auszeichnungen der Verben entsprechen (vgl. Abbildung 3). Fragen, die die 3. Person Singular Perfekt mit dem Hilfsverb *sein* erheben, müssen das Hilfsverb *sein* in der 3. Person Singular Präsens Indikativ enthalten, die entsprechenden Werte können über die Suchmaske ausgewählt werden. Anschließend

können weitere Werte hinzugefügt werden, in diesem Fall soll zusätzlich zum Hilfsverb *sein* in der 3. Person Singular Indikativ Präsens nach Vollverben im Partizip II gesucht werden. Dazu wird erneut der Punkt *Verben* aus der Kategorienleiste ausgewählt, die Werte Vollverb und Partizip II sind auf der Folie bereits ausgewählt und können in die Abfrage übernommen werden. Die veränderte Abfrage wird angezeigt und kann nun abgeschickt werden. Die Abfrage ergibt das in Abbildung 4 gezeigte Ergebnis: Die 3. Person Perfekt mit dem Hilfsverb *sein* wird z.B. in Frage 2058 – "Er ist nie still gewesen" – oder in Frage 2069 – "Das Wetter ist schön geworden." – erhoben. Zu diesen Fragen sollen Belege angezeigt werden, die Auswahlkästchen vor den Fragen müssen hierzu aktiviert werden.

4. Anzeige von Belegen in den Formaten Html und Pdf

Um Belege aus der BAYDAT-Datenbank anzuzeigen, müssen zusätzlich zu den Fragen Erhebungsorte ausgewählt werden. Dies geschieht über den Menüpunkt *Orte*. Erhebungsorte lassen sich auf zweierlei Weise auswählen: über das Suchfeld oder über die darunter liegenden Leisten *Regierungsbezirke* und *Landkreise*.

Das Suchfeld erlaubt die Suche nach Ortsnamen und Postleitzahlen. Hier müssen, ähnlich wie bei der Suche nach Fragen, nicht komplette Ortsnamen bzw. Postleitzahlen eingegeben werden, es reicht, den bekannten Teil eines Ortsnamens oder einer Postleitzahl einzugeben. Um den unterfränkischen Erhebungsort *Schweinfurt* zu finden, reicht z.B. die Eingabe von *Schwein* oder *Furt* in das Suchfeld. Die Ergebnisse werden dabei alphabetisch nach Ortsnamen sortiert, es ist jedoch durch Linksklick auf die entsprechenden Spaltenköpfe auch eine Sortierung nach Postleitzahlen und Landkreisen sowie das Umschalten auf eine absteigende Sortierreihenfolge möglich. Die Änderung der Sortierreihenfolge kann sinnvoll sein, wenn die Erhebungsorte nicht über das Suchfeld, sondern über die Leisten *Regierungsbezirke* bzw. *Landkreise* gesucht werden, d.h. wenn Erhebungsorte aus ganzen Landkreisen oder Regierungsbezirken angezeigt werden. Für die Beispielbeleglisten sollen die Belege zu den zuvor ausgewählten Fragen 2058 – "Er ist nie still gewesen" – und 2069 – "Das Wetter ist schön geworden." – aus den Erhebungsorten Würzburg, Ochsenfurt und Bütthard angezeigt werden. Die entsprechenden Auswahlkästchen müssen aktiviert werden, durch Linksklick auf *Auswählen* werden die Erhebungsorte für die Beleganzeige übernommen.

Es gibt zwei Möglichkeiten, Belege bzw. Beleglisten auszugeben: Über den Menüpunkt *Ergebnisse* werden Belege im HTML-Format angezeigt, über den Menüpunkt *Belegliste* können Beleglisten im PDF-Format erstellt werden.

Bei der Ausgabe von Belegen im HTML-Format wird zunächst die Frage angegeben, zu der die jeweiligen Belege gehören, darunter findet man die Fragenummer aus den Einzelprojekten des BSA. Die Belege werden, nach Erhebungsorten sortiert, im Anschluss tabellarisch angezeigt. Neben der Anzeige der Belege in Teuthonista-Lautschrift werden außerdem – sofern vorhanden – die Lemmata zu den einzelnen Belegen ausgegeben. Sollte der Lautschriftbeleg zu einer gewählten Frage an einem Erhebungsort fehlen, wird stattdessen der Grund für den Nullbeleg ausgegeben. Im Erhebungsort Bütthard wurde zu Frage 2058 – "Er ist nie still gewesen." – z.B. "Wort unbekannt" als Begründung für den Nullbeleg notiert. Grüne Häkchen in der rechten Spalte der Tabelle zeigen an, dass zum jeweiligen Beleg ein Scan des Originalfragebuchs vorliegt. Sämtliche Fragebücher des SPRACHATLAS VON UNTERFRANKEN wurden eingescannt, die Scans wurden im GIF-Format in die Datenbank übernommen und

können über die Onlineoberfläche eingesehen werden. Durch die Aufnahme der Scans in die BAYDAT-Datenbank können diese nicht nur zukunftssicher gespeichert werden, sondern auch als unmittelbare Quelle zu Forschungsarbeiten herangezogen werden. Sollen neben Lautschrift und Lemma weitere Kommentare angezeigt werden, so können einzelne oder alle Belege für eine Vollanzeige markiert werden, es können so Beleglisten ganzer Landkreise oder gar Regierungsbezirke im HTML-Format erstellt werden. Für jeden Beleg werden dabei Erhebungsort, Frage und die einzelnen Kommentarteile in tabellarischer Form aufgeführt. Unter Umständen können die Beleglisten im HTML-Format recht lang werden, außerdem bietet sich das Format nicht für die Archivierung und den Ausdruck von Beleglisten an. Deshalb können über den Menüpunkt *Belegliste* Beleglisten im PDF-Format erstellt werden.

Über den Menüpunkt *Belegliste* kann zunächst ausgewählt werden, welche Kommentarteile in die Belegliste aufgenommen werden sollen, in jedem Fall werden die Belege in Teuthonista-Lautschrift, Lemmata sowie die Begründung für etwaige Nullbelege aufgenommen. Weitere Kommentarteile, wie z.B. Bedeutungsangaben, Explorátoremkommentare oder Gewährspersonenkommentare lassen sich nach Bedarf zuschalten oder ausblenden. Zusätzlich können der Seitenumbruch reguliert und ein Ortsverzeichnis sowie ein Transkriptionsschlüssel mit der Belegliste ausgegeben werden.

Jede Belegliste wird zunächst mit dem Zugriffsdatum versehen, im Anschluss findet sich auf jeder Belegliste ein Inhaltsverzeichnis, das die in der Belegliste enthaltenen Fragen sowie, falls vorhanden, Ortsverzeichnis und Transkriptionsschlüssel, auflistet. Zur schnelleren Navigation sind die Punkte des Inhaltsverzeichnisses mit den jeweiligen Seiten verknüpft. So kann bequem vom Inhaltsverzeichnis zur gewünschten Frage gewechselt werden. In der Folge finden sich für jede Frage zunächst deren Nummer aus dem Maximalfragebuch, Fragetext und die Fragenummern aus den einzelnen Projektfragebüchern. Darauf folgen, ähnlich wie in den HTML-Beleglisten, die einzelnen Belege nach Erhebungsort sortiert, jedoch erlaubt das PDF-Format eine genauere Seitenformatierung, die sich besser für die Druckausgabe eignet. Außerdem wird der zur Darstellung der Lautschriftbelege verwendete Font direkt in die PDF-Dokumente eingebunden, so dass sich die Beleglisten ohne vorherige Installation von Schriftarten auf jedem beliebigen Rechner mit vorhandenem PDF-Reader betrachten und ausdrucken lassen.

5. Schluss

Durch die Realisierung der BAYDAT-Datenbank ergeben sich mehrere Vorteile für weitere Arbeiten auf Grundlage der Erhebungsdaten des BSA:

Durch die Auszeichnung des Maximalfragebuchs wurde der Zugriff auf sprachwissenschaftliche Phänomene deutlich erleichtert. Während zur Erstellung der Atlasbände die Fragebücher der Einzelprojekte im Hinblick auf bestimmte Phänomene – Morphologie, Lautung usw. – immer wieder durchgesehen und einzelne Fragen extrahiert werden mussten, so geschieht dies nun in Sekundenschnelle über die BAYDAT-Datenbank. Sie wird damit zu einem interessanten Werkzeug für weitere Forschungen auf Basis der Erhebungen für den Bayerischen Sprachatlas.

Durch die Realisierung der Onlineschnittstelle und deren Oberfläche steht BAYDAT außerdem weltweit einem breiten Benutzerkreis zur Verfügung. Dem interessierten Laien, der wissen möchte, wie in seiner Heimatregion der zweite Heuschnitt genannt wird oder wie man den Stammvokal im Wort *Fass* ausspricht,

ebenso, wie dem Dialektologen, der die Erhebungsdaten des Bayerischen Sprachatlas für weitergehende Forschungen nutzen möchte.

Weitere Illustrationen zu diesem Aufsatz finden Sie unter www.unter-fraenkisches-dialektinstitut.de.

Lenka Vodrážková-Pokorná:
Die Prager Germanistik nach 1882. Mit besonderer Berücksichtigung des Lebenswerkes der bis 1900 an die Universität berufenen Persönlichkeiten

Monographien über die Wissenschaftsgeschichte der Institute an Universitäten und Hochschulen in Tschechien kommen nur sporadisch heraus. Um so mehr ist jeder Beitrag dieser Art zu begrüßen. Lenka Vodrážková-Pokorná, die junge Germanistin vom Institut für Germanische Studien an der Philosophischen Fakultät der Prager Karls-Universität, skizziert in ihrem Buch, das dem Andenken an ihre Lehrerin, Prof. PhDr. Alena Šimečková, CSc., gewidmet ist, die Entwicklung der Germanistik an der deutschen und der tschechischen Philosophischen Fakultät nach der Teilung der Karl-Ferdinands-Universität im Jahre 1882 und setzt sich zum Ziel, die Rolle der Prager Germanistik im Kontext der Germanistik in den deutschen Ländern zu beurteilen.

Die Tschechen gehörten bis zum 19. Jahrhundert zu den nichtdominanten ethnischen Gruppen in der Habsburgermonarchie, und die Entstehung der tschechischen Universität in Prag hängt mit der Emanzipation dieser Nation im 19. Jahrhundert zusammen. Aus diesem Grund widmet sich die Autorin im ersten Teil ihrer Monographie der Beziehung „Nation und Sprache“ und charakterisiert den Prozess, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts zur Konstituierung zweier politisch und kulturell entwickelter Nationen mit unterschiedlichen gesellschaftlichen und politischen Zielen führte.

Der zweite Teil erhellt die Geschichte der Prager Universität vor und kurz nach dem Jahr 1882. Die Anfänge der universitären Beschäftigung mit der deutschen Sprache in der Habsburgermonarchie sind seit der Regierung Maria-Theresias zu beobachten. Die deutsche Sprache galt damals als ein wichtiges Instrument bei der administrativen und politischen Umgestaltung des Staates. Erst im Herbst 1849 entstanden aber die ersten ordentlichen Professuren für Deutsche Sprache und Literatur in Wien und Prag, wobei die Schwerpunkte des Faches „Deutsche Philologie“ zunächst auf der älteren Sprache und Literatur lagen. Die ersten Professoren an der Philosophischen Fakultät der Prager Universität waren Karl August Hahn, der 1849 aus Heidelberg berufen wurde, ab 1853 August Schleicher, ordentlicher Professor für Deutsche Sprache, Vergleichende Sprachwissenschaft und Sanskrit, und Johann Nepomuk Kelle, ordentlicher Professor für Deutsche Sprache und Literatur. Das Fach „Deutsche Philologie“ in Prag begann sich in den 70er Jahren in ältere und neuere deutsche Sprache und Literatur zu differenzieren und im Jahre 1878 entstanden zwei Sektionen − die eine widmete sich der Pflege der neueren deutschen Sprache und Literatur, die andere der Behandlung der älteren Sprache und Literaturepochen.

Ein sehr wichtiges Ereignis, das eine weitere Entwicklung der Germanistik beeinflusste, war die Teilung der Universität in zwei Universitäten mit dem gemeinsamen Namen Carolo-Ferdinandea. Interessant ist zweifelsohne die Tatsache, dass die Deutschen nur die tschechische Universität für eine neu gegründete Institution

hielten, während die deutsche Universität von ihnen als Nachfolgerin der alten Alma Mater angesehen wurde. Die Autorin führt an, dass die deutsche Universität mit Problemen hinsichtlich der Lehrkräfte kämpfen musste − Prag galt vielen Professoren nur als Zwischenstation auf dem Weg nach Wien oder in die reichsdeutschen Städte. Beide germanistischen Institute bemühten sich um die Entfaltung der Forschungstätigkeit und versuchten, durch eine rege Vortragstätigkeit die Fachkenntnisse auch im Land zu verbreiten. In der Monographie wird ausführlich die Entwicklung der Germanistik an den beiden Prager Universitäten behandelt. Neben der Binnendifferenzierung in Ältere und Neuere deutsche Philologie kam es später auch zur Trennung der Sprach- und Literaturwissenschaft. Diese Veränderungen wurden von der Entstehung der Neuansätze im Bereich der Methodologie begleitet. In dieser Hinsicht wird Wilhelm Scherer angeführt, der die Prinzipien des Positivismus auf die neuere Literatur und Literaturgeschichte in Prag anwandte. Zu dieser Zeit konstituierte sich auch ein neues Fach: die Volkskunde. Die Repräsentanten der Prager Germanistik interessierten sich unter anderem für Themen aus dem Grenzgebiet zwischen Volkskunde und Sprachwissenschaft, für die Mundartforschung, Etymologie, Volksliedforschung, aber auch für die Archäologie und Geographie als Grundlagen der Volkskunde.

Während die deutsche Germanistik an der Prager Universität nach 1882 den früheren Lehrplan der Vorlesungen und Übungen im Fach „Deutsche Sprache und Literatur“ fortsetzte, wurde an der tschechischen Universität im Rahmen der Gründung neuer Institute und Seminare das Institut für Germanistik neu eingerichtet; dessen Begründer und zugleich erster Vertreter der tschechischen wissenschaftlichen Germanistik war Václav Emanuel Mourek, der 1883 aus Budweis nach Prag berufen wurde.

Der dritte Teil der vorliegenden Monographie, der den Kern der Untersuchung von Lenka Vodrážková-Pokorná darstellt, konzentriert sich auf die Prager Germanisten nach dem Jahre 1882. Vorgestellt werden Ziele der deutschen und der tschechischen Germanistik. Während die Repräsentanten der deutschen Germanistik darauf abzielten, die Geschichte der Deutschen in den böhmischen Ländern aus philologischer Sicht zu skizzieren und die deutsche Sprache und Literatur in diesem Gebiet zu erforschen, um auf die Wurzeln der eigenen nationalen Existenz der Deutschen in den böhmischen Ländern zu verweisen, setzte sich die tschechische Germanistik zum Ziel, die historische Entwicklung der böhmischen Länder unter dem Aspekt der wechselseitigen Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen zu erforschen. Die Autorin der Monographie liefert wertvolle Belege für die kulturell-gesellschaftliche Tätigkeit (Mitgliedschaft in Vereinen, öffentliche Vorträge, publizistische Tätigkeit, Redaktion und Herausgabe von Zeitschriften) und wissenschaftliche Tätigkeit (Mitgliedschaft in Gesellschaften und Akademien, prinzipielle Beiträge zur Germanistik, Editionen und Fachzeitschriften, Editionen der deutschsprachigen Literatur und Fachzeitschriften) der deutschen (Johann Kelle, Hans Lambel, August Sauer und Adolf Hauffen) sowie der tschechischen Germanisten (Václav Emanuel Mourek, Arnošt Vilém Kraus, Jan Krejčí und Josef Janko).

Der Anhang veröffentlicht neben Bio- und Bibliographien dieser ersten Prager Germanisten und ihren Porträts auch wichtige Dokumente, die im Prozess der Institutionalisierung der Prager deutschen und tschechischen Germanistik eine wichtige Rolle spielten.

Die vorliegende Monographie, deren Struktur sorgfältig durchdacht ist, bringt viele neue wichtige Informationen, die bisher nicht veröffentlicht wurden, und stellt ein Werk von hoher wissenschaftlicher Qualität dar. Die Autorin, die Germanistik und

Geschichte an der Philosophischen Fakultät der Prager Universität studierte, zeigt dem Leser, dass sie sich die Technik der historischen Arbeit vollständig angeeignet hatte. Das Umgehen mit Informationen aus historischen Quellen, die die Autorin in den Archiven in Prag, Brünn, Theresienstadt, München und Wien und in den Wiener Bibliotheken studierte, die Eingliederung der Fakten in den allgemeinen historischen Kontext, die Gestaltung der Fußnoten, die mit großer Akribie verfasst wurden und vollständige Mikrotexte darstellen, die präzise erstellten Übersichten über die wissenschaftliche Tätigkeit einzelner Germanisten und die Darstellung deren prinzipieller Beiträge zur Germanistik, das sind auffällige Vorzüge dieser Monographie. Der Leser schätzt auch ein gewissenhaft erstelltes Literaturverzeichnis, das mehr als 600 Titel umfasst, und ein umfangreiches Personenregister, das eine leichtere Orientierung im Buch ermöglicht.

Die Publikation über die Geschichte der Prager Germanistik stellt einen interessanten Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte dar und ist nicht nur Historikern und Germanisten zu empfehlen, sondern auch denjenigen, die sich für die deutsch-tschechischen Beziehungen in unserem Land interessieren.

Literaturverzeichnis:

VODRÁŽKOVÁ-POKORNÁ, Lenka (2007): *Die Prager Germanistik nach 1882*. Mit besonderer Berücksichtigung des Lebenswerkes der bis 1900 an die Universität berufenen Persönlichkeiten. Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien, 452 S. ISBN 3-631-55530-X

Libuše SPÁČILOVÁ

Was ist die Grammatik der gesprochenen Sprache?

Aus Anlass von Johannes Schwitalla: Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung
und
Reinhard Fiehler: Gesprochene Sprache. In: Duden. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch, S. 1175-1256.

Von der Gültigkeit der Behauptung, dass „Deutsche nicht so sprechen, wie es in den Grammatiken steht", können sich Deutschlernende selbst überzeugen, wenn sie mit der Realität in einem der deutschsprachigen Länder konfrontiert werden. Sie erleben da oft eine unangenehme Enttäuschung, wenn sie feststellen, dass sie mit ihrer im DaF-Unterricht erworbenen Sprach- und Sprechkompetenz bei der mündlichen Kommunikation auf ihre muttersprachlichen Partner ziemlich unnatürlich, manchmal fast lächerlich wirken. Warum? Die Ursache liegt häufig darin, dass sie sich der Unterschiede zwischen der gesprochenen und geschriebenen Sprache nicht bewusst sind - meistens deshalb, weil diese Unterschiede während ihrer sprachlichen Ausbildung wenig reflektiert wurden. Im DaF-Unterricht werden zwar in der letzten Zeit kommunikative Aspekte immer deutlicher hervorgehoben und in diesem Zusammenhang auch manche für die gesprochene Sprache typischen Phänomene geübt (z.B. Partikeln, Ellipsen), explizite (und systematische) Informationen über die Besonderheiten der gesprochenen Sprachform sowie über die einzelnen Varietäten des Deutschen findet man aber in den vorhandenen Lehrbüchern für den DaF-Unterricht nicht. Dabei wären solche Informationen besonders für die fortgeschrittenen Stadien des Fremdspracheerwerbs von nicht geringer Bedeutung. Für Studierende der Germanistik sollten sie sicher obligatorische Bestandteile ihrer Ausbildung sein.

Davon, dass die gesprochene Sprache eine eigenständige Existenzform darstellt, die Aufmerksamkeit verdient, zeugt der Erfolg des Buches „Gesprochenes Deutsch" von Johannes Schwitalla, das zum ersten Mal 1997 erschien und 2006 schon in der 3., neu bearbeiteten Auflage herausgegeben wurde, sowie die Tatsache, dass in der letzten Duden-Auflage (2005) diesem Phänomen neuerdings ein umfangreiches Kapitel gewidmet wird.

Das Interesse an der gesprochenen Sprache ist jedoch nicht ganz neu. Schon 1899 wies Otto Behaghel auf ihre Eigenständigkeit hin: Als neuer Forschungszweig etablierte sie sich aber erst in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts, wo die Erfindung von geeigneten Geräten zur Festhaltung des Gesprochenen eine intensivere Auseinandersetzung mit der gesprochenen Sprache ermöglichte. Zahlreiche Ergebnisse der Untersuchung der gesprochenen Sprache wurden besonders seit dem Anfang der 90er Jahre vorgelegt. Zum Unterschied von den eher für die linguistischen Fachkreise bestimmten Publikationen zielen die oben erwähnten Werke auf ein breiteres Publikum. Die Duden-Grammatik gilt als Nachschlagewerk nicht nur für Germanisten, sondern auch für die breitere Öffentlichkeit. Johannes Schwitalla wendet sich mit seinem Buch an

Germanisten, sein Buch kann aber auch Dialektologen, Soziolinguisten, Phonetiker, Medienwissenschaftler, Psychologen, Soziologen oder Ethnographen ansprechen.

Methodisch geht Schwitalla den Weg von der Erscheinung zu ihrer Funktion. Die Aufmerksamkeit wird zunächst auf die kleinsten sprachlichen Einheiten gelenkt, also die Laute und Silben. Er weist auf die große, durch den Einfluss der Dialekte verursachte Variabilität in der Aussprache hin, die auch bei Sprechern mit hoher formaler Ausbildung (sogar in nicht privaten Situationen) festzustellen ist, und auf verschiedene Funktionen des Wechsels zwischen Standardsprache und Dialekt. Dieses Code-Switching kann nicht nur situativ ausgenutzt werden (zur Unterscheidung zwischen der offiziellen und privaten Kommunikation), sondern es kann auch anderen Zwecken dienen: zur Betonung der metaphorischen Ausdruckweise, Markierung der Distanz und Nähe u.a. Ausführlich werden prosodische Eigenschaften der Rede besprochen, denn „*das Sprechen unterscheidet sich vom Schreiben durch nichts so sehr wie durch die Prosodie*“ (Schwitalla 2005: 56).

Das sechste Kapitel behandelt die Äußerungseinheiten, wobei einleitend auf die Probleme bei der Segmentierung gesprochener Äußerungen hingewiesen wird. Das umfangreichste Kapitel (S. 100-147) trägt die Bezeichnung „Syntaktische Kategorien“. Es werden hier zuerst syntaktische Erscheinungen angeführt, die charakteristisch für die gesprochene Sprache sind, wie Kurzsatz, Ellipse, Anakoluth, Ausklammerung usw. Es wird auch die Komplexität von geschriebenen und gesprochenen Äußerungen verglichen. Den wesentlichsten Unterschied zwischen beiden Formen sieht der Autor in der Komplexität von Nominalphrasen, die zu den „*typischen Kennzeichen geschriebener öffentlicher Texte gehört*“ (S. 134) und nicht in der Opposition zwischen Parataxe (die früher häufig als typisch für die gesprochene Sprache proklamiert wurde) und Hypotaxe. Im Rahmen der „syntaktischen Kategorien“ wird auch auf einige Wortarten eingegangen (Verb, Adjektiv, Pronomen, Konjunktion, Subjunktion), wobei diese vor allem aus der Sicht ihres Funktionierens im Satz betrachtet werden.

In die 3. Auflage wurde ein Abschnitt über die Verbzweitstellung nach *weil, obwohl* und *wobei* eingefügt. Schwitalla gibt hier einen zwar kurzgefassten, aber sehr informativen Überblick über die bisher formulierten Hypothesen zur *weil*-Verbzweitstellung. Er macht darauf aufmerksam, dass *weil* in vielen Fällen keine begründende oder erklärende Funktion mehr hat, sondern eher als Diskursmarker dient. Auch wenn die Verwendung von *weil*, *obwohl* und *wobei* mit Hauptsatzstellung des finiten Verbs immer noch auf die Mündlichkeit beschränkt erscheint, kann sie nicht mehr als Fehler angesehen werden, sondern als Funktionswandel der Subjunktionen, die in der Gegenwart auch als Konjunktionen verwendet werden.

Zur Lexik wird einleitend konstatiert, dass gerade dieser Bereich zu den wenig erforschten gehört. Zu den Besonderheiten der gesprochenen Sprache reiht der Autor vor allem mündliche lexikalische Alternativen (*Glotze – Fernsehapparat*), einige Wortbildungsmuster (z.B. Derivate mit augmentativen Präfixen wie *sau-blöd*), Modalpartikeln (*ja, doch, mal, auch* ...), Vagheitsausdrücke (*was weiß ich, würd ich sagen*), Gesprächspartikeln sowie Lautmalerei. Er beschäftigt sich auch mit semantischen Prinzipien der Alltagsrede wie Vagheit, Bildlichkeit, Wertung, Intensivierung oder Durchschaubarkeit.

In selbstständigen Kapiteln macht der Autor auf verschiedene Formulierungsverfahren aufmerksam (wobei er die Meinung ablehnt, dass die gesprochene Sprache stereotyp und formelhaft ist), und auf die Eigenständigkeit der sprechsprachlichen Textformen (auf der Textebene sieht er fast keine Vergleichbarkeit zwischen

konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit). Die abschließenden Kurzkapitel werden den Mitteln der nonverbalen Kommunikation gewidmet.

Die „Einführung“ von Schwitalla verschafft dem Leser einen Gesamtüberblick über die Problematik der gesprochenen Sprache. Der Text ist auch denjenigen gut zugänglich, die nur über grundsätzliche linguistische Kenntnisse verfügen, weil die angeführten Termini durchgehend (in verständlicher Art und Weise) erläutert werden. Solche Erläuterungen erweisen sich aber auch für Germanistikstudierende (sowie Auslandsgermanisten) als sehr hilfreich. Zur Anschaulichkeit der Ausführungen trägt auch die Verwendung von zahlreichen Beispielen aus der sprechsprachlichen Praxis bei: Oft wird exemplarisch von einem authentischen Gespräch ausgegangen, an dem dann die einzelnen Erscheinungen demonstriert werden. Der Autor will mit seiner Einführung den Interessenten einen Einblick vermitteln und Anregungen zu einer tieferen Auseinandersetzung mit der Problematik der gesprochenen Sprache geben. Dazu dienen Verweise auf weiterführende Fachliteratur bei den einzelnen Phänomenen sowie ein umfangreiches Literaturverzeichnis am Ende des Buches. Zu den großen Vorteilen der 3. Auslage gehört die Tatsache, dass sie auch die neuesten Forschungen einbezieht.

Während Schwitalla mit seiner „Einführung“ ein kompaktes, ausschließlich der Problematik der gesprochenen Sprache gewidmetes Werk anbietet, ist das Kapitel „Gesprochene Sprache“ von Fiehler nur ein Bestandteil einer umfassenden Grammatik der deutschen Sprache (Duden-Grammatik-Auflage 2005: 1175-1256). Daraus resultiert eine Reihe von Gemeinsamkeiten zwischen beiden Abhandlungen sowie auch einige Unterschiede.

Fiehler setzt sich zum Ziel zu verdeutlichen, „*dass mündliche Kommunikation eine eigenständige Form der Verständigung darstellt, die zur Erfüllung ihrer Zwecke in bestimmten Teilbereichen über spezifische sprachliche und kommunikative Mittel verfügt*“ (S. 1176). Diese Mittel werden vor allem im Abschnitt 5 behandelt. Es werden hier drei Verständigungsebenen unterschieden (es wird von der Multimodalität der Verständigung gesprochen): die verbale Kommunikation, körperliche Kommunikation und wahrnehmungs- und inferenzgestützte Kommunikation (d.h. auf visuellen Wahrnehmungen und Schlüssen basierende Informationen). Die einzelnen Bestandteile können interaktiv wirken, sie können aber auch getrennt die Verständigung gewährleisten. Im Unterschied zu Schwitalla wird die Aufmerksamkeit zuerst auf nonverbale Mittel gelenkt. Es wird gezeigt, wie sich die einzelnen Körperteile – das Gesicht, die Augen, der Kopf, die Arme, die Hände und die Beine – an der körperlichen Verständigung beteiligen.

Anschließend wird eine knappe Charakteristik der Mittel der verbalen mündlichen Kommunikation gegeben, angefangen von der Prosodie und Segmentierung über die Besonderheiten der Lautlichkeit zur syntaktischen und lexikalischen Gestaltung. Ebenso wie bei Schwitalla findet sich hier ein deutlicher Hinweis auf die Vielzahl von Aussprachevarietäten: „*Ein normierter Standard, wie es für die Schreibung gibt, existiert im Bereich der Lautung nicht*“ (S. 1208). Im Rahmen der syntaktischen Besonderheiten werden Erscheinungen erwähnt, die auch bei Schwitalla vorkommen (z.B. Funktionswandel von Subjunktionen zu Konjunktionen). Zusätzlich kann man hier einige andere finden z.B. Dativ-Possessiv-Konstruktion (*dem otto seine operation hat nichts geholfen*).

Nur ganz knapp werden lexikalische Besonderheiten besprochen. Viel mehr Aufmerksamkeit wird der pragmatischen Seite, d.h. dem Gespräch als Realisierung einer bestimmten kommunikativen Praktik gewidmet. Das ist vielleicht auch der Grund, warum man sich beim Lesen Fiehlers Kapitel des Eindrucks nicht erwehren kann, dass

der Autor den Schwerpunkt seiner Abhandlung in der Gesprächsanalyse sieht. Dies entspricht völlig auch den von ihm proklamierten Zielsetzungen einer Grammatik der gesprochenen Sprache: „*Einheiten zu beschreiben, die bisher nicht Gegenstand der Grammatikschreibung waren (Gesprächsbeitrag, Gespräch)*“ (S. 1179). Gehört aber die Gesprächsanalyse überhaupt zur Grammatik? Sollte man von der Grammatik der gesprochenen Sprache nicht etwas anderes erwarten?

Aber was sollte man sich eigentlich unter der Grammatik der gesprochenen Sprache vorstellen? Was alles sollte sie beinhalten? Sie sollte bestimmt grammatische Erscheinungen beschreiben, die als charakteristische Merkmale der typischen Einheiten der gesprochenen Sprache, d.h. Gesprächsbeiträge, auftreten. Das ist das, was man im Kapitel „Syntaktische Kategorien“ in Schwitallas „Einführung“ finden kann. Darüber hinaus sollte die Grammatik der gesprochenen Sprache bestimmt auch lautliche Veränderungen behandeln, die Auswirkungen auf der morphologischen Ebene haben, sowie prosodische Mittel, die mit der Thema-Rhema-Strukturierung zusammenhängen. Ist aber solche besondere Grammatik der gesprochenen Sprache überhaupt notwendig? Muss man eigentlich in diesem Bereich zwischen der gesprochenen und geschriebenen Sprache eine scharfe Trennungslinie ziehen? Ist es nicht so, dass Erscheinungen, die als „typisch“ gesprochensprachliche gelten, auch in bestimmten geschriebenen Texten (wenn auch sehr selten) auftauchen können?

Eine der zentralen Fragen, die sich bei der Auseinandersetzung mit der gesprochenen Sprache bieten, ist die Abgrenzung dieses Begriffs. Man fragt sich also, was man eigentlich unter der „gesprochenen Sprache“ versteht?

In den beiden Arbeiten wird auf diese Problematik gleich in den einleitenden Kapiteln eingegangen. Übereinstimmend wird festgestellt, dass die gesprochene Sprache nur im Kontrast zur geschriebenen Sprache betrachtet werden kann, oder – wie beide Autoren behaupten: „Gesprochene Sprache wird durch die Brille der geschriebenen wahrgenommen.“

Gleichzeitig wird die Frage gestellt, ob Kategorien der geschriebenen Sprache zur Beschreibung der gesprochenen Sprache angewendet werden können. Hier gehen die Meinungen auseinander: Während Fiehler die Erarbeitung gegenstandsangemessener (funktionaler) Kategorien beansprucht, versucht Schwitalla an Beispielen zu beweisen, dass es nur wenige Kategorien gibt, die ausschließlich mündlich oder schriftlich sind.
In beiden Arbeiten werden grundsätzliche Unterschiede zwischen der geschriebenen und gesprochenen Sprache aufgezählt. Nach Schwitalla gehören zu solchen unterscheidenden Merkmalen der gesprochenen Sprache beschränkte Planungszeit, die Anwesenheit von Sprecher und Hörer, Variabilität und lockeres Verhältnis zu Normen, Festhaltung der Gedankenbildung samt Korrekturen, und prozessuelle Bedeutungskonstitution.

In der Duden-Grammatik wird in diesem Zusammenhang mehr Raum der Auseinandersetzung mit dem Begriff „Varianz der gesprochenen Sprache“ vorbehalten. Varianz ist nämlich nach Fiehler „*ein Grundphänomen gesprochener Sprache, das die gesamte Wirklichkeit des Sprechens durchzieht*“ (S. 1186). Es ist meiner Meinung auch das, was – besonders Deutschlernenden und Auslandsgermanisten – die Verständlichkeit und die Beherrschung dieser Form enorm erschwert (wenn nicht fast unmöglich macht).
Es gilt: „*Gesprochene Sprache ist unterschiedlich an verschiedenen Orten, in verschiedenen sozialen Gruppen, bei unterschiedlichen Anlässen, sie variiert von Individuum zu Individuum, von Situation zu Situation*“ (vgl. Fiehler 2005: 1185). Gesprochene Sprache kann also nicht nur als gesprochene Form der Standardsprache, also die Standard-Sprechsprache, die dem öffentlichen Gebrauch in manchen Regionen und bei sozial höher stehenden Gruppen auch als private Sprechsprache dient (gemäßigte

Hochlautung, vgl. Löffler 1985: 110), aufgefasst werden. Im Alltag begegnet man viel häufiger den anderen Varietäten, vor allem der regionalen Umgangssprache oder dem Dialekt. Man kann aber auch mit der Jugendsprache in Berührung kommen sowie – im Rahmen einer fachlichen Diskussion – mit der mündlichen Form einer Fachsprache.

Die meisten Sprecher verfügen über mehrere Varietäten, von denen sie je nach der Situation Gebrauch machen. Und gerade dieses Code-Switching stellt für die „Nicht-Muttersprachler" eine spezifische Barriere dar. Sollte man deshalb die Bemühungen, der gesprochenen Sprache näher zu kommen, aufgeben? Das bestimmt nicht. Man kann die allgemeinen Merkmale der gesprochenen Sprache als Ausgangsbasis nehmen, sich ihre grammatischen Besonderheiten aneignen und dann – je nach Bedarf – zu den varietätsspezifischen Eigenschaften übergehen. Die „Einführung" von Johannes Schwitalla sowie die neueste Auflage der Duden-Grammatik bieten allen, die sich auf diesen nicht einfachen, jedoch äußerst interessanten Weg begeben wollen, ein zugängliches und informatives Instrumentarium in die Hand.

Literaturverzeichnis:

FIEHLER, Reinhard (2005): Gesprochene Sprache. In: *Duden. Die Grammatik*. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 7., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Dudenverlag. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich. S. 1175-1256.

LÖFFLER, Heinrich (1985): *Germanistische Soziolinguistik*. (= Grundlagen der Germanistik, 28). Berlin.

SCHWITALLA, Johannes (2006): *Gesprochenes Deutsch*. Eine Einführung. 3., neu bearbeitete Auflage. Erich Schmidt Verlag. Berlin.

Lenka VAŇKOVÁ

STUDIA GERMANISTICA 2

Vydala Ostravská univerzita v Ostravě, Filozofická fakulta jako sborník OU č. 233/2007

Vědečtí redaktoři: Doc. et Priv.-Doz. PhDr. Lenka Vaňková, Dr.
Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Norbert Richard Wolf
Výkonná redakce: Mgr. Martin Mostýn
Obálka: Mgr. Tomáš Rucki
Náklad: 100 ks
Rozsah: 148 stran
Vydání: první, 2007
Tisk: Repronis Ostrava
Doporučená cena včetně DPH 150 Kč

ISBN 978-80-7368-376-4